Jahrbücher der Literatur.

Hundert ein und zwanzigster Band.

1848.

Januar. Februar. März.

Wien.
Gedruckt und verlegt bei Carl Gerold.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt des hundert ein und zwanzigsten Bandes.

		Seite
Art. I.	Schiller's Briefwechsel mit Körner. Von 1784 bis zum Tode Schiller's. Vier Theile. Berlin, 1847 . .	1
II.	Militärische Correspondenz des Prinzen Eugen von Savoyen. Aus österreichischen Originalquellen. Herausgegeben von F. Heller. Erster Band. Jahr 1694—1702. Wien 1848.	25
III.	Wirtembergische Geschichte von Christoph Friedrich Stälin. Zweiter Theil: Schwaben und Südfranken. Hohenstaufenzeit, 1080—1268. Stuttgart und Tübingen, 1847	48
IV.	Conquista de la Nueva Castilla. Poema eroico. Publicado por la primera vez por Don *J. A. Sprecher de Bernegg*. Paris y Leon, 1848	94
V.	Kosmos. Entwurf einer physischen Weltbeschreibung von Alexander von Humboldt. Erster Band. Stuttgart und Tübingen, 1845.	112
VI.	Allgemeine Kulturgeschichte der Menschheit von G. Klemm. Sechster Band: China und Japan. Leipzig, 1847 .	136
VII.	1) Gedichte von Emanuel Geibel. Berlin, 1848. 2) Gedichte von C. Dräxler-Manfred. Frankfurt a. M., 1848. 3) Gedichte von Friedrich Bach. Leipzig, 1847. 4) Gedichte von Theodor Stamm. Leipzig, 1845.	153
VIII.	Geschichte der Colonisation von Neu-England. Von den ersten Niederlassungen daselbst im J. 1607 bis zur Einführung der Provinzialverfassung von Massachusetts im J. 1692. Nach den Quellen bearbeitet von Talvj. Leipzig, 1847.	198
IX.	Das Erdbeben und seine Erscheinungen. Von J. Boegner. Frankfurt am Main, 1847	223
X.	Briefe aus dem Freundeskreise von Goethe, Herder, Höpfner und Merk. Eine selbstständige Folge der beiden in den Jahren 1835 und 1838 erschienenen Merkischen Briefsammlungen. Aus den Handschriften herausgegeben von Dr. Carl Wagner. Leipzig, 1847 . . .	231
XI.	Paris, oder die Wissenschaften, öffentlichen Anstalten und die Sitten im neunzehnten Jahrhundert, von Alphons Esquiros. Zwei Bände. Stuttgart, 1848 . .	236

Inhalt des Anzeige-Blattes Nro. CXXI.

Acht ungedruckte Briefe Johann Kepler's. Nach den in der k.k. Universitätsbibliothek zu Gräz befindlichen Originalien herausgegeben vom Bibliothekar Joh. Krausler . . . 1

Historische Untersuchungen über die heutigen sogenannten Cimbern in den Sette-Comuni. Von Joseph Bergmann (Schluß). 17

Rechenschaft über meine handschriftlichen Studien auf meiner wissenschaftlichen Reise von 1840 bis 1844. Von Professor Dr. Tischendorf (Fortsetzung) 50

Digitized by Google

Digitized by Google

Jahrbücher der Literatur.

Januar, Februar, März 1848.

Art. 1. Schiller's Briefwechsel mit Körner. Von 1784 bis zum Tode Schiller's. Vier Theile. Berlin. Verlag von Veit und Comp. 1847.

Wollte man bei den Briefwechseln unserer großen Schriftsteller, die einander in neuerer Zeit in rascher Folge in dem Interesse des Lesepublikums ablösen, nur auf die Form solcher Veröffentlichungen sehen, so müßte man sie für den allerschlechtesten Lesestoff erklären. Es kann kaum etwas Dissoluteres und deßhalb Zerstreuenderes, von ernster Festhaltung eines bestimmten Gedankenganges mehr Entwöhnendes geben, als dieses Vorüberschweben von allerlei Reflexionen über allerlei Dinge und Personen — und uns in der Anschauung der Zustände und Lebenssphären bedeutender Menschen zu wiegen, taugt für uns andere, die wir dieß nicht sind, auch nicht zum besten. Nichts destoweniger besitzen wir in diesen Sammlungen eine Bildungsquelle, wie sie keiner früheren Zeit zu Gebote gestanden hat, und deren Einfluß der Geschichtschreiber späterer Jahrhunderte hoffentlich anzumerken Gelegenheit finden wird. Ich rede hier nicht von den objectiven Vortheilen, die sie gewähren, indem sie nicht nur eine so sehr ins Einzelne gehende Begründung gewisser Begebenheiten gestatten, eine so gründliche Einsicht in die Entstehung bedeutender Geisteswerke eröffnen, wie sie sonst kaum irgendwo dargeboten wird, sondern auch für psychologische Beobachtung den reichsten und ächtesten Stoff liefern — denn diese Vortheile gewähren andere Veröffentlichungen bloß vielleicht nicht in so hohem Grade. Was jenen Briefwechseln eigenthümlich bleibt, ist der Einfluß, den sie auf die sittliche Ausbildung des Subjects gewinnen müssen. Reifseyn ist Alles, sagt König Lear. Wir sind Alle berufen, Männer zu werden und Männer zu seyn, und das Leben sorgt schon dafür, daß es uns nicht erlassen wird, dieser Forderung am Ende wohl oder übel Genüge zu leisten; aber wir sind in unserer Männlichkeit meistens traurige Naturalisten, denn wir müssen sie gemeiniglich jeder für seinen eigenen Bedarf ganz neu erfinden. Wie wenigen war es vergönnt, einem wahrhaft durchgebildeten Individuum so nahe zu stehen, daß sie sein inneres Leben beobachten, und sich an ihm gleichsam das Schema freier wahrer Männlichkeit, oder wie sich's Mann wird, abnehmen konnten. Daher denn der Eigensinn statt der Festigkeit, die Schwäche statt der Milde, und ähnliche Schwachheiten — wir sind eben geworden, wozu

Digitized by Google

uns die besondern Umstände unseres Lebensganges und unsere innere Anlage machen konnten, aber der Grund-Aperçu einer totalen Durchbildung ist uns nicht aufgegangen. Und dieses ist es gerade, was uns bei diesen Briefwechseln fast mit Nothwendigkeit aufgehen muß. Es ist kein geringer Vorzug unserer Nation, daß unsere großen Schriftsteller gute, ja edle Menschen gewesen sind. Dazu kommt, daß sie sich von einem in solchem Grade vielleicht niemals vorgekommenen, gewiß aber niemals aufgedeckten Streben nach totaler Durchbildung beseelt zeigen. Auf diese Weise haben sie ihrer persönlichen Erscheinung einen gewissen reinen Styl aufgeprägt, zufolge dessen sie für uns ganz unmerklich zwar nicht zu abstracten Idealen, aber wohl zu lebendigen Vorbildern werden, in welche wir uns je mehr wir sie erkennen, um so mehr hineinzuleben wünschen, um dann wo möglich in ihrer Weise fortzuleben. Das Hineinleben erleichtern die Briefwechsel über Alles — wie sollte nun das Fortleben sich nicht auch finden?

Das vorliegende Buch ist dasjenige nicht, welches im geringsten Grade zu solchen Betrachtungen anzuregen geeignet wäre.

Körner's Verhältniß zu Schiller ist ein ganz analoges. Was beide Freunde den großen Männern, denen sie zur Seite standen, waren, drückt der alte Witz des Sokrates von der Mathesis, die er geübt habe, aus. In beiden Fällen sehen wir ganz unproductive Menschen, bei welchen die verständige Reflexion auf das entschiedenste das Ruder führt, die dann mit einer gewissen Witterungsgabe ausgestattet sind, sich mit seltener Selbstentäußerung in ein productives Genie einleben, demselben über sich weissagen, und es durch rücksichtslosen Freimuth und die scharfe Zucht der Kritik zu dem heranbilden, was es zu werden bestimmt ist, uneigennützig und gern zufrieden, von ihm gänzlich in den Schatten gestellt zu werden, so wie ein Vater, der den Namen verdient, keinen wärmeren Wunsch hegt, als daß sein Sohn eben das werde, was ihm zu werden versagt war. Und die großen Männer sind groß genug, über solche Bevormundung so wenig erzürnt zu seyn, daß sie mit denen, welche sie ausüben, vielmehr die engste Freundschaft unterhalten, denn hatten sie auch zuerst in stürmischem Jugendübermuth eine unbedingte Positivität zur Schau getragen, so ahnten sie doch von vorn herein, daß „sich erst in der Beschränkung der Meister zeige, und nur das Gesetz uns Freiheit geben könne;" sie nahmen also gern die dargebotene Hand an, welche sie früher zu demjenigen zu leiten versprach, für dessen Erreichbarkeit durch sie selbst allein ihnen allerdings das Bewußtseyn von der Nothwendigkeit desselben hätte Bürge seyn können.

Die Lebensgeschichte Goethe's und Schiller's kann uns lehren, daß diese Einwirkung der Freunde sowohl auf ästhetischem

Digitized by Google

als auf sittlichem Gebiete Statt fand. Bei Goethe kommt das letztere nur in einem gewissen allgemeineren Sinne in Betracht, aber bei Schiller ist die Sache handgreiflich genug. Es ist nachgerade kein Geheimniß mehr, und Gustav Schwab, der in seinem Leben Schiller's im Grunde doch nur dem Cultus des Genius mit einem besondern Falle entgegentreten will, und dessen Buch daher auf den Grundgedanken zurückgeführt werden muß, so ein Mann sei doch im Grunde nur wie unser einer, versäumt nicht, es mit einigen frommen Seufzern recht bemerklich zu machen, daß es Schiller'n nicht erspart worden ist, eine einigermaßen wüste Periode zu durchleben, wie sie bei denen, welche in klösterlichem Zwange erzogen sind, gar leicht eintritt. Dieß mochte, als er mit Körner in Bekanntschaft trat, bereits überwunden seyn — obgleich die „theatralische Wirthschaft und Liebschaft," welche er bei Gelegenheit des Wilhelm Meisters nur allzugenau zu kennen gesteht, nicht lange vorher anzusetzen seyn wird — aber jedenfalls hat die Aufnahme in einen geordneten, wohlhabenden und edlen Familienkreis, wie es der Körner'sche war, auf den im eigentlichen Sinne des Wortes heimatlosen und zwischen dem Officier und Literaten in der Mitte stehenden jungen Mann einen sehr wesentlichen Einfluß ausüben müssen. Von der stillen Macht, die Schiller hier also anerkennen gelernt hätte, ist dann späterhin Körner in seinen Briefen der Vertreter. Beide Männer theilen einander ihre persönlichen Angelegenheiten mit und suchen gelegentlich Rath bei einander; aber auf lange Zeit hin übt Körner durch leise Winke — z. B. da Schiller sich ohne Neigung um jeden Preis verheiraten will, oder bei seinem Verhältnisse zu Dalberg — eine gewisse Superiorität aus. Ja es fehlt sogar an einem vorübergehenden Mißverständniß nicht, das gerade an dem Puncte, bei welchem der Mann jede fremde Einmischung am entschiedensten zurückweisen muß, eintritt: da Schiller wirklich heiratet, ist Körner nicht ganz mit der Wahl einverstanden und freut sich nur, weil Schiller sich freue — worauf von Schiller's Seite eine sehr entschiedene Einwendung folgt. Doch stellt sich das Verhältniß wieder her; da Schiller den Jahrgehalt von dem Herzog von Augustenburg bekommen, will der bedrängte Mann auf einmal für 80 Louisd'or Wagen und Pferde anschaffen. „Gewiß würde der Besitz von Wagen und Pferden deiner Gesundheit sehr zuträglich seyn," schreibt Körner — und der Kauf unterbleibt.

Wenn die Natur der Sache und ein gewisses Schicklichkeitsgefühl uns veranlassen muß, uns in diesem Puncte auf Hindeutungen zu beschränken, so fordert dagegen Körner's ästhetische Einwirkung auf Schiller zu einigen näher eingehenden Bemerkungen auf.

Digitized by Google

Körner's Beruf zur Kritik ist ein ausgezeichneter, wie man sich denn auch erinnern wird, ihn in dieser Beziehung in dem Schiller-Goethe'schen Briefwechsel von den beiden Dichtern fast wie den Dritten im Bunde behandelt gesehen zu haben. Die Bemerkungen, welche er z. B. über Schiller's Geschichte der Niederlande und seine historischen Arbeiten überhaupt gleichzeitig mit ihrer Entstehung macht, sind um so überraschender, je mehr sie freilich heutiges Tages Gemeingut sind. Das Verdienst, das Schiller sich damit erwerben könne, sagt er, sei das höhere Verdienst nicht, dessen er fähig sei. Der Gesichtspunct, aus dem er arbeiten wolle, sei seiner werth, und es hätte bei mehrerer Muße auf diesem Wege ein historisches Kunstwerk entstehen können, aber er sei nicht immer festgehalten. Schiller habe sich bei der Ausführung bisweilen mehr für einzelne Charaktere und Situationen, als für das Ganze begeistert. Er sei überhaupt ermüdet, er habe dem Stoffe nur die beste Form gegeben, die eben jetzt möglich war. Außerdem dringt Körner sowohl in den prosaischen als poetischen Arbeiten Schiller's besonders auf Einfachheit des Styls, wie sie denn schon in Dresden — am Don Carlos vermuthlich — Wortfeile mit einander getrieben. Wenn Schiller sich in der Zeit, welche man als seine zweite Periode zu bezeichnen pflegt, von der Dunkelheit und Anarchie der Ideen losringt, von der er selbst vortrefflich sagt, sie möge durch eine Zusammengerinnung der Ideen und des Gefühls, durch eine Ueberstürzung der Gedanken erzeugt werden, so hatten hieran neben der Abkühlung des Blutes bei fortschreitendem Alter Körner's Erinnerungen den meisten Einfluß. Körner tadelt z. B. die Einleitung zu der niederländischen Rebellion als zu bilderreich — es werde durch einen solchen Styl die Aufmerksamkeit auf Nebenideen abgezogen, ein zu blendendes Colorit in den einzelnen Theilen schade der Haltung des Gemäldes; je mehr man den Schriftsteller selbst über seinem Werke vergesse, desto vollkommener sei dieses. Dieß wird weiterhin noch in einer Kritik der „Künstler" weiter ausgeführt, welche zusammen mit den Mittheilungen, die Schiller über die allmälige Entstehung dieses Gedichtes macht, zu den lesenswerthesten Partien gehören. Die Bemerkungen über den Styl der Einleitung zur niederländischen Rebellion nimmt Schiller mit den goldenen Worten entgegen: „Laß mir nur Zeit, und es wird werden. Wenn ich meinen Stoff mehr in der Gewalt, meine Ideen überhaupt einen weiteren Kreis haben, so werde ich auch der Einkleidung und dem Stoffe weniger nachfragen. Simplicität ist das Resultat der Reife, und ich fühle, daß ich ihr schon sehr viel näher gerückt bin, als in vorigen Jahren."

Digitized by Google

Aber was Körner's Bedeutung als Kritiker begründet, ist nicht sowohl der Scharfblick im Einzelnen, als der Standpunct, welchen er überhaupt einnimmt, und welcher ihm in der frühern Periode von Schiller's Thätigkeit, als dieser und Goethe noch nicht ihre Ansichten ausgetauscht hatten, ganz eigenthümlich gewesen seyn dürfte. Es erhellt aus dem Angeführten, daß die beschränkende, regelnde, schulende Einwirkung bei ihm Schiller'n gegenüber vorwiegt. Hier ist es nun merkwürdig, daß Körner vollkommen fern davon ist, Schiller'n irgend eine Schule von außen aufdringen zu wollen. Dieß äußert sich besonders in einem Briefe über Wieland. Schiller's Anhänglichkeit an diesen erregt in ihm Besorgnisse. Alles, sagt er, komme darauf an, ob Wieland nicht etwa nur ein geschickter Künstler, ein ausgebildeter Mensch sei. „Wäre er nur dieß, so könnte es leicht kommen, daß Du ihm das, was er an Geschmack, Belesenheit, Kunstfertigkeit in einigen Gattungen, kurz an Kultur als Mensch und Künstler vor Dir voraus hat, zu hoch anrechnetest; daß es ihm gelänge, Dich zu sich herabzuziehen, da er sich zu Dir nicht aufschwingen könnte; daß er Dich endlich dahin brächte, Dich unter das Joch einer ängstlichen, auf Convention gegründeten Kritik zu beugen und „„Deinen schönsten Sünden zu fluchen.““ Ja er ist sogar in diesem Sinne nicht ganz damit einverstanden, daß Schiller sich durch Uebersetzen aus dem Euripides zu bilden sucht, er ist den Alten nicht durchaus geneigt, er findet sie bisweilen frostig und leer — was der Ursprung von Schiller's Ansicht seyn dürfte, daß das Naive (Antike) leicht in's Platte übergehe, wie denn Körner Spuren davon selbst bei Goethe finden will — er hat den Begriff einer Classicität erfaßt, welche von Griechheit ganz unabhängig sei, wenn sie auch der Sache nach mit ihr zusammenfallen möge, und rein aus vollendeter innerer lebendiger Ausbildung hervorgehe. Und so erklärt er denn auch ausdrücklich, die wahre Kritik müsse den Schriftsteller und sein Werk lediglich an sich selber messen, und habe nur zu untersuchen, ob das letztere nicht etwa hinter seiner eigenen Intention zurückgeblieben sei, ob es nicht etwa habe höher gesteigert oder tiefer concipirt werden können. Deßhalb verweis't ihn auch Schiller vorzugsweise auf das Fach der Kritik. Selten, nur selten, sagt er, trifft es sich, daß in einem Kopfe kritische Strenge und eine gewisse kühne Toleranz, Achtung und Billigkeit gegen das Genie u. s. w. sich beisammen finden, und das findet sich bei Dir. Er schlägt ihm daher vor, etwa im deutschen Merkur wichtige Producte aus mehreren Fächern der Literatur in angenehmer Einkleidung kritisch durchzugehen, wie z. B. Lessing in den Literaturbriefen gethan.

Digitized by Google

In naher Verbindung mit der Kritik ſteht die Theorie der Kunſt, und mit dieſer wieder, wenn ſie tiefer aufgefaßt wird, die Speculation, und dieß fand für Schiller um ſo mehr Statt, da ſeine theoretiſchen Beſtrebungen, wie bekannt, im Grunde alle auf das praktiſche Ziel, für ſich ſelber einen Standpunct zu gewinnen, gerichtet geweſen ſind. Auch auf dieſem Gebiete nimmt Körner jene oben im Allgemeinen bezeichnete Stellung ein, — was Jedermann um ſo mehr im Voraus erwarten wird, da ſich hier das äſthetiſche und ſittliche Intereſſe vereinigt.

Die problematiſcheſte Production und daher auch wohl die unpopulärſte, welche wir in Schiller's geſammelten Werken finden, dürfte der philoſophiſche Briefwechſel zwiſchen Julius und Raphael ſeyn. Er iſt offenbar nur ein Fragment, denn er ergibt kein Reſultat, aber er ſcheint auch auf keines hinzuweiſen — man weiß nicht, was man aus der Schrift machen ſoll. Das vorliegende Buch gibt über ſie Aufſchluß, und läßt ſie in dem Lichte eines merkwürdigen Denkmals der Freundſchaft erſcheinen. Es iſt nämlich keine bloße Fiction, wenn in der Vorerinnerung geſagt wird, ſie rühre von Mehreren her — dieſer Briefwechſel iſt, wenn auch auf Verabredung und für den Druck, wirklich zwiſchen Schiller und Körner geführt worden, von dem letzten Briefe wenigſtens läßt es ſich beweiſen, daß er von dem letztern herrührt (I. 275), und von einer ferneren Erwiderung, welche Schiller beabſichtigte, iſt mehrfältig die Rede, und nun wird man auch über die Bedeutung des Ganzen ſogleich im Klaren ſeyn. Es iſt eben nur der Sturm und Drang in Schiller, welcher ſich in der Theoſophie des Julius Bahn bricht, eben ſo wie die Genieperiode auch ſonſt auf den Spinoza zurückführte, mit deſſen Erneuung in dem Herder'ſchen „Gott" Schiller ganz zufrieden iſt; er ſchreibt bei dieſer Gelegenheit, er würde aus der Idee Gott die ganze Philoſophie ableiten. — Die erſten Briefe Schiller's an Körner, wie ſie die vorliegende Sammlung aufbewahrt, gleichen den Julius'ſchen auf ein Haar — aus dieſen tritt in den mentorartigen Expectorationen des Raphael Körner's von vorn herein verſtändigerer, hellerer und gereifterer Sinn gegenüber.

Die Stellung eines Mentors oder wenigſtens eines überlegenen Freundes behauptet Körner auch noch ferner eine Weile, wenn von philoſophiſchen Dingen die Rede iſt. So befragt Schiller ihn um ſein Urtheil über das philoſophiſche Geſpräch im Geiſterſeher mit dem Zuſatze, es werde ihm der Inhalt deſſelben vielleicht weniger bedeutend erſcheinen, weil er in der philoſophiſchen Literatur bewandert ſei, während er, Schiller, nichts der Art leſe oder geleſen habe.

Nichts deſto weniger iſt gerade dieſes die Stelle, an der

Digitized by Google

Schiller endlich den ältern Freund entschieden überflügelt, ja wo dieser zuletzt aus dem Lehrer der Schüler wird.

Schon lange hatte Körner sich mit der Kantischen Kritik der reinen Vernunft beschäftigt, und es muß zwischen ihm und Schiller bisweilen von dem Buche die Rede gewesen seyn, wie denn auch Schiller vermuthet, im weitern Verlaufe der Briefe des Raphael werde Körner ihm wohl mit Kant zusetzen. Aber die Bekehrung Schiller's zur Kantischen Philosophie ist kein Werk Körner's gewesen. Wie dieselbe heranzunahen scheint, schreibt Körner, es könne ihn bald verdrießen, da er ihm immer vergebens von Kant vorgepredigt habe. Aber es wäre auch ein Wunder gewesen, wenn Körner in diesem Sinne Proselyten gemacht hätte, denn er war selber nicht gläubig. Der geistreiche Mann hatte in der Kritik der reinen Vernunft eine epochemachende Erscheinung erkannt, aber ernstlich angeeignet hatte er sich die kräftige Speise nicht. Wir sehen ihn die ganze Zeit an den genannten Werken, und wie die Kritik der praktischen Vernunft und der Urtheilskraft erschienen, auch an diesen nur herumkosten; — er trägt sich mit allerlei Ausstellungen und Einwendungen, welche die Sache nicht treffen, und die, wenn sie auch mit Schiller's Bemerkungen bisweilen zusammenstimmen, schon dadurch auf einer niederen Stufe stehen, daß sie sich ganz unproductiv erweisen. Besonders ist dieß der Fall in Bezug auf die Kritik der Urtheilskraft. Hier ist Körner nichts weniger als ein Kantianer vor Kant, wie jener Heydenreich in Leipzig, welcher vor dem Erscheinen der Kritik der Urtheilskraft aus der Kritik der praktischen Vernunft in seiner Aesthetik die Kantische Lehre vom Erhabenen ableitete. Kant hatte die Möglichkeit eines objectiven Begriffs der Schönheit, eines objectiven Princips für den Geschmack geläugnet, und dieß ist der Lebenspunct seiner Ansicht, auf den man zunächst eingehen muß, wenn man sie im Ernste für eine bedeutende Erscheinung hält; Körner aber läßt nicht ab, gerade jenes Objective zu fordern; er will es in einer gewissen Lebenskraft finden, die über das Maß des Nothwendigen sich in den Dingen kund gebe; bis denn Schiller ihm endlich einmal so scharfsinnig wie treffend erwidert, mit dieser Lebenskraft überschreite er den Standpunct der Baumgarten'schen Vollkommenheitslehre im Grunde nicht, weil jedes objective Princip auf demselben stehen bleibe.

Schiller'n trat die Kantische Philosophie zuerst im Herbste 1787 näher, als er Reinhold, Wieland's Schwiegersohn, kennen lernte. „Daß ich Kant noch lesen und studiren werde," schreibt er jetzt, „scheint mir ziemlich ausgemacht." Er setzt die Notiz hinzu, in Kurzem werde Kant auch eine Kritik der praktischen Vernunft und dann eine des Geschmacks herausgeben, worauf

Digitized by Google

ſich Körner freuen möge. Die erſte Spur eines Einfluſſes von Seiten Kant's zeigt ſich dann gelegentlich in einer Aeußerung Schiller's, er könne nur das für recht halten, was allgemeine Maxime werden könnte. Wie er ſpäter nach Jena überſiedelte, kommt in der erſten Vorleſung auch das teleologiſche Princip zum Vorſchein, worauf er auch Körner ſelbſt aufmerkſam machte; auch in den Abhandlungen über das Vergnügen an tragiſchen Gegenſtänden und über das Tragiſche bekennt er zu kantiſiren. Aber das iſt Alles nur erſt beiläufig und vorläufig, und mehr der Atmoſphäre, in welcher er lebte, als einer wahren Aneignung der Sache zuzuſchreiben, und der ahnungsvolle Freund hat ganz Recht, ihm zu ſchreiben: „Mein Ideal von Philoſophie und von Dir iſt größer, als was Du noch jetzt geleiſtet haſt.“

Die Bekehrung Schiller's wird nur erſt bewirkt durch die Bekanntſchaft mit der Kritik der Urtheilskraft, über welche er ſchon vorher an Körner geſchrieben hatte, er höre ſie in Jena zum Sattwerden preiſen; ein leider verloren gegangener Brief hatte dem Freunde die plötzliche Umwandlung angezeigt. Schiller's Umgangskreis beſteht von jetzt an aus Reinhold, Erhard, Herbert — man kennt die beiden letztern aus Baggeſen's Briefwechſel — und ſelbſt ſeine Tiſchgeſellſchaft beſteht aus einigen Kantiſchen Magiſtern. Daß aber dieſe Bekehrung ſo folgenreich und fruchtbar geworden, verdanken wir Schiller's in dieſem Jahre beginnender Kränklichkeit, die ihn für jetzt von der eigenen Production abhielt, welche bis dahin alle ſeine Kräfte in Anſpruch genommen hatte, und dem Jahrgehalte des Herzogs von Auguſtenburg, welches ihn der Nothwendigkeit derſelben enthob. Allein was aus dieſer fundamentalen Anregung, durch welche allerdings Schiller ſowohl in theoretiſcher Beziehung, als auch in Betracht ſeiner Kunſtausübung erſt völlig das geworden, was er zu werden beſtimmt war, hervorgegangen iſt, hat bis jetzt in zweifacher Beziehung eine irrige Auffaſſung erfahren.

Zuerſt und vor Allem hat man gänzlich fehlgegriffen, wenn man in Schiller's äſthetiſchen Abhandlungen, wie ſie zuerſt in der Thalia und in den Horen erſchienen ſind, den vollſtändigen Ausdruck ſeiner philoſophiſchen Denkweiſe zu finden, und mittels ihrer ſeinem Verhältniſſe zu Kant auf den Grund ſehen zu können geglaubt hat. Es wird gerade diejenige unter dieſen Schriften, welche den principiellſten Charakter trägt, und allgemein und mit Recht für die tiefſte angeſehen wird, wenigſtens was die Aeſthetik anbetrifft, von Schiller ſelbſt als eine mehr eroteriſche bezeichnet. Er ſagt 12. Sept. 1794 von der Correſpondenz mit dem Prinzen von Auguſtenburg: „Sie wird unter dem Titel: Ueber die äſthetiſche Erziehung des Menſchen, ein Ganzes ausmachen, und alſo

Digitized by Google

von meiner eigentlichen Theorie des Schönen unabhängig seyn, obgleich sie sehr gut dazu vorbereiten kann" — und als er am 5. Februar desselben Jahres Körner'n einen Entwurf dieser Briefe mittheilte, hatte er schon hinzugesetzt: es habe hier freilich der Begriff der Schönheit, wenn er auf dem von ihm befolgten Wege entwickelt werde, nur empirische Gültigkeit. Was in letzter Instanz hinter der Schiller'schen Lehre vom Schönen steckt, die philosophische Ableitung und der philosophische Ort des in jenen Schriften vorgetragenen, erfährt man erst aus diesem Briefwechsel — obgleich sich allerdings, wenn wir es aus dieser Quelle entwickeln werden, ergeben wird, daß die Weiterführung und Vollendung nach einer gewissen Seite hin freilich nur aus den Briefen über die ästhetische Erziehung zu schöpfen ist.

Zweitens hat man angenommen, oder scheint wenigstens geneigt gewesen zu seyn anzunehmen, daß Schiller's eigenthümliche ästhetische Lehren erst aus dem Studium der Kantischen Kritik der Urtheilskraft entstanden, und lediglich als eine Umbildung der in dieser vorgetragenen zu betrachten seien, so daß er eben schlechthin einen Fortschritt über ihn mache und ein höheres Glied in einer geradlinigen historischen Entwickelung bilde. Aber nachdem die vorliegende Geschichtsquelle eröffnet ist, stellt sich das Verhältniß ganz anders dar. Allerdings widerlegt Schiller die Kantische Philosophie nach einer gewissen Seite hin aus ihr selbst, mittels einer nicht zu umgehenden, aber sie umstürzenden Anwendung eines ihrer Prinzipien, und steht in sofern nicht neben ihr, sondern auf ihren Schultern. Aber die Lehren, welche er hierauf stützt, waren von ihm ihren Grundzügen nach schon viel früher ausgesprochen; er hat sie, die zum Theil einer ganz andern Quelle entstammen, gewissermaßen in der Kantischen Philosophie nur unterzubringen gewußt, freilich nicht, ohne daß ihm erst dadurch das rechte Licht über ihre Bedeutung aufgegangen, und die wahrhaft wissenschaftliche Fassung derselben gelungen wäre. Wenigstens in den ersten zehn Bogen seiner ästhetischen Briefe, das schreibt er wiederholt, ist der Stoff aus seinen „Künstlern" (gedichtet 1789) philosophisch ausgeführt, und zu der Zeit, da er das Gedicht verfertigt, spricht er selbst den Inhalt einer Strophe mit folgenden Worten aus: „daß die Kunst zwischen der Sinnlichkeit und Geistigkeit des Menschen das Bindungsglied ausmache, und den gewaltigen Hang des Menschen zu seinem Planeten contraponderire; daß sie die Sinnenwelt durch geistige Täuschung veredle, und den Geist rückwärts zu der Sinnenwelt einlade" u. dgl.; ja wir finden, daß einer der Hauptgedanken Schiller'n von einem Manne an die Hand gegeben war, von dem man es wohl nicht erwartet hätte. Wieland, sagt er, sei unzufrieden gewesen,

Digitized by Google

daß die Kunst nach der Darstellung in den „Künstlern," wie sie damals vorlagen, nur die Dienerin einer höhern Kultur sei; von dieser Demuth sei er sehr weit entfernt. Alles, was wissenschaftliche Kultur in sich bezeichnet, stellt er tief unter die Kunst, und behaupte vielmehr, daß jene dieser diene. Wenn ein wissenschaftliches Ganzes über ein Ganzes der Kunst sich erhebe, so sei es nur in dem Falle, wenn es selbst ein Kunstwerk werde. Es ist, setzt Schiller hinzu, sehr vieles an dieser Vorstellung wahr, und für mein Gedicht vollends wahr genug. Zugleich schien diese Idee schon in meinem Gedichte unentwickelt zu liegen, und nur der Heraushebung zu bedürfen. Dieses ist nun geschehen" u. s. w. Wer die ästhetischen Briefe kennt, wird in diesen Stellen ihren Inhalt, in der ersten sogar ihren Ton wieder erkennen. Ohne Zweifel war in dem Augenblick, als in Schiller die Anschauung, daß diese Gedanken sich aus der Kantischen Philosophie würden ableiten lassen, aufblitzte, seine Bekehrung geschehen.

Schiller hielt im Winter 1792 Vorlesungen über Aesthetik. So wie aus den früher gehaltenen Vorträgen über die Tragödie die Abhandlungen über tragische Kunst und über den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen hervorgegangen waren, so ist jenes Colleg die Veranlassung zur Ausbildung seiner allgemeinen ästhetischen Lehren gewesen, und hat ihm dazu gedient, den Stoff für die späteren ästhetischen Abhandlungen zusammen zu tragen — eine Bedeutung der akademischen Thätigkeit in Schiller's geistigem Lebensgange, die man bis jetzt nicht erkannt hat. — Jene Lehren selbst beabsichtigte er in einem philosophischen Gespräche darzustellen, das mit einer noch etwas altmodisch klingenden Anspielung auf den Inhalt Kallias betitelt werden sollte. Schon früher hatte er mit Körner eine eigentliche ästhetische Correspondenz verabredet, bei der ihm die Briefe des Julius an Raphael vorgeschwebt haben mögen; dem um diese Zeit fallenden Theile der Correspondenz, in welcher freilich Schiller eine ganz andere Rolle spielt als in jenem philosophischen Romane, verdanken wir die Kunde von jener wissenschaftlichen Aesthetik.

Schiller kündigt das Eigenthümliche, was er in dieser zu leisten glaubte, mit einer Anknüpfung an jene oben erwähnten ungehörigen Einwendungen Körner's gegen Kant mit den Worten an: er glaube den objectiven Begriff des Schönen, der sich eo ipso auch zu einem objectiven Grundsatz des Geschmacks qualificire, und an welchem Kant verzweifle, gefunden zu haben. Auch weiterhin übt die von Körner immer wiederholte Forderung von etwas Objectivem auf Schiller's Lehre den sichtbarsten Einfluß aus, aber nur in sofern, als er die Aufgabe desto entschiedener in einem höheren Sinne faßt, und Körner's Gesichtspunct als einen veralteten erkennt.

Digitized by Google

Schiller's Lehre iſt, abgeſehen davon, daß ſie, wenigſtens nach meiner Anſicht, nur um wenige Schritte vom Wahren entfernt bleibt, ſchon dadurch äußerſt merkwürdig, daß ſie eine im Sinne jener Zeit ganz unglaubliche Paradoxie enthält. Einerſeits nämlich ſchreibt er, die Schönheit müſſe, da ſie doch von Begriffen unabhängig ſei, und gleichwohl dem Bereiche der Vernunft angehören müſſe, in's Gebiet der praktiſchen Vernunft fallen — und andererſeits charakteriſirt er ſeine Anſicht vom Schönen, wo er ſie als die vierte mögliche Form, das Schöne zu erklären, hinſtellt, als die ſinnlich objective. Wie kann dieß zuſammen beſtehen, und was wird man ſich namentlich bei dem letzten Terminus zu denken haben?

Indem wir dieß erklären, geben wir zugleich die Stelle an, an welcher Schiller's Theorie ſich in das Ganze der Kantiſchen Lehre einzuordnen meinte.

Schiller hatte, wie erwähnt, das teleologiſche Princip bereits anerkannt, und ſein Hauptintereſſe war das Schöne. Nun gerieth er an die Kantiſche Kritik der Urtheilskraft. Hier fand er die Zweckmäßigkeit der Natur darauf zurückgeführt, daß wir derſelben theoretiſche Vernunft, Gedanken leihen. Daneben wurde das äſthetiſche Gebiet behandelt, von welchem ein Theil, das Erhabene, auf die praktiſche Vernunft zurückgeführt wurde, was Schiller'n ſo ſehr gefiel, daß er ſich in dieſem Puncte am allernächſten an Kant angeſchloſſen hat. Was lag nun näher, ja, was ſchien conſequenter und mehr im Geiſte des Kantiſchen Syſtems zu ſeyn, als daß die Parallele durchgeführt und das äſthetiſche Gebiet darauf zurückgeführt würde, daß wir in ihm der Natur auch Vernunft leihen, und zwar praktiſche, oder Freiheit?

Die praktiſche Vernunft, ſagt Schiller, kann eben ſo wie die theoretiſche ihre Form ſowohl auf das, was durch ſie ſelbſt iſt (freie Handlungen), als auf das, was nicht durch ſie iſt (Naturwirkungen) anwenden ..... Eine Willenshandlung kann der Freiheit nicht bloß analog, ſie muß — oder ſoll wenigſtens — wirklich frei ſeyn. Hingegen kann eine mechaniſche Wirkung (jede Wirkung durch's Naturgeſetz) nie als wirklich frei, ſondern nur der Freiheit analog beurtheilt werden.... Iſt der Gegenſtand, auf den die praktiſche Vernunft ihre Form anwendet, nicht durch einen Willen, nicht durch praktiſche Vernunft da, ſo macht ſie es eben ſo mit ihm, wie die theoretiſche es mit Anſchauungen machte, die Vernunftähnlichkeit (Zweckmäßigkeit) zeigten. Sie leiht dem Gegenſtande, regulativ, und nicht, wie bei der moraliſchen Beurtheilung, conſtitutiv, ein Vermögen, ſich ſelbſt zu beſtimmen, einen Willen, und betrachtet ihn alsdann unter der

Digitized by Google

Form dieſes *ſeines* Willens (ja nicht *ihres* Willens, denn ſonſt würde das Urtheil ein moraliſches werden). Sie ſagt nämlich von ihm nur, ob er *das*, was er iſt, durch *ſeinen reinen Willen*, d. h. durch ſeine ſich ſelbſt beſtimmende Kraft iſt; denn ein reiner Wille und Form der praktiſchen Vernunft iſt eins....

Dieſe Grundgedanken treten am ſchärfſten hervor, wo Schiller eine kritiſche Anwendung von ihnen macht, um die moraliſche Zweckmäßigkeit des Kunſtwerks abzuweiſen. Dadurch, ſagt er, erleide die Form des Objects, weil die praktiſche Vernunft, *als ſolche*, hier auftrete, wahre *Heteronomie*, während doch die Schönheit in der Autonomie derſelben beſtehe; das Schöne wird zwar jederzeit auf die praktiſche Vernunft bezogen, weil Freiheit kein Begriff der theoretiſchen ſeyn kann — aber bloß der Form, nicht der Materie nach.

Dieſen Erörterungen tritt Körner mit der ſchon oben erwähnten Einwendung entgegen, dieſes Princip der Schönheit ſei bloß ſubjectiv; es beruhe auf der Autonomie, welche zu der gegebenen Erſcheinung *hinzugedacht* werde. Nun frage es ſich aber, ob es nicht möglich ſei, in den *Objecten* die Bedingungen zu erkennen, auf welchen dieſes Hinzudenken der Autonomie beruht.

Schiller glaubte dieſen Einwurf nicht beſſer widerlegen zu können, als indem er in der Darlegung ſeiner Theorie fortfährt, und zwar zunächſt als das Gebiet der Schönheit die *reine Erſcheinung* bezeichnet.

Allerdings kann kein wirkliches Ding frei ſeyn, keines erſcheint durch ſich ſelbſt beſtimmt, *ſobald man über dasſelbe nachdenkt*; jedes iſt durch ein anderes und um des anderen willen da. Aber das wird alles anders, wenn man die theoretiſche Unterſuchung wegläßt, und die Objecte bloß nimmt, wie ſie *erſcheinen*; denn dabei fallen jene Begriffe und Zwecke weg, welche ihrer Natur nach nie erſcheinen können. Das Ding, welches wirklich und im ſtrengſten Sinne *bloß erſcheint*, bei dem alſo für uns kein äußerer Beſtimmungsgrund vorhanden iſt, wird ſich von ſelbſt als durch ſich ſelbſt beſtimmt darſtellen, und es iſt alſo, damit etwas für ſich ſchön ſei, nichts anders erforderlich, als daß es nicht auf einen Grund außer ſich hinweiſ't — und ſchön heißt alſo, was keine Erklärung fordert, oder was ſich ohne Begriff erklärt, denn einen ſolchen müſſen wir nothwendig der Autonomie leihen *).

*) Ohne mich hier auf eine Kritik der Schiller'ſchen Lehre einlaſſen zu wollen, kann ich doch nicht umhin, auf Einen Punct hinzudeuten.

Digitized by Google

Man wird sich der Stelle in Goethe's und Schiller's Briefwechsel erinnern, wo davon die Rede ist, daß diese Männer sich plötzlich in Einem Puncte gefunden, zu dem sie auf ganz verschiedenen Wegen gelangt seien. Auch in dem vorliegenden Buche (III. S. 191) wird dieß erwähnt. Dieser Eine Punct dürfte nichts anders, als der Begriff der reinen Erscheinung seyn. Wenigstens beruht hierauf, und auf nichts anderem, das Princip von Goethe's Naturforschung, die, mit Abweisung des reflectirenden Denkens, die Form rein aus sich selbst — die Schädelknochen durch Zurückführung auf Wirbel u. dgl. — zu erklären sucht, und wie im Grunde erst Goethe die Poesie von der moralischen Zweckmäßigkeit befreit, ist bekannt. Diese Ansicht über den Einheitspunct in der Anschauungsweise beider Männer wird auch durch die Nachricht bestätigt, welche Schiller in dem Briefe an Körner der Meldung von ihrer Annäherung hinzufügt. Seit dieser Zeit, sagt er, haben diese ausgestreuten Ideen bei Goethe Wurzel gefaßt, und er fühlte jetzt ein Bedürfniß, sich an mich anzuschließen, und den Weg, den er bisher allein und ohne Aufmunterung betrat, in Gemeinschaft mit mir fortzusetzen... Gestern erhielt ich schon einen Aufsatz von ihm, worin er die Erklärung der Schönheit, daß sie Vollkommenheit mit Freiheit sei, auf organische Naturen anwendet." Auch ist's bei dieser Annahme erklärlich, wie beide bei solcher Uebereinstimmung doch jeder seinen eigenen Standpunct bewahren und gänzlich sie selbst bleiben konnten. Sie betrachteten die Erscheinung im Schönen als frei, und also urtheilten sie nicht nur über die Kunstproducte als solche in gleichem Sinne, indem sie nämlich von ihnen forderten, daß sie

---

Es ist hier völlig vergessen, zu zeigen, wie wir doch dazu kommen, die reine Erscheinung als etwas für sich Bestehendes zu erfassen. Denn daß wir sie in der Form von dem Denken trennen können und trennen müssen, erklärt doch nicht, wie sie in einem besondern Falle in unserm Bewußtseyn für sich aufzutreten vermöge, da sie doch bei der gemeinen und natürlichen Anschauung der Dinge immer mit dem Denken verwebt ist. Auch wo Schiller seine bisherigen Erörterungen (S 43) in die Worte zusammenfaßt: »Es gibt eine solche Vorstellungsart der Dinge, wobei von allem übrigen abstrahirt und nur darauf gesehen wird, ob sie frei, d. h. durch sich selbst bestimmt erscheinen. Diese Vorstellungsart ist nothwendig, denn sie fließt aus dem Wesen der Vernunft, die in ihrem praktischen Gebrauche Autonomie der Bestimmungen unnachläßlich fordert,« — wird dieß ohne Weiteres vorausgesetzt. Die Antwort ist freilich leicht zu geben, und mit dieser Ergänzung dürfte die Schiller'sche Lehre einer der Grundpfeiler der wahren Kunstphilosophie werden können — aber daß Schiller sie nicht fand, hat allerdings seinen Grund in einem der charakteristischen Merkmale der Kantischen Philosophie.

Digitized by Google

wirklich eine Erscheinung wären, sondern ihre theoretischen Ansichten in besonderen Dingen konnten auch übereinstimmen, weil sie sich rein aus diesem Begriffe ergeben — nichts desto weniger aber blieb der eine Naturalist und der andere Kantianer — denn Goethe hält die Erscheinung für wirklich frei — wie er ihr denn ja in der Idee der Metamorphose ein eigenes Leben und eine eigene Geschichte zuschreibt — Schiller läßt dieß aber nur für das gemeine Bewußtseyn gelten, das freilich nicht inne wird, daß die Freiheit nur eine geliehene ist, und sich als dieß — mit Modificationen, welche sich weiterhin ergeben werden, und aus denen ein neuer Uebereinstimmungspunct mit Goethe hervorgeht, der vielleicht bei der ersten Annäherung auch schon in Betracht gekommen ist, — beständig im Sinne.

Nachdem Schiller in einem späteren Briefe die bisherigen Erörterungen kurz zusammengefaßt, erklärt er, daß von da an sein Geschäft sei, zu beweisen, daß die Eigenschaft der Dinge, welche man Schönheit nenne, mit jener Freiheit der Erscheinung wirklich eins und dasselbe sei, wobei sich ihm zwei Aufgaben ergäben, erstlich darzuthun, daß dasjenige Objective an den Dingen, wodurch sie in den Stand gesetzt würden, frei zu erscheinen, gerade auch dasjenige sei, welches ihnen, wenn es da sei, Schönheit verleihe, und wenn es fehle, diese vernichte — und zweitens zu beweisen, daß Freiheit in der Erscheinung gerade die Wirkung auf das Gesichtsvermögen nothwendig hervorbringe, die wir mit der Vorstellung des Schönen verbunden finden.

Die Lösung der ersten Aufgabe gestaltet sich zu einer anderen Behandlung der Frage nach der Beschaffenheit der Objecte, welche uns veranlaßte, die Idee der Freiheit aus uns hervorzubringen und auf dieselben zu beziehen. Und zwar wird dieß hier in Bezug auf die einzelnen Objecte untersucht. Oder wenn oben gezeigt war, daß die reine Erscheinung, sobald sie nur vorhanden sei, als frei gesetzt werden müsse; so wird hier gefragt, wie denn die Anschauung des einzelnen Dinges beschaffen seyn müsse, um als reine Erscheinung die Vorstellung der Freiheit hervorzurufen.

Die Antwort auf diese Frage ist folgende.

Als ein bloßes nicht von außen Bestimmtes vermöchte es dieß nicht, denn da ist es eine bloße Negation, und es wäre kein Grund, sie als Bestimmendes der innern Freiheit zu supponiren; es wird also erforderlich seyn, daß es an sich selbst auf ein Bestimmendes hinweise, also den Verstand in's Spiel setze. Nun kann dieses Bestimmende nichts Aeußeres seyn — weder eine andere Erscheinung, noch ein Anderes als die Erscheinung, oder ein

Digitized by Google

Begriff, sonst hätten wir gar keine reine Erscheinung mehr — es wird also das Geforderte nur in dem Falle möglich seyn, daß das Object eine solche Form besitzt und zeigt, die eine Regel zuläßt, — denn der Verstand kann sein Geschäft nur nach Regeln verwalten — aber der Verstand nur auf eine Regel überhaupt — unbestimmt welche — leitet, weil eine bestimmte und als solche mit dem Gedanken erfaßte Regel schon eine Heteronomie der Erscheinung involvirte, wie denn das streng Regelmäßige, d. h. durch die Regel bestimmte, unschön ist.

Oder mit Einem Worte, schön wird seyn, d. h. zu dem transscendentalen Acte des Leihens der Freiheit wird auffordern, was, der Erscheinung angehörig, seine Regel rein in sich selber trägt; die Schönheit beruht auf einer Regel, die von dem Dinge selbst zugleich befolgt und gegeben ist — und es ist also dem Schönen, nach Kantischem Sprachgebrauch, nicht bloße Autonomie, sondern Heautonomie zuzuschreiben.

Es ist nicht schwer, zu erkennen, wie Schiller sich hier zur Erklärung der Schönheit auf die Kantische Bestimmung der Zweckmäßigkeit ohne Zweck lehnt, und dieselbe nach seinem Bedürfniß umformt. Aber wenn Körner deßhalb in einem Antwortschreiben an Schiller meint, mit dem Schönen laufe es dabei nur auf den Organismus hinaus, denn was seine Regel in sich selber trage, sei im Grunde doch dasselbe, was seinen Zweck in sich trage; so irrt er und läßt den Hauptgesichtspunct aus den Augen, auf den es bei der ganzen Schiller'schen Lehre ankommt. Die immanente Regel des Schönen kann nach dieser höchstens als ein Analogon des immanenten Fondes organischer Wesen betrachtet werden. Denn der Zweck liegt hinter der Erscheinung und bestimmt das Ding nach seinen vielen Bezügen; das von innen Bestimmende aber, von welchem hier die Rede ist, soll nicht nur dem einzelnen Erscheinenden im Gegensatz zu einem andern, sondern auch der Erscheinung als solcher im Gegensatz zu dem Nichterscheinenden, d. h. nach Kant von uns hinzugedachten, allein eigenthümlich seyn, weßhalb Schiller es sehr schicklich als Regel bezeichnet, denn die Regel einer Kunst ist ein Verhältniß der sinnlichen Elemente derselben, und daher selbst etwas der Erscheinung angehöriges.

Man wird nicht umhin können, diese Erörterungen, selbst wenn man sie in höherem Grade für bloß historisch wichtig, und von der Wissenschaft auf ihrem jetzigen Standpuncte widerlegt oder überflüssig gemacht ansieht, als Ref. dieß zu thun bekennen muß, ungemein geistreich und scharfsinnig zu finden, und Schiller'n von jetzt an eine größere Bedeutung in der Geschichte der

Digitized by Google

Philoſophie und namentlich eine tiefere Kenntniß der Kantiſchen Philoſophie und eine lebendigere Betheiligung bei ihrer Fortbildung beizulegen, als dieſes bis jetzt, da die Philoſophen ſeine gedruckten äſthetiſchen Verſuche nicht mit Unrecht als zweideutige Mitteldinge zwiſchen Wiſſenſchaft und Rhetorik betrachteten, geſchehen iſt. Allein in der weiteren Behandlung dieſer erſten von den beiden Aufgaben, in welche Schiller ſich die Forderung der Nachweiſung des a priori abgeleiteten in dem, was wir ſchön nennen, zerlegt hatte, begegnet uns eine Unbeſtimmtheit, die wir nicht anders denn als eine Schwäche der Theorie werden bezeichnen können. Durch Körner verleitet, hält Schiller eine, wie es ſcheint, genügende Beſtimmung nicht mit voller Entſchiedenheit feſt.

Es iſt ſchon oben darauf hingewieſen worden, daß Körner beſtändig und vor Allem auf einen objectiven Grund der Schönheit dringt. Wenn nun Schiller dieſen in den Briefſtellen, mit denen wir es zuletzt zu thun hatten, zu beſtimmen ſucht, ſo kann es nicht fehlen, daß er auch auf eine Beſtimmung des Verhältniſſes, welches zwiſchen jener objectiven Eigenſchaft der Dinge und dem ſubjectiven Leihen der Freiheit anzunehmen ſei, eingeht. In der That bringt er darüber auch gar gute Dinge vor. So heißt es z. B. (S. 58): „Freilich wird der Begriff der Freiheit ſelbſt, oder das Poſitive, von der Vernunft erſt in das Object hineingelegt, indem ſie dasſelbe unter der Form des Willens betrachtet; aber das Negative dieſes Begriffs gibt die Vernunft dem Objecte nicht, ſondern ſie findet es in ihm ſchon vor;" und demgemäß heißt es (S. 48): „Freiheit in der Erſcheinung iſt zwar der Grund der Schönheit, aber dieſelbe iſt die nothwendige Bedingung unſerer Vorſtellung von der Freiheit." Und mit dieſer Beſtimmung der Bedingung ſcheint alles in Ordnung gebracht zu ſeyn, — „denn es iſt ja doch (S. 58) immer die Vernunft nöthig, um von dieſer objectiven Eigenſchaft der Dinge gerade einen ſolchen Gebrauch zu machen, wie bei dem Schönen der Fall iſt." Nichts deſto weniger bezeichnet Schiller an andern Stellen jene objective Eigenſchaft als den Grund des Leihens der Freiheit; er ſagt von ihr (S. 45), daß ſeine Vorſtellung uns ſchlechterdings nöthigt, die Idee der Freiheit in uns hervorzubringen und auf das Object zu beziehen — was er freilich nicht umgehen kann, da er die Kantiſche Beſtimmung anerkannt, nach welcher unſer Urtheil vom Schönen Nothwendigkeit enthält, und Jedermanns Beiſtimmung fordert.

Und doch hat ſich bei Schiller vielleicht auch hier nur eine tiefere Einſicht in dem Widerſpruche angekündigt. Körner iſt mit dem allen, was wir hier reproducirt haben, immer noch nicht

Digitized by Google

zufrieden, und forderte nicht nur ein positives Merkmal der Schönheit — was ganz dasselbe vom empirischen Standpuncte, oder dem Standpuncte des gemeinen Bewußtseyns aus aufgefaßt ist, was von dem transscendentalen Standpuncte die objective Eigenschaft der Dinge heißt, welche die Vernunft veranlaßte, ihnen Freiheit zu leihen — und Schiller erklärte wirklich später (5. Mai 1793), er habe jetzt ein bejahendes objectives Merkmal der Freiheit in der Erscheinung gefunden — zu welchem εὕρηκα ihm denn Körner aufrichtig Glück wünschte. Nun wird zwar in diesem Puncte der Vorhang nirgend gelüftet, doch wird sich vielleicht im Folgenden noch eine Vermuthung darüber aufstellen lassen, bei welcher zugleich jenes Schwanken zwischen Grund und Bedingung eine Rechtfertigung finden würde.

So viel in Bezug auf die erste jener Aufgaben.

Was nun die zweite anbelangt, welche sich auf den Nachweis bezieht, daß die Wirkung des Schönen auf das Gesichtsvermögen in der That gerade diejenige sei, welche die Freiheit in der Erscheinung hervorrufen müsse, so wird diese in dem Körner'schen Briefwechsel und dem Entwurf der Aesthetik, welchen dieser enthält, gar nicht behandelt — sondern es bezeichnet gerade dieses die Stelle, welche die Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen in Schiller's Wirksamkeit einnehmen. Diese Briefe betrachten das Schöne ausschließlich in seiner subjectiven Beziehung. Schiller selbst sagt III. 155 wenigstens von den ersten zehn Bogen, daß er in ihnen das Schöne und den Geschmack bloß in seinem Einflusse auf den Menschen und die Gesellschaft betrachte, und daß diese subjective Rücksicht bei dem Ganzen obwaltet, erhellt schon aus dem Titel — ästhetische Erziehung des Menschen — es ist nur die ästhetische Stimmung, die in ihnen betrachtet und untersucht wird.

In dem Briefe, wo Schiller die Auseinandersetzung seiner Theorie beginnt, schreibt er an Körner, er habe einen doppelten Weg vor sich, ihn in dieselbe einzuführen, einen sehr unterhaltenden und leichten, durch die Erfahrung, und einen sehr onerösen, durch Vernunftschlüsse. Natürlich zieht er Körner'n gegenüber den letztern vor. Aber von seinen Briefen an den Prinzen, welche, wenn auch nicht in der Gestalt, wie sie uns vorliegen, wirklich geschrieben worden sind, wie aus der Notiz erhellt, daß sie in dem Palais desselben in Kopenhagen verbrannt seien, sagt er selbst, es werde ihm hier eine freiere und unterhaltende Behandlung gleichsam zur Pflicht, und er könne sich hier aus seiner Unkunde im Dogmatisiren noch ein Verdienst

Digitized by Google

machen, weil solche Briefe an einen solchen Mann es nicht wohl erlauben würden. In der That bleiben denn auch die Briefe durchaus auf empirischem Standpuncte stehen; von der Körner'n gegenüber entwickelten Theorie ist in ihnen keine Spur bemerkbar. Schiller hätte von denselben sagen können, was er über das Gedicht — das Reich der Schatten, später die Ideale genannt — schreibt, er könne nicht Körner's Meinung seyn, daß sein System über das Schöne der nothwendige Schlüssel dazu sei, es harmonire natürlicher Weise ganz damit, aber im übrigen ruhe es auf den currenten Begriffen. In der That haben auch viele Tausende die Schrift gelesen und die wesentliche Wirkung von ihr erfahren, die von Kantischer Philosophie nie etwas gehört haben, wie denn auch nicht bloß Goethe, der wohl auch etwas streng Philosophisches aufzunehmen gewußt hätte, sondern auch Meier für sie begeistert war. Es kam Schiller'n bei ihr nicht sowohl darauf an, eine theoretische Einsicht über das Schöne auch nur nach der Einen Seite hin zu überliefern — es wäre immer etwas ungeschickt herausgekommen, wenn er ein Interesse für eine solche bei dem vornehmen Gönner ohne Weiters hätte voraussetzen wollen — sondern in das Verständniß desselben, wie es uns nun einmal vorliegt, einzuführen, die wahrhaft ästhetische Stimmung, indem er sie beschrieb, hervorzurufen, oder, wo sie schon vorhanden seyn mochte, durch ein Bewußtseyn über sie zu befestigen; also mit Einem Worte, nicht bloß von der ästhetischen Erziehung zu reden, sondern sie thatsächlich zu bewirken. Daher auch der rhetorische Schwung in der Sprache, von welchem die streng wissenschaftlichen Erörterungen in den Briefen an Körner ganz frei sind.

Uebrigens versteht es sich von selbst, daß deßhalb die Briefe über die ästhetische Erziehung, so wie die späteren ästhetischen Abhandlungen, welche ganz auf demselben Standpuncte stehen, — denn wem fällt es z. B. ein, daß beim Naiven die Freiheit in demselben dem Objecte nur wie ausgeliehen seyn sollte? — nicht bloß populäre Schriften, nicht eine zuerst dem vielleicht nicht kantisch durchgebildeten Prinzen, dann dem illiteraten Publikum, weil sie nun einmal des Zutritts in's innere Heiligthum nicht werth seien, in stolzer Kantischer Selbstgenügsamkeit von oben herab zugeworfene leichte Speise seien. Vielmehr fühlte sich Schiller zu einer solchen Behandlungsweise gerade dieser Seite der Sache nicht nur durch sein System selbst berechtigt und gewissermaßen genöthigt, sondern es sind auch ihm selbst erst auf diesem Wege gewisse Gesichtspuncte aufgegangen, gewisse Auflösungen früherer Probleme klar geworden, die, wenn sie sich nicht auf das Schöne ausschließlich beziehen, eben deßhalb

Digitized by Google

um so gewisser eben so nur hier anzutreffen sind, wie die Grundlagen seiner ästhetischen Theorie sich hier nicht finden.

Gleich an der Briefstelle, wo Schiller Körner'n jene zweite subjective Aufgabe namhaft macht, setzt er hinzu: „Zwar dürfte es ein vergebliches Unterfangen seyn, dieses Letzte — die Identität des Gefühls, welches die Freiheit in der Erscheinung hervorrufen muß, mit dem Gefühle bei der Vorstellung des Schönen — a priori zu beweisen, da nur Erfahrung lehren kann, ob wir bei einer Vorstellung etwas fühlen sollen, und was wir dabei fühlen sollen. Denn freilich läßt sich weder aus dem Begriffe der Freiheit, noch aus dem der Erscheinung ein solches Gefühl analytisch herausziehen, und eine Synthesis a priori ist es eben so wenig; man ist also hierin durchaus auf empirische Beweise eingeschränkt — und was nur immer durch diese geleistet werden kann, hoffe ich zu leisten: nämlich durch Induction und auf psychologischem Wege zu erweisen, daß aus dem zusammengesetzten Begriffe der Freiheit und der Erscheinung der mit der Vernunft harmonirenden Sinnlichkeit ein Gefühl der Lust fließen müsse, welches dem Wohlgefallen gleich ist, das die Vorstellung der Schönheit zu begleiten pflegt." Das wäre denn also in den Briefen an den Herzog von Augustenburg geschehen. Auch ist es an sich klar, daß bei der Erörterung des Gefühls, von welchem die Thatsache des Schönen in uns begleitet wird, ein Einmengen des transcendentalen Standpuncts der Betrachtung, der freilich dem Ganzen zu Grunde liegen muß, eher störend seyn würde; denn das Gefühl gehört ganz dem natürlichen Menschen, dem Menschen der Erscheinung an, und wird von den Dingen, wie wir sie uns eben als natürliche Menschen im gemeinen Bewußtseyn vorstellen, hervorgerufen.

Es wäre jetzt nur noch übrig, daß Rec. die neuen Gesichtspuncte, welche Schiller dem Eingehen auf die Betrachtung des Schönen von der subjectiven Seite her verdankte, charakterisirte. Dieß scheint hier überflüssig zu seyn, in sofern für diese Zwecke das vorliegende Buch die Quelle nicht sei — auch sind ja diese Gesichtspuncte allgemein bekannt, und wenn man aufrichtig seyn will, die Quellen aller modernen Aesthetik. Indessen bedarf es vielleicht einer Orientirung darüber, wie sie mit dem oben Erörterten zusammenhängen, und da sich vielleicht nur hieraus ihr eigentlich philosophischer Ort und ihre streng philosophische Bedeutung ergibt, so werden sie in diesem Zusammenhange nicht ganz übergangen werden können.

Der Grundgedanke der ästhetischen Briefe ist bekanntlich, daß wir, indem wir uns zur Schönheit erziehen, zugleich zur Sittlichkeit erzogen werden, oder in dem wahren Genuß jener,

Digitized by Google

dieſe für einen Augenblick anticipiren, und zwar in ſofern, als wir uns beim Schönen zugleich frei und beſtimmt fühlen, oder Natur und Freiheit vermittelt ſehen, ſich ſolcher Vermittlung aber durchgängig bewußt zu ſeyn und in ihrem Sinne zu handeln, alſo Natur und Freiheit vermittelt zu haben die ſittliche Aufgabe des Menſchen iſt, mit deren Löſung er eine höhere Freiheit erlangt haben würde.

Wie nun jene Stimmung der Thatſache der Schönheit, wie Schiller ſie im Körner'ſchen Briefwechſel auffaßt, entſpreche, iſt leicht zu zeigen. Wenn nämlich dieſer die Elemente der Erſcheinung und der Freiheit enthält, ſo wird man ſich von der erſteren, da ſie doch immer von außen kommt, weſentlich beſtimmt fühlen müſſen: das Element der Freiheit aber muß auch ein Gefühl von Freiheit herbeiführen, ſelbſt wenn ich nicht weiß, daß ich ſie nur in das Object verlege — denn einerſeits iſt das Object ſelbſt damit als frei geſetzt, und die Anſchauung von etwas Freiem muß mich frei ſtimmen; alsdann aber muß ich mich, wenn in dem Objecte etwas liegt, was aus meiner praktiſchen Vernunft herſtammt, jedenfalls, auch wenn ich das nicht weiß, doch in ſofern frei fühlen, als ich in dieſem Puncte wenigſtens nicht von außen beſtimmt bin. Aber auch die Beziehung des Schönen auf das Sittliche iſt nur durch ſtrenges Zurückgehen auf die philoſophiſchen Grundlagen der Schiller'ſchen Aeſthetik zu erkennen.

Man betrachtet Schiller als denjenigen, welcher den Kantiſchen Dualismus von Natur und Sittlichkeit überwunden habe. Dieß hat er auch wirklich gethan; bekanntlich verſpottet er denſelben heftig in den Xenien:

Gerne dien' ich den Freunden, doch thu' ich es leider mit Neigung,
Und da wurmt es mich oft, daß ich nicht tugendhaft bin.
Antwort:
Da iſt kein and'rer Rath, du mußt ſuchen ſie zu verachten,
Und mit Abſcheu alsdann thun was die Pflicht dir gebeut.

oder mit Einem Worte, er ſucht die Aufgabe nicht in der Unterdrückung, ſondern in der Veredlung der Sinnlichkeit. Aber man faßt dieſe Aufhebung des Dualismus, weil man von der ſpeculativen Philoſophie ausgeht, welche die Freiheit und Nothwendigkeit in Einem als vorhanden betrachten lehrt, gemeiniglich unrichtig auf, und Ref. ſelbſt hat dieß in einer Abhandlung in der Fichte'ſchen Zeitſchrift für Philoſophie, die überhaupt ſeit der Veröffentlichung des Körner'ſchen Briefwechſels als gänzlich antiquirt zu betrachten iſt, gethan. Man meint nämlich, er löſe jenen Zwieſpalt theoretiſch auf, oder betrachte jene Vereinigung, wie die Neuern, als vorhanden. Aber wenn er ſich etwa in der »äſthetiſchen Erziehung« einmal ſo ausdrücken ſollte, ſo würde

Digitized by Google

er dieß selbst nur im Sinne des empirischen Standpuncts, den er hier einnimmt, gethan haben wollen. Schiller ist in diesem Puncte weit mehr Kantianer als man glaubt — jene Vereinigung ist bei ihm nichts als eine Forderung, ein Imperativ, etwas, das wir aus praktischen Rücksichten als realisirbar betrachten müssen.

Das Schöne, würde man nach der bisherigen Auffassung sagen müssen, ist nach Schiller's Ansicht wirklich in dem intellectuellen Substrat unseres Ich, in welchem sowohl Sinnlichkeit als Sittlichkeit wurzeln, und wenn wir uns im Zustande der freien sittlichen Handlung befinden, schauen wir dieses an mittels derjenigen Anschauung, welche Schelling später die intellectuelle genannt hat, wie denn auch Schiller mit Schelling und Hegel später philosophischen Verkehr gepflogen hat. Wie aber drückt Schiller selbst sich aus? Er sagt (III. S. 210): „Das Schöne ist kein Erfahrungsbegriff, sondern vielmehr ein Imperativ. Es ist gewiß objectiv, aber bloß als eine nothwendige Aufgabe für die sinnlich vernünftige Natur."

Der luftige Bau, welcher das Schöne und Gute bei Schiller verbindet, und den er sein System nennt — er spricht häufig von seinem Systeme, das er in seinen ästhetischen Briefen darlege, wo man sich denn freilich zu hüten hat, nicht an seine ästhetische Theorie zu denken, stellt sich also so dar:

Die Vereinigung des Sinnlichen und der Freiheit im Schönen, welche aber nicht wirklich Statt findet, sondern nur supponirt wird, gibt mir die Anschauung der Vereinigung der gleichen Elemente in mir, welche aber nicht ist, sondern nur seyn soll.

Man wird gestehen müssen, daß dieß ganz in Kantischem Styl bauen heißt.

Es ist nicht zu verkennen, daß auf die Ausbildung von Schiller's höherer Ansicht von unserer sittlichen Aufgabe Körner's Mahnungen nicht ohne Einfluß gewesen sind. Wie Körner sehr damit zufrieden ist, daß Schiller in den „Künstlern" die Kunst höher stellt als die Wahrheit, so will er auch, daß sie ein Höheres sei, als die Sittlichkeit im Kantischen Sinne — er will ein gemeinsames Princip der Kunst aus dieser Sittlichkeit, indem er sagt: Das Princip, aus dem Schiller Schönheit als Freiheit in der Erscheinung erkläre, sei nur das nächste Princip der Sittlichkeit, und er wünsche noch ein entfernteres und höheres; er klagt auch viel über die Unfruchtbarkeit des Kantischen Princips der Sittlichkeit. Allein philosophisch ermöglicht wurde die Erfüllung einer solchen Forderung lediglich durch Schiller's ästhetische Theorie.

Digitized by Google

Nämlich durch den Begriff der naiven Erscheinung, wie er oben erörtert ist, und durch die Versuche, einen objectiven Grund der Schönheit zu finden. Hierbei legte Schiller dem Elemente der Sinnlichkeit und Unmittelbarkeit eine eigene Natur bei, deren Aufhebung von der praktischen Vernunft in ihrem eigenen Interesse nicht gestattet werden dürfe, weil sie damit eine Heteronomie herbeiführen würde. Oder Schiller hat hier den, für die Kantische Periode Epoche machenden Gedanken — das Sinnliche ist einmal, also muß es doch wohl auch bestimmt seyn, das zu seyn, was es ist. Und dieß ist nun freilich in Bezug auf das Schöne ziemlich harmlos, denn diese negative Freiheit der Natur dient ja doch nur dazu, die Freiheit der Vernunft hineinlegen zu können. Nun aber denke man sich dieß auf den Menschen als sittliches Subject übertragen. Kant hatte nur dem Sittengesetz Freiheit zuerkannt — und diese wird nicht nur mit Unterdrückung des Sinnlichen geltend gemacht, sondern besteht wohl gar bloß in dieser Unterdrückung. Jetzt aber hat das Sinnliche auch auf einmal ein Recht bekommen zu seyn, und das zu seyn, was es ist. Blieb da etwas anderes übrig, als die sittliche Aufgabe, wenn überhaupt eine solche Statt finden, wenn der Mensch nicht zu unheilbarer Zweiheit verdammt seyn sollte, nunmehr dahin zu bestimmen, daß sie darin bestehe, beide Elemente geltend zu machen, oder eines mit dem andern zu durchdringen, als worin die wahre Freiheit, die Freiheit nicht der Bekämpfung eines Gegensatzes, sondern der Gegensatzlosigkeit, besteht? Wobei sich Schiller um die Frage, wie dieß möglich sei, gar nicht zu kümmern brauchte, wie er denn selbst im neunzehnten ästhetischen Briefe sagt: die Möglichkeit der Dinge erklären zu können, dafür gebe sich der Transscendentalphilosoph gar nicht aus, sondern er begnüge sich, die Kenntnisse festzusetzen, aus welchen die Möglichkeit der Erfahrung begriffen werde.

Uebrigens ist unzweifelhaft jene Freiheit, mit welcher wir bei der ästhetischen Anschauung nach Schiller's Lehre über allen Elementen unsers innern Lebens stehen, das Spiel, zu welchem sie uns dienen — auf die Einführung des Begriffes Spiel in dem Briefe über die ästhetische Erziehung dürfte eine Abhandlung des aus den Fichte'schen Händeln bekannten Weißhuhn, „über die höhere Bedeutung des Spiels" (d. h. Kartenspiels), den Schiller um diese Zeit in den Horen aufnahm, einen Einfluß ausgeübt haben — die Herrschaft, die wir demzufolge über dieselben ausüben, zusammen mit der Totalität, auf die es hierbei abgesehen ist, und die sich darin äußert, der fernere Anknüpfungspunct zwischen Schiller und Goethe gewesen, auf den ich oben hingewiesen habe; wie sollte Goethe nicht hierin das Schema seines

Digitized by Google

Verfahrens, was ihn quälte und mit sich in Zwiespalt brachte, aus sich herauszusetzen, und sich dadurch zu gesunder Ganzheit wieder herzustellen, erblickt haben? Ferner dürfte jenes von Schiller nachträglich gefundene objective Merkmal des Schönen in eben dieser Totalität bestehen — nämlich darin, daß sich in menschlicher oder menschenähnlicher Weise eine Einheit von Freiheit und Sinnlichkeit in dem Schönen darstelle — wie Schiller sagt, zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden bleibt dem Menschen nur der bange Dual, auf der Stirn des hohen Uraniden leuchtet ihr vereinter Strahl — wonach denn freilich nur der Mensch oder die Darstellung des Menschen vollkommen schön wäre — aber eine solche Ansicht ist in neuern Zeiten gerade heraus oder versteckt allzuoft geltend gemacht worden, als daß wir nicht annehmen sollten, sie hätte sich im Anfange der ästhetischen Dinge auch wohl Schiller'n zu empfehlen gewußt. Und endlich läßt auch der Widerspruch von Grund und Bedingung von der Anschauung der ästhetischen Erziehung aus allenfalls eine Auflösung zu. Man kann nämlich sagen, sind jene beiden Triebe — man erinnert sich dieser Redeweise aus der Schrift selbst — der Formtrieb oder der Freiheit- und der Stofftrieb oder die Sinnlichkeit, beide gleich ursprünglich in unserm Ich begründet, so wird weder der eine noch der andere bloß Bedingung, oder bloß Grund eines gemeinschaftlichen Productes seyn, sondern jeder sowohl das eine als das andere, oder das Product wird nur daraus entstehen, daß sie sich gegenseitig sollicitiren. Und so könnte man vielleicht sogar den Kreis der ganzen Theorie damit schließen, daß man jene, wie oben angemerkt, unerklärt gebliebene Isolirung der reinen Erscheinung, welcher allein die praktische Vernunft ihre Freiheit leihen kann, darauf zurückführte, sie müsse angenommen werden, eben weil nur so die ästhetische Stimmung möglich werde, in welcher sich die Totalität auf einen Augenblick verwirkliche, und die uns das wahre sittliche Ideal vor Augen stelle. Welche Hypothesen jedoch der Leser von den documentirten Schiller'schen Lehren gesondert zu halten wissen wird.

Hinter dem Aufschwunge von Schiller's Geist, der sich in diesen letzteren kund gibt, bleibt nun, wie gesagt, Körner auf eine sehr bemerkbare und fast beleidigende Weise zurück. Auf die Briefe, in welchen der Freund ihm seine Entdeckungen darstellte, geht er wenig ein; seine Antworten bestehen meistens darin, daß er ihm auf seine Weise etwas vorphilosophirt, wobei er aber über seine „Lebenskraft" nicht viel hinauskommt. Ja er findet sogar erst in dem zweiten Theile der Abhandlung vom Erhabenen die alte Kraft wieder! — Er sagt geradezu, er müsse Schiller'n eben sowohl als Kanten aus Principien läugnen, und

Digitized by Google

verlangt, nachdem ihm alles oben Dargeſtellte vorliegt, doch noch ein neues Princip, ohne doch die mindeſte Productivität in Erledigung deſſelben zu zeigen. Auch verfehlte dieſe Unempfänglichkeit nicht, auf einige Zeit das gute Vernehmen zwiſchen beiden Männern zu ſtören. Während Schiller's Reiſe nach Schwaben ſind ſeine Briefe, wie er ſelbſt ſpäter geſteht, nicht bloß wegen der größeren Entfernung ſeltener, und obgleich ſich dieß wieder ausgleicht und Schiller in den Mittheilungen über ſein Philoſophem wieder beginnt, merkt man es ihm doch an, daß die einſtimmige Behandlung der höchſten Probleme, in der ihm Goethe entgegenkommt, gewiſſermaßen eine leergewordene Stelle bei ihm ausfüllt. Doch ſchließt ſich Körner zuletzt noch ſeiner Lehre an, indem er einen beſondern Punct in einem ihr verwandten Sinne behandelt. Schiller hatte ſchon im Anfange ſeiner Mittheilungen über ſeine Kunſtlehre erklärt, die Anwendung auf die Muſik überlaſſe er dem Freunde, und da ſendet denn auch wirklich Körner, nach langem Zögern, wie es in ſeiner Weiſe liegt, für die Horen eine Abhandlung über Charakterdarſtellung in der Muſik ein, von der er meint, daß er ſich in ihr Schiller'n doch wenigſtens näher anſchließe, als es irgend ein anderer gegenwärtig thun dürfte. Er ſagt in dieſem Aufſatze — man findet ihn in dem fünften Stücke der Horen 1795 —: Um aus dem Reiche der beſchränkten Wirklichkeit in das Reich des Ideals einzugehen, bedürfe es der Freiheit. Dieſe ſei die Seele des Kunſtwerkes; indem der Dichter den Glauben an die Freiheit vorausſetze, verbreite ſich ſelbſtſtändige Lebenskraft über die Beſtandtheile ſeines Werkes, und an die Stelle eines Puppenſpieles, das von einer unbekannten Macht durch unſichtbare Fäden bewegt werde, treten handelnde Perſonen. Aber Freiheit, Perſönlichkeit, Zuſtand und Leben als Gegenſtand der Kunſt betrachtet, ſeien keine metaphyſiſchen Begriffe, ſondern Merkmale, die durch den innern Sinn in uns wahrgenommen und auf andere Weſen übertragen werden. Hiezu iſolire beſonders der bildende Künſtler die Geſtalt, indem er ſie von der Bewegung frei mache. Es frage ſich nun, ob nicht auch Bewegung ohne Geſtalt zur Darſtellung zureichend ſei, ſo wie es Geſtalt ohne Bewegung ſei. Dieß wird bejaht, und die Muſik als diejenige Kunſt bezeichnet, in welcher dieß der Fall ſei — bildeten doch die Figuren der Muſik ſelbſt eine Art Geſtalt, wenn auch nicht im Raume, doch in der Zeit, und das Beharrliche, deſſen auf ſolche Weiſe die Muſik fähig iſt, indem ſie an einer gewiſſen Art von Fortſchreitung u. dgl. feſthält, mache ſie fähig, nicht bloß das Pathos, ſondern auch das Ethos, den Charakter, auszudrücken, welchem wir dann, wenn er auf dieſe Weiſe umſchrieben iſt, Freiheit beilegen. — Man ſieht, daß hier die Lebens-

Digitized by Google

kraft aufgegeben und das Element von Freiheit, das in ihr liegt, als von uns supponirt, anerkannt wird; doch macht sich eine bedenkliche Neigung geltend, auf eine Hineinlegung der sittlichen Freiheit als solcher in die Erscheinung zu verfallen, denn es heißt, durch Darstellung eines Charakters werde die Freiheit des Menschen, welche das einzige Unendliche an ihm sei, versinnlicht — was den Begriff eines Charakters im ästhetischen Sinne, das ἦθος, gar nicht trifft, sondern nur eine Beschreibung des vorzugsweise so genannten Charakters, des festen Charakters, der Charakterstärke ist: „der Verschwender" oder „der Geizige" ist nichts weniger als „ein Charakter" in dem letztern Sinne, aber allerdings ein ἦθος, ein Typus, eine Maske.

Erst nachdem Schiller ganz zur Production zurückgekehrt ist, wird Körner's Stellung bei dem brieflichen Verkehr mit ihm wieder eine selbstständigere, denn nun fällt ihm auf's Neue die Rolle des Kritikers zu. Zwar ist jetzt auch in dieser Beziehung Schiller der Ueberlegene, doch sind die Verhandlungen zwischen ihnen über einzelne Puncte immer wichtig; auch finden sich hier Besprechungen Goethe'scher Werke und Aeußerungen Schiller's über Goethe, welche aller Aufmerksamkeit werth sind. Die gut geschriebene Vorrede des vierten Bandes — welche auch über die Grundsätze in Betreff der Weglassung gewisser Personalnachrichten eben so verständige wie genaue Rechenschaft ablegt, behauptet nicht zu viel, wenn sie sagt, daß dieser Briefwechsel neuen und anregenden Aufschluß über so viele dunkle Gebiete der deutschen Geisteswelt gebe, daß es der verschiedensten Organe bedürfen werde, um seinen Goldgehalt auszubeuten, und ihn für Geschichte und Philosophie, für Literatur, Poesie und Theater nutzbar zu machen.

Leipzig. W. Danzel.

Art. II. Militärische Correspondenz des Prinzen Eugen von Savoyen. Aus österreichischen Originalquellen. Herausgegeben von F. Heller, Obristlieutenant im k. k. österr. Generalquartiermeisterstabe ꝛc. Erster Band. Jahr 1694—1702. Wien. Carl Gerold. 1848. 527 S. gr. 8.

Von allen Männern, deren Namen auf den Blättern der österreichischen Geschichte ruhmvoll verzeichnet stehen, hat wohl, einige Glieder des Kaiserhauses allein ausgenommen, keiner so mächtig eingewirkt auf die Geschicke der dem Scepter des Hauses Habsburg unterworfenen Länder, als Prinz Eugen von Savoyen. Es ist aber auch über keinen von Oesterreichs großen Staatsmännern und Feldherren so viel geschrieben worden als über ihn, den wir,

Digitized by Google

wenn er gleich italienischem Fürstenblute entstammte, in Frankreich geboren und am Hofe Ludwigs XIV. erzogen worden ist, wohl mit Recht zu den Unserigen zählen dürfen, da ihn die Macht der Verhältnisse nicht minder als sein eigener Wille, seine treue Anhänglichkeit an das Herrscherhaus wie die ruhmvolle Führung der kaiserlichen Heere und die weise Vertretung der Interessen seiner Monarchen in dem Rathe der Fürsten so fest als irgend einen im Lande selbst Geborenen an Oesterreich ketten.

Es darf wohl als Regel gelten, daß über hervorragende Männer, während sie noch am Leben sind, selten richtige Urtheile gefällt werden. Nach ihrem Tode, wo die Leidenschaftlichkeit mehr und mehr verstummt, wo ihre Verdienste und Fehler mit ruhigem Gemüthe beurtheilt werden, wo die früher in ihren Schreibepulten, in den Kabineten der Fürsten oder in den Archiven aufbewahrten schriftlichen Denkmale ihrer Handlungen, durch fleißige Forschung zu Tage gefördert, ans Licht treten, ist es auch leichter, ein getreues Bild ihrer ausgezeichneten Persönlichkeit darzustellen. Was hingegen die Geschichtschreibung über den Prinzen Eugen betrifft, so hat das gerade Gegentheil von dem oben Gesagten stattgefunden.

Die ältesten Werke über ihn sind vielleicht einseitig, jedenfalls aber der Wahrheit getreuer als die neueren, die entweder ganz verfälscht sind, oder in welche sich doch eine Masse des Unrichtigen eingeschlichen hat. Das im Jahre 1722 erschiene Buch „des grossen Feldherrns Eugenii Heldenthaten" ist, die übertriebenen, im Style der damaligen Zeit liegenden Lobhudeleien abgerechnet, nebst Dumont's „Histoire militaire du Prince Eugène" das Brauchbarste, was über den Prinzen erschienen ist. Doch werden in diesen beiden Werken fast ausschließlich seine Feldzüge, seine Kriegsthaten besprochen, seiner nicht minder wichtigen Wirksamkeit als Präsident des Hofkriegsrathes, als vorzüglichster Rathgeber dreier Kaiser wird kaum erwähnt. Das zwei Jahre nach des Prinzen Tode zu Nürnberg erschienene Buch „Eugenius nummis illustratus" reiht sich in Schreibart und Auffassungsweise dem Erstgenannten an. Mit weit größerer Vorsicht ist Mauvillon's Werk „Histoire du Prince François Eugène de Savoye, Amsterdam 1750," zu gebrauchen. Die um jene Zeit und später herausgegebenen, denselben Gegenstand behandelnden Schriften dürfen, da sie nur Auszüge aus den angeführten Werken sind, hier keiner Erwähnung werth gehalten werden.

Im Anfange unseres Jahrhunderts schrieb der Feldmarschall Fürst de Ligne sein „Vie du Prince Eugène, écrite par lui-même." Ob der geistreiche Verfasser mit der auf dem Titel und in der Vorrede ausgesprochenen Behauptung, diese Schrift rühre ursprüng-

Digitized by Google

lich von Eugen selbst her, und er habe ihr nur die gegenwärtige Form gegeben, beim Publikum Glauben gefunden hat, ja ob es dem Feldmarschall überhaupt darum zu thun war, seine Leser davon zu überzeugen, steht dahin. Gewiß ist, daß jetzt Niemand, der die Geschichte Oesterreichs kennt, an der Unechtheit dieser Broschüre zweifelt, die nicht nur von historischen Irrthümern, sondern auch von Aeußerungen wimmelt, welche der edlen, einfachen Gesinnungsart Eugens, seiner anspruchslosen Ausdrucksweise ganz fremd sind. Nicht minder gewiß ist es aber auch, daß sich noch in französischen Geschichtswerken der neuesten Zeit ganze Stellen daraus mit dem festen Glauben an deren Authentizität angeführt finden.

Mit ungleich größerer Kenntniß des Gegenstandes als das oben genannte Buch ist die von J. v. Sartori herausgegebene „Sammlung der hinterlassenen politischen Schriften des Prinzen Eugen von Savoyen" abgefaßt. Doch ist über die Unechtheit aller, oder doch der meisten der darin enthaltenen Briefe wohl kein Zweifel mehr. Eine nur einigermaßen aufmerksame Vergleichung derselben mit des Prinzen zahlreicher Originalcorrespondenz liefert einen genügenden Beweis dieser Behauptung. Zu bedauern ist, daß Oberstlieutenant von Kausler bei Verfassung des Werkes „das Leben des Prinzen Eugen von Savoyen," diese Sartorischen Briefe für authentisch haltend, sie nicht nur theilweise seinem Buche einverleibt, sondern gewissermaßen sein ganzes Raisonnement darauf baut. Hätte Hr. v. Kausler vor Herausgabe seines Werkes den reichen handschriftlichen Schatz eingesehen, der über des Prinzen Feldzüge im kaiserlichen Kriegsarchive niedergelegt ist, er würde gewiß Anstand genommen haben, ohne dessen Benützung eine Schrift über den großen Feldherrn in Druck erscheinen zu lassen.

Die Verfassung einer erschöpfenden, die staatsmännische nicht minder als die kriegerische Wirksamkeit Eugens in sich begreifenden, auf die vorhandenen schriftlichen Denkmale seiner Thätigkeit gegründeten Darstellung seines Lebens, wie eine solche über dessen großen Zeitgenossen Marlborough von dem berühmten Erzdechant von Wilts, William Coxe, geschrieben worden ist, wird zwar vielleicht lange ein Gegenstand frommer Wünsche bleiben, bei der erfreulichen Thätigkeit aber, die auf dem Felde vaterländischer Geschichtsforschung sich zu regen beginnt, gewiß noch realisirt werden. Die Sammlung authentischer Materialien hiezu muß natürlich einer solchen Schöpfung vorausgehen. Regierungsrath J. Chmel hat auch hier mit rühmlichem Beispiele den Anfang gemacht, und bereits in den Jahrgängen 1831, 1832 und 1833 des von Ridler herausgegebenen österreichischen Archivs sechs und

Digitized by Google

vierzig größtentheils eigenhändige Briefe veröffentlicht, welche Prinz Eugen in den Jahren 1701, 1702 und 1703 an einen der ausgezeichnetsten seiner Waffenbrüder, den damaligen kaiserlichen Feldzeugmeister Grafen Guido Starhemberg gerichtet hat, und die gegenwärtig in dem Starhembergischen Archive zu Riedeck aufbewahrt werden.

In der österr. militärischen Zeitschrift sind hie und da Schreiben Eugens an verschiedene Personen abgedruckt. Eine weit umfassendere Arbeit aber auf diesem Felde, deren große Verdienstlichkeit nach dem Vorhergehenden von selbst erhellt, ist die vorliegende Sammlung der „militärischen Correspondenz" des Prinzen, herausgegeben von dem Oberstlieutenant F. Heller, der sich schon durch eine Reihe gehaltvoller, in der vorgenannten Zeitschrift erschienener Abhandlungen über die meisten Feldzüge des spanischen Successionskrieges und durch andere Aufsätze militärhistorischen Inhaltes ein bleibendes Verdienst um die österreichische Kriegsgeschichte erworben hat.

Eugen Franz, Prinz von Savoyen, verließ, wie bekannt, im Februar 1683 den Hof von Versailles, an welchem sein Vater, der Graf von Soissons, gelebt, mit dem Entschlusse, in die Kriegsdienste des Kaisers zu treten, da der König von Frankreich ihm eine Stelle in seinem Heere verweigert hatte. Von Leopold I. zuvorkommend aufgenommen und zum Obristlieutenant in der Reiterei ernannt, wohnte Eugen nebst seinem älteren Bruder Ludwig Julius dem der Belagerung Wiens vorhergehenden Cavalleriegefechte bei Petronell bei, wo ein Theil des von dem Herzoge Karl von Lothringen geführten kaiserlichen Heeres von einem überlegenen Haufen leichter türkischer Reiter angegriffen ward und Eugens Bruder, im dichtesten Handgemenge kämpfend, eine schwere Verletzung erhielt, an deren Folgen er wenige Tage darauf zu Wien starb. Als die Residenzstadt von Kara Mustafa's zahllosen Scharen umschlossen wurde, befand sich Eugen nicht in derselben, sondern fortwährend bei dem Heere des Herzogs von Lothringen, mit welchem er auch zu Wiens Rettung herbeizog, und in der unter des edlen Polenkönigs Johann Sobieski Führung gelieferten Entsatzschlacht sich auszeichnete. Mit dem siegreichen Heere ging Eugen nach Ungarn und war dabei, als der Herzog von Lothringen am 9. October bei Parkany die zwei Tage früher den Polen angehängte Schlappe blutig rächte. Zum Lohne für seine bei mehreren Gelegenheiten bewiesene Tapferkeit wurde der zwanzigjährige Prinz vom Kaiser zum Obersten und Inhaber des erledigten Dragoner-Regiments Kuefstein ernannt.

Die folgenden fünf Feldzüge hindurch stritt Eugen, eine militärische Rangstufe nach der andern ersteigend, mit dem kaiser-

Digitized by Google

lichen Heere in Ungarn gegen die Türken, und trug durch Unerschrockenheit und Umsicht das Seinige zur Erkämpfung der schönen Siege von Waitzen, Gran und Mohacz, zum Falle der starken Festungen Neuhäusel, Ofen und Belgrad bei.

Als die Uebergriffe Ludwigs XIV. und seine unberufene Einmischung in die Angelegenheiten des deutschen Reiches das Fortbestehen des Nymweger Friedens unmöglich machten, als die Feindseligkeiten zwischen Frankreich einer- und den Gliedern des Augsburgerbundes andererseits ausgebrochen waren, wurde Eugen nach Turin gesendet, um den Verbündeten die Beihülfe des hochstrebenden Herzogs Victor Amadeus von Savoyen zu erwirken, ein Auftrag, dessen große Schwierigkeiten sein vollständiges Gelingen in noch glänzenderem Lichte erscheinen ließen. Eugen erhielt den Befehl über die siebentausend Mann kaiserlichen Truppen, welche nebst spanischen, englischen und deutschen Hülfsvölkern dem Herzoge zuzogen, um seine Heeresmacht in den Stand zu setzen, den Angriffen Frankreichs Widerstand zu leisten. Der Prinz eilte seinen Truppen voraus zum Herzoge, und dieser schlug, gegen Eugens Rath, noch bevor die kaiserlichen Regimenter angelangt waren, am 18. August 1690 gegen den erfahrenen Catinat die unglückliche Schlacht bei Staffarda.

Mit einer größeren Standhaftigkeit als man ihm zugetraut hätte, widerstand Victor Amadeus den lockenden Anerbietungen des Königs von Frankreich, der ihn auf seine Seite zu ziehen versuchte. Als aber im Laufe der folgenden Feldzüge der größte Theil Savoyens vom Feinde besetzt wurde, als die blutige Schlacht bei Marsaglia verloren ging, begann der Herzog den wiederholten Vorschlägen Ludwigs XIV. ein geneigteres Ohr zu leihen.

Wir sind nun bei dem Zeitpunkte angekommen, von welchem die in dem vorliegenden Werke enthaltenen schriftlichen Mittheilungen des Prinzen Eugen beginnen. Es ist zu bedauern, daß nicht schon über die vorhergegangene, eben flüchtig skizzirte Wirksamkeit Eugens, besonders aber über seine Verhandlungen mit dem Herzoge Victor Amadeus Dokumente von der Hand des Prinzen vorgefunden worden sind. Das Jahr 1694 verging ohne große Ereignisse. Der Herzog von Savoyen machte insgeheim alle Anstrengungen der Verbündeten, um die Feindseligkeiten gegen das französische Heer mit Kraft zu erneuern, zu nichte, und erlangte dadurch eine schonende Behandlung des vom Feinde bereits besetzten Theiles seiner Länder. Das erste der vom Oberstlieutenant Heller in die Sammlung der Korrespondenz Eugens aufgenommenen Schreiben ist ein Bericht des Feldmarschalls Grafen Palffy an den Kaiser, dessen Mittheilung der Herausgeber zum Verständ-

Digitized by Google

niß des Ganzen für nöthig erachtet hat, und welches das einzige nicht von Eugen herrührende der mitgetheilten Aktenstücke ist.

Der Feldmarschall erstattet dem Kaiser die Anzeige, daß in dem Kriegsrathe der Verbündeten die Blokade von Casale beschlossen worden ist, ein Unternehmen, zu welchem der Herzog von Savoyen, „der sich sowohl zum Dienste des Kaisers als zum „allgemeinen Besten mit so rühmlich als fortwährender Stand„haftigkeit unveränderlich bezeiget," seine eifrige Mitwirkung zugesagt hat. Die in diesem Berichte enthaltenen warmen Lobsprüche, welche Graf Palffy dem Feldmarschallieutenant Gschwind von Peckstein ertheilt, der „nicht allein seinem, diesen Winter „über in dem Montferrat obgehabten Commando mit sehr beson„derer Geschicklichkeit, treufleißigster Emsigkeit und nebst Haltung „erakter Kriegsdisziplin sehr rühmlich vorgestanden, sondern für „nun auch in Erwägung seiner fürtrefflichen Kriegserfahrenheit „und solch gedachten Conduite zu Dirigirung der Blokade vor „Anderen zum taug- und dienlichsten angesehen worden," sind um so erwähnenswerther, als dieser General schon als Oberstlieutenant während der Vertheidigung Wiens durch zweckmäßige Leitung des Geschützwesens große Dienste geleistet und durch seine bei so vielen Gelegenheiten bewiesene Geschicklichkeit und Umsicht sich des Kaisers volle Gnade erworben hatte. Letztere büßte er aber durch seine neun Jahre später vor und während des Einfalles des Kurfürsten von Baiern in Tirol als Militärkommandant dieser Provinz an den Tag gelegte Unentschlossenheit, ja den Verdacht der Verrätherei mit Recht hervorrufende Saumseligkeit wieder ein.

Die in dem obigen Schreiben ausgesprochene Ansicht der im Kriegsrathe versammelten Generale, daß die förmliche Belagerung von Casale nicht wohl thunlich, dagegen aber eine enge Blokade dieser Festung vorzunehmen sei, bestätigt Eugen in zwei an den Kaiser und einem an den Präsidenten des Hofkriegsrathes Grafen Ernst Rüdiger Starhemberg gerichteten Schreiben. Da jedoch der kaiserliche Hof dem Prinzen einen energischen Vorgang gegen Casale dringend ans Herz legte, befahl dieser dem Feldmarschallieutenant Gschwind, dessen „unausgesetzter Eifer, unermüdeter „Fleiß und Emsigkeit" auch an Eugen wiederholt einen warmen Lobredner findet, das nahe bei Casale liegende Schloß San Giorgio wegzunehmen, um nach dessen Eroberung die Stadt selbst besser einschließen zu können. Gschwind verrichtete diesen Auftrag zu größter Befriedigung des Prinzen, indem er nur mit einem Verluste von zwei bis drei Mann die aus sechzig bis siebzig Soldaten bestehende Besatzung des Schlosses zur Uebergabe nöthigte.

Rein militärische Details, welche größtentheils die Stellung,

Digitized by Google

Einquartierung und Proviantirung der Truppen, die Verhandlungen mit dem Großherzoge von Toskana und der Republik Genua wegen genauer Bezahlung der vertragsmäßig bedungenen Subsidien, die Empfehlung des Obersten Grafen von Leiningen, welcher von Eugen gegen die in Wien wider ihn erhobene Beschuldigung, „heimlicher Weise gegen des Kaisers Befehle machi„nirt zu haben," kräftig vertheidigt wird, zur Stelle eines Generalfeldwachtmeisters der Cavallerie, füllen die nächsten Berichte, welche übrigens in Bezug auf politische Verhältnisse keine neuen Aufschlüsse enthalten. Leider begegnen wir auch hier den nur zu deutlichen Spuren der unter den Generalen der Verbündeten und ihrer Truppen herrschenden Uneinigkeit. Feldmarschallieutenant Gschwind beklagte sich über die Saumseligkeit der bei Casale's Blokade verwendeten spanischen Regimenter, und Victor Amadeus ließ ein Edikt veröffentlichen, wodurch allen Offizieren und Soldaten der verbündeten Armee bei strenger Strafe geboten ward, Tabak, Branntwein und dergleichen Gegenstände nur bei den von ihm hiezu aufgestellten Unternehmern zu kaufen; eine Verordnung, durch welche der Preis dieser Waaren sehr in die Höhe getrieben, die Unzufriedenheit der Truppen gesteigert wurde und Eugen sich genöthigt sah, hierüber an den Grafen Starhemberg zu berichten und sich dessen dießfällige Weisungen zu erbitten.

Den Tod des Feldmarschalls Grafen Palffy, der nach kurzer Krankheit zu Mailand starb, sehr bedauernd, betraut Eugen den tapferen Prinzen von Commercy mit der dem Feldmarschall anvertraut gewesenen Sendung nach Mantua und bittet um schleunige Rückkehr des Feldmarschallieutenants Grafen Bussy-Rabutin, den er an den kaiserlichen Hof geschickt, um dort mündlich die bei den Truppen in Italien herrschende Noth vorzustellen.

Dieß ist in wenig Worten der Hauptinhalt der dreizehn im vorliegenden Werke enthaltenen Berichte aus dem J. 1694. Noch sparsamer sind die Mittheilungen aus dem folgenden Jahre, von welchem nur sieben, sämmtlich an den Präsidenten Grafen Starhemberg gerichtete Schreiben vorgefunden wurden.

Die Eroberung von Casale, welches der Marquis von Crenan, derselbe, der sieben Jahre später bei Eugens Ueberfalle auf Cremona die Todeswunde erhielt, gegen die Bedingung freien Abzuges der Besatzung und der Demolition der Festungswerke den Verbündeten übergab, dem Präsidenten anzeigend, bittet Eugen, dessen Zerwürfnisse mit Victor Amadeus immer höher zu steigen scheinen, um die Erlaubniß, „sobald die Campagne ver„laufen und die Truppen die Quartiere bezogen haben werden, „sich nach Wien verfügen zu können, und sodann dieses gefähr„lichen Commando entledigt zu seyn." Aus dem Verpflegswesen

Digitized by Google

entstehende Differenzen, endlich aber ein zwischen dem kaiserlichen Feldzeugmeister Marchese Parella und dem Feldmarschallieutenant Gschwind mit solcher Heftigkeit ausgebrochener Streit, daß der Letztere sich durch Ersteren zum Zweikampfe gezwungen sah, trugen noch dazu bei, Eugens Unzufriedenheit mit seiner Stellung zu vermehren.

Trotz seines Wunsches, dieses Commando's überhoben zu sein, finden wir den Prinzen, der den Winter in Wien zugebracht hatte, im nächsten Feldzuge wieder auf dem Kriegsschauplatze in Italien. Am 1. Juni 1696 trifft Eugen in Turin ein und erstattet sechs Tage später einen Bericht an den Kaiser, in welchem er ein um so größeres Erstaunen über die zerstreute Stellung des Heeres der Verbündeten und über die bisherige Unthätigkeit des Herzogs von Savoyen ausspricht, als eine Bombardirung von Turin durch die Franzosen wahrscheinlich beabsichtigt wird. Zur Schilderung des unbefriedigenden Zustandes der kaiserlichen Truppen übergehend, wiederholt er seine dringende Bitte um Uebersendung einer Geldsumme, um wenigstens die unausweichlichsten Bedürfnisse der Soldaten befriedigen zu können, da nun „schier Alles gänzlich desperat" und „dermalen die letzte Extremität ist."

Trotzdem hoffte Eugen, „daß man unsererseits allhier noch eine gute Campagne vollbringen" und nicht nur die Absichten des Feindes vereiteln, sondern auch seinem Heere manchen Schaden zufügen könne, wenn nur die Verbündeten unter sich die so nöthige Einigkeit erhalten würden. Der Marquis von St. Thomas, des Herzogs von Savoyen vertrauter Minister, hatte aber schon zum zweiten Male Briefe vom Marschall Catinat erhalten, die einen Separatfrieden Frankreichs mit Victor Amadeus bezweckten. Obgleich der Herzog diese Schreiben dem Prinzen Eugen, dem Marquis von Leganez und Lord Galway, den Befehlshabern der kaiserlichen, spanischen und englischen Truppen, mittheilte und sich dadurch den Schein von Aufrichtigkeit so wie von Anhänglichkeit an die Verbündeten geben wollte, sah man doch, daß er im voraus entschlossen war, sich von diesen zu trennen, wenn nur die von Frankreich gemachten Vorschläge ihm gehörige Vortheile brächten. Trotz eines vom Könige Wilhelm III. von England eingetroffenen, hier mitgetheilten Schreibens, in welchem dieser ausgiebige Hülfe zusagt und den Herzog durch die schmeichelhaftesten Lobpreisungen, die er seiner bisher bewiesenen Standhaftigkeit zollt, an die Allianz zu fesseln sucht, ließ Victor Amadeus, wie Eugen schon in seinem dritten Berichte an den Kaiser schreibt, dem Marquis Leganez sagen, daß Frankreichs Propositionen „so avantagieux für ihn wären, daß er nicht anders könnte, als solche anzunehmen," daß also die Truppen der Verbündeten

Digitized by Google

sein Land unverzüglich zu verlassen hätten. Nur schwer hielt es, den Herzog davon zu überzeugen, daß er von diesem Vorgange die alliirten Monarchen zu benachrichtigen habe, und daß die Befehlshaber ihrer Truppen über den verlangten Abzug aus Piemont nicht eher einen Entschluß fassen könnten, als bis ihnen die hierauf bezüglichen Weisungen ihrer Regierungen zugekommen wären. Da jedoch Eugen dem Herzoge nicht traute und es für möglich hielt, daß er seine Truppen mit denen Frankreichs vereinige und seine bisherigen Verbündeten feindlich behandle, zog er, um sich den Rücken zu decken, das unter seinem Befehle stehende Armeecorps gegen das mailändische Gebiet zurück.

Eugens hier mitgetheilte Berichte enthalten nun viele interessante Aufschlüsse über die fruchtlosen Bemühungen des Prinzen und des Marquis Leganez, den Herzog von Savoyen bei der Allianz festzuhalten, über die Sorge Eugens um die Sicherstellung der ihm anvertrauten Truppen und über die Berathungen der Generale, wie auch ohne Beihülfe des Herzogs die Feindseligkeiten gegen Frankreich in Italien fortgesetzt werden könnten. Sie lassen Eugens Eifer für die Sache des Kaisers in glänzendem Lichte erscheinen und gewähren manchen schätzbaren Beitrag zur Characteristik des doppelzüngigen Herzogs Victor Amadeus. Dieser hatte sich Frankreich gänzlich in die Arme geworfen. Das Versprechen der Auszahlung von vier Millionen Franken und der Vermählung seiner Tochter mit Ludwigs Enkel, dem Herzoge von Bourgogne, waren der Preis seines Ueberganges. Die Sendung des Grafen von Mannsfeld nach Turin hatte nichts mehr an den Entschlüssen des Herzogs von Savoyen zu ändern vermocht. Voll Hohn fragte er den kaiserlichen Abgesandten, ob ihm wohl die Alliirten so viel Vortheile bei Schließung des allgemeinen Friedens würden geboten haben?

Waren die Verbündeten über des Herzogs Abfall erzürnt, so erregte diese Treulosigkeit wahren Ingrimm in der Brust Eugens und des edlen Prinzen von Commercy, des tapferen Lothringers, der nach seines Oheims Beispiele dem Dienste des Hauses Habsburg seinen Heldenarm gewidmet hatte. Die jugendlichen Fürsten vermochten es nicht, ihren Unmuth im Innern zu verschließen. Eugen richtete ein vorwurfsvolles Schreiben an Victor Amadeus, Prinz Commercy aber ging so weit, ihn zum Zweikampfe herauszufordern, und nur mit Mühe gelang es den Ministern des Herzogs, das Duell zu hintertreiben. Victor Amadeus ging zum französischen Heere, und wurde zu dessen Oberfeldherrn ernannt. Dieß ist der Hergang des in der Geschichte gewiß seltenen Ereignisses, daß eine und dieselbe Person binnen wenig Wochen bei zwei sich feindlich gegenüberstehenden Heeren den Oberbefehl geführt.

Digitized by Google

Als Victor Amadeus sich anschickte, den Marschall Catinat bei der Belagerung von Valenza zu unterstützen, gab Eugen seinen Offizieren den Befehl, die piemontesischen Truppen gleich den französischen als Feinde zu behandeln. Noch während dieses Unternehmens wurde aber der alle Feindseligkeiten unterbrechende Neutralitätsvertrag abgeschlossen, kraft dessen die kaiserlichen gleich den französischen Truppen Italien noch vor Einbruch des Winters zu verlassen hatten. Voll Schmerz darüber, daß all die stolzen Siegeshoffnungen, mit denen er nach Italien gegangen, in so trauriger Weise vereitelt worden waren, führte Eugen seine Truppen nach den kaiserlichen Erbstaaten zurück, und eilte nach Wien, um mündlichen Bericht über die Lage der Dinge in Italien zu erstatten.

Der Prinz fand den Wiener Hof in großer Unruhe über die in den verflossenen Jahren stattgefundenen Kriegsereignisse in Ungarn. Das Glück, das seit dem Entsatze der Kaiserstadt, so lange der Herzog Karl von Lothringen, der Kurfürst Maximilian Emanuel von Baiern und Prinz Ludwig von Baden die kaiserlichen Truppen geführt, ihren Fahnen getreu geblieben, war nunmehr von denselben gewichen. Dieß hatte sich besonders während der beiden letzten Feldzüge gezeigt, die unter dem Kurfürsten Friedrich August II. von Sachsen stattgefunden, und der Kaiser hatte in den Türkenkämpfen nicht nur viele brave Soldaten, sondern auch zwei seiner besten Generale, die Feldmarschälle Graf Friedrich Veterani, der bei Lugos gefallen, und den Grafen von Heitersheim, Donat Heißler, der in der Schlacht an der Bega den Heldentod gestorben war, verloren. Ihre Stelle würdig zu besetzen und dem Kurfürsten von Sachsen, welcher, da man seine Hülfsvölker nicht entbehren zu können glaubte, auch in dem bevorstehenden Feldzuge wieder an die Spitze des in Ungarn kämpfenden kaiserlichen Heeres gestellt werden sollte, einen General an die Seite zu geben, der des Kurfürsten Mangel an Feldherrntalent auszugleichen, und denselben zu Befolgung vernünftigerer Rathschläge zu bringen vermöchte, war eine schwierige Aufgabe. Denn die Meinungen des Feldmarschalls Grafen Caprara, der in den vergangenen Feldzügen dem Kurfürsten an die Seite gesetzt war, wurden von ihm eher verlacht und verspottet, als befolgt, und der bereits in hohen Jahren stehende Feldmarschall hatte nicht mehr die Kraft gehabt, sich das seiner Stellung gebührende Ansehen beim Heere und im Kriegsrathe zu verschaffen. Jüngeren und kräftigeren Schultern diese Bürde anzuvertrauen, war auf des Hofkriegsrathspräsidenten Rüdiger Starhemberg dringendes Einrathen vom Kaiser beschlossen worden. Schon im vergangenen Jahre hatte man den Grafen Rabutin, denselben der während der Belagerung

Digitized by Google

Wiens die allzeit getreue Neustadt gegen die Angriffe der Türken so wacker gehalten, an Veterani's Stelle mit dem Oberbefehl in Siebenbürgen betraut. Prinz Commercy wurde bestimmt, statt des Feldmarschalls Heißler, der Türkengeißel, wie man diesen tapferen Reitergeneral damals nannte, beim Hauptheere zu dienen, und Eugen von Savoyen erhielt das dornenreiche Amt eines Rathgebers des weiserem Rathe so schwer zugänglichen Kurfürsten. — Dieser war mit der getroffenen Wahl nicht zufrieden und hätte lieber den Feldmarschall Grafen Styrum an seiner Seite gehabt, an dem er einen nachgiebigeren Gefährten zu finden hoffte. Dem widersetzte sich jedoch Graf Rüdiger Starhemberg mittelst energischer Vorstellungen beim Kaiser. Wahrscheinlich hätte der Kurfürst seinen Unmuth über die gegen seinen Willen geschehene Ernennung des Unterbefehlshabers nicht unterdrücken können und es wären daraus Reibungen entsprungen, welche nur einen sehr nachtheiligen Einfluß auf die Kriegsführung geübt haben würden. Ein plötzlich eingetretenes Ereigniß aber veränderte die Lage der Dinge gänzlich. Friedrich August wurde zum Könige von Polen gewählt und eilte nach Krakau, um sich in Besitz des neu erworbenen Thrones zu setzen. Prinz Eugen erhielt den Oberbefehl, unter ihm dienten der Feldmarschall Prinz Commercy, die Feldzeugmeister Graf Sigbert Heister und Graf Guido Starhemberg, der General der Cavallerie Graf Rabutin, ein seltener Verein ausgezeichneter Kriegsmänner. Von einem tapferen Heere unter solchen Führern durfte man das Beste hoffen.

Die uns in der vorliegenden Sammlung gebotenen Schreiben von 1697 sind zahlreicher als die aus den vorigen Jahren. Außer einigen minder bedeutenden Briefen an den Ban von Kroatien, Grafen Adam Batthyány, und den Feldmarschallieutenant Grafen Franz Karl von Auersperg, welche mit der Belagerung von Bihacz beauftragt waren, und einem Schreiben an den sächsischen Oberstkriegskommissär Baron Carlowitz, finden wir einen noch auf die Ereignisse des vergangenen Jahres bezüglichen Bericht Eugens an den Kaiser, endlich ein weitläufig ausgearbeitetes Gutachten über die im künftigen Feldzuge vorzunehmenden Operationen. Außer Eugen hatten noch der Generallieutenant Markgraf Ludwig von Baden, die Feldmarschälle Graf Caprara, Fürst Salm, die Grafen Mannsfeld, Taaffe und Styrum, endlich der Prinz Commercy, die Feldzeugmeister Grafen Sigbert Heister und Guido Starhemberg, Marchese Obizzi und Baron Huyn, dann Fürst Montecuccoli den Befehl erhalten, über denselben Gegenstand ihre Meinung schriftlich abzugeben. Die Meisten hielten die Belagerung von Belgrad für das wünschenswertheste Unternehmen, zu dessen Gelingen aber ein frühzeitiges Aufbrechen aus

Digitized by Google

den Winterquartieren, die Versammlung der ganzen Armee bis spätestens Anfangs Mai zu Peterwardein, um dem Feinde wenigstens um sechs Wochen zuvorzukommen, vollständige Ausrüstung und Bezahlung der Truppen, Herbeischaffung aller Kriegs- und Belagerungsbedürfnisse unerläßliche Bedingung sei. An der Verarmung des Staatsschatzes und der hieraus hervorgehenden Langsamkeit in Herbeischaffung aller zum Kriege nöthigen Erfordernisse scheiterte die Realisirung dieses Planes. Anfangs Mai, wo die Armee schon hätte im Felde sein sollen, waren sämmtliche Generale noch in Wien und erklärten in einer am dritten dieses Monats gehaltenen Conferenz: daß es zu einer Unternehmung auf Belgrad bereits zu spät, daß bei der schlechten Ausrüstung des Heeres eine solche auch gegen Temeswar unthunlich sei, und nichts übrig bleibe als bei Semlin eine feste Stellung zu nehmen und abzuwarten, was der Feind unternehmen werde.

Erst im Juli waren die Vorbereitungen zum Feldzuge so weit gediehen, daß sich Eugen zu dem einstweilen durch Guido Starhemberg bei Esseck versammelten Heere begeben konnte. Von dort aus erstattete er nun eine Reihe gehaltvoller, besonders in kriegsgeschichtlicher Hinsicht interessanter, sämmtlich in dem vorliegenden Werke wiedergegebener Berichte über die Bewegungen des türkischen Heeres und die von Eugen gemachten Anstrengungen, um sowohl des Feindes Angriffe auf Peterwardein zu vereiteln, als dessen Vordringen nach Oberungarn und Siebenbürgen zu verhindern. Eine genauere Besprechung derselben würde hier zu weit führen. Wir müssen uns begnügen, auf das Buch selbst zu verweisen, und die Aufmerksamkeit des Lesers vorzüglich auf die aus dem Feldlager zwischen Zenta und Klein-Kanischa am 15. September an den Kaiser gerichtete, die Ereignisse der am 11. desselben Monats gelieferten Schlacht ausführlich besprechende Relation zu lenken, die übrigens bereits in älteren Werken, namentlich in „des großen Feldherrns Eugenii Heldenthaten" ohne wesentliche Veränderungen abgedruckt ist.

Von dem Streifzuge, welchen Eugen nach dem Siege bei Zenta in Begleitung der Prinzen Commercy und Vaudemont und der Grafen Guido Starhemberg und Gronsfeld, mit viertausend Mann seiner bestberittenen Reiter und zweitausend fünfhundert auserlesenen Fußgängern, sammt zwölf Geschützen mit Bedienung und Bespannung und allen Mineurs, die sich beim Heere vorfanden, nach Bosnien unternahm und auf dem er bis nach Bosna-Serai vordrang, ist in dem vorliegenden Buche eben so wenig als von des Grafen Rabutin Einfalle in die türkischen Nachbarprovinzen eine Mittheilung vorhanden.

Die von so vielen Schriftstellern nacherzählte Fabel, dem

Digitized by Google

Prinzen Eugen sei nach seiner Rückkunft zu Wien auf Befehl des Kaisers durch den Kapitän der Trabanten-Leibgarde, Grafen Schlick, der Degen abgefordert und der Sieger von Zenta eines durch Lieferung jener Schlacht angeblich begangenen Subordinationsfehlers wegen in Arrest gehalten worden, ist schon in einem von dem verstorbenen Oberstlieutenant Schels geschriebenen, in der militärischen Zeitschrift enthaltenen Aufsatze unwidersprechlich als böswillige Erdichtung dargestellt worden. Einen neuen Beweis hiefür liefern die von Oberstlieutenant Heller mitgetheilten Auszüge aus dem Protokolle der nach dem Einlangen der Siegesnachricht am 23. September zu Kaiser-Ebersdorf abgehaltenen Conferenz, welcher außer dem Monarchen die Fürsten Dietrichstein und Salm, die Grafen Rüdiger Starhemberg, Caprara, Kinsky, Oettingen, Waldstein, Breuner und Bucelini, endlich der Hofkriegsrath von Wöber als Protokollsführer beiwohnten. Ausdrücklich wird in demselben des Prinzen Benehmen sehr gerühmt, und nicht nur der Marsch vor der Schlacht, sondern auch die schnelle Benützung der einem Angriffe so günstigen Umstände mit großem Lobe erwähnt. Kein Wort der Mißbilligung wurde laut. Uebrigens sind uns die bei jeder Gelegenheit vom Kaiser gegen Eugen dieses Sieges wegen ausgesprochene Dankbarkeit nicht minder als die von Rüdiger Starhemberg, dem Hofkriegsrathspräsidenten, den Verdiensten und Talenten des Prinzen stets laut gezollte Anerkennung eben so sichere Bürgen einer würdigen Behandlung des jugendlichen Siegers, als die noch erhaltenen, für eine solche unwiderlegbar sprechenden schriftlichen Dokumente.

Gegen Eugens Rath, der sich unverhohlen dahin aussprach, wer einen guten Frieden haben wolle, müsse zum Kriege gerüstet sein, vernachläßigte der kaiserliche Hof, dessen Aufmerksamkeit durch die Angelegenheiten der spanischen Erbfolge immer mehr in Anspruch genommen wurde, die Vorbereitungen zu dem künftigen Feldzuge gegen die Türken, und Eugen sah sich nicht nur außer Stande, seinen Lieblingswunsch, die Wiedereroberung von Belgrad, in Ausführung zu bringen, sondern er war zu schwach, um gegen die Feinde, die ein zahlreiches Heer unter dem Großwesir, Hussein Köprili, ins Feld gestellt hatten, etwas zu unternehmen. Beide Mächte waren mehr mit Friedensgedanken, als mit kriegerischen Absichten beschäftigt. Denselben Geist athmet auch das einzige aus diesem Jahre mitgetheilte Aktenstück, dem ein Gutachten Eugens über die den Friedensverhandlungen zum Grunde liegenden Vorschläge beigeschlossen ist.

Die Pforte hatte, wie bekannt, die Vermittlung Englands und Hollands angenommen, das Städtchen Carlowitz wurde zum Congreßort bestimmt, und dort der Friedenstraktat am 26. Jän-

Digitized by Google

ner 1699 von den Botschaftern des Kaisers, der Pforte, Venedigs, Polens und der beiden vermittelnden Mächte unterzeichnet. So endete dieser Krieg, welcher sechzehn Feldzüge hindurch den Osten Europa's erschüttert hatte, und im tiefen Frieden feierte die Welt den Anbruch des neuen Jahrhunderts. Aber schon zeigte sich im Westen das Ungewitter, welches die Ruhe furchtbar zu unterbrechen, und einen neuen noch blutigeren, noch hartnäckigeren Kampf als den eben verstummten hervorzurufen drohte.

Der letzte Habsburger auf spanischem Throne, Karl II., nahte seinem Ende, und noch bei seinen Lebzeiten wurde von den Repräsentanten der verschiedenen, auf die reiche Erbschaft hoffenden Mächte ein nicht minder erbitterter Streit mit Wort und Feder um dieselbe geführt, als später durch deren Feldherren mit dem Schwerte. Die jüngere Linie des Hauses Habsburg unterlag in diesem Kampfe trotz dem, daß das unwiderlegliche Recht für dieselbe sprach. König Karl II. setzte in seinem Testamente Ludwigs XIV. Enkel, den Herzog Philipp von Anjou, zum Erben ein. Kaiser Leopold beschloß die Rechte seines Hauses mit den Waffen in der Hand zu vertheidigen, und Eugen erhielt Befehl, ein Heer nach Italien zu führen und dort die Feindseligkeiten gegen Frankreich zu eröffnen.

Um Trient und Roveredo sammelte Guido Starhemberg die kaiserlichen Truppen, bei welchen Eugen am 20. Mai 1701 eintraf. Die von Catinat beim Einflusse der Etsch nach Italien angelegten und stark besetzten Verschanzungen umgehend, führte der Prinz seine Soldaten über steiles Gebirge auf das Gebiet von Vicenza, wußte durch geschickte Bewegungen den französischen Marschall zur Theilung seiner Macht zu verleiten und schlug am 9. Juli ein feindliches Armeecorps bei Carpi auf's Haupt. Noch glücklicher als gegen den erfahrenen Catinat war Eugen gegen dessen Nachfolger im Oberbefehle, den bei Ludwig XIV. in hoher Gunst stehenden, aber seinem Vorgänger an kriegerischen Fähigkeiten weit nachstehenden Marschall Villeroy, welcher am 1. September die Stellung des kaiserlichen Heeres bei Chiari angriff, sich aber bald mit sehr bedeutendem Verluste zum Rückzuge gezwungen sah.

Erst mit dem 19. August beginnen Eugens Berichte über die Kriegsereignisse an den Kaiser, welche bloß bis zur Relation über das Treffen von Chiari ohne merkliche Lücken fortlaufen. Die Natur der Sache bringt es mit sich, daß diese Mittheilungen größtentheils nur militärische Details besprechen, die für den eigentlich historischen Standpunkt von geringerem Interesse sind. Zwei Schreiben an den Kardinal Astalli, päpstlichen Legaten in Ferrara, und an Alessandro Molino, den venetianischen Provedi-

Digitized by Google

tore in Brescia, zeigen die wenig günstigen Gesinnungen, mit welchen der Vatikan sowohl als die Republik des heiligen Markus die Anwesenheit der kaiserlichen Truppen in Italien betrachteten, und wie Beide, da sie es im offenen Felde nicht wagten, wenigstens durch möglichste Entziehung der Lebensmittel ihren Wunsch an den Tag legten, dem Heere Eugens Abbruch zu thun. Besonders bemerkenswerth ist das unter Nr. 68 mitgetheilte Schreiben Eugens an den Kaiser vom 4. September, in welchem derselbe den Hergang des Treffens bei Chiari ausführlich erzählt, und sich verpflichtet findet, allen im Kampfe gewesenen „Offiziers und Ge„meinen, wie auch der Generalität, welche aller Orthen mit uner„müdetem Eifer und vorsichtiger Prudenz beigewohnt hat, das „billige Lob und Glorie ihrer insgesammt und eines Jeden insbe„sonders bezeigten Valors und Standhaftigkeit mit aller unter„thänigster Distinction" zu rühmen. Einige Briefe Eugens an den Generalfeldwachtmeister Marquis Vaubonne, der sich durch muthige Führung von Streifparteien auszeichnete und dem Feinde manch empfindlichen Schaden zufügte, schließen die Mittheilungen vom Jahre 1701.

Das folgende ist das siebente und letzte Jahr, von welchem in der vorliegenden Sammlung Schreiben Eugens enthalten sind. Die Correspondenz ist aber nun so ausgedehnt geworden, oder es haben sich um so viel mehr Concepte erhalten, daß, während der Herausgeber uns in den vorhergehenden sechs Jahren zusammengenommen 72 Schreiben auf 214 Druckseiten bietet, der Abschnitt des Jahres 1702 allein 115 Schreiben auf 313 Seiten in sich begreift. Eugen, von dem wir nach Rüdiger Starhembergs Tode keine Berichte mehr an den Präsidenten des Hofkriegsrathes vorfinden, welche Stelle nunmehr der Graf von Mannsfeld, Fürst zu Fondi, bekleidete, begnügte sich nicht länger, seine Relationen an den Kaiser selbst einzusenden, sondern suchte den darin enthaltenen Vorstellungen durch Briefe an einflußreiche Personen, unter welchen der Hofkammerrath von Palm und der Hofkriegsrath Karl Locher von Lindenheim in erster Reihe stehen, größeren Nachdruck zu verleihen. Ja sogar an Pater Bischoff, den Beichtvater des römischen Königs, den Mann des Friedens, wandte sich Eugen, der Alles in Bewegung setzte, um eine kräftigere Betreibung der Kriegsmaßregeln zu erzielen.

Welchen Erfolg diese Vorstellungen hatten, an wem die Schuld lag, daß der Kaiser, während er mit dem Monarchen, der damals über die zahlreichste und am besten ausgerüstete Heeresmacht gebot, Kriege führte, doch nicht die unumgänglich nöthige Sorgfalt für die Bedürfnisse seiner Truppen entwickelte, wird dem aufmerksamen Leser der vorliegenden Briefe kein Geheimniß bleiben.

Digitized by Google

Die Einräumung der wichtigen Festung Brescello durch den Herzog von Modena war eine günstige Vorbedeutung für das Glück der kaiserlichen Waffen im bevorstehenden Feldzuge. So wie Rinaldo von Este offen auf die Seite des Kaisers trat, zeigte der Prinz Farnese, Herzog von Parma, der Anfangs unter dem Deckmantel der Neutralität seine den Franzosen günstige Gesinnung zu verbergen gesucht hatte, nun seine Vorliebe für diese immer mehr, und Eugens Berichte bringen manche interessante Notiz zur Würdigung der damaligen Verhältnisse des Hauses Farnese zum Wiener Hofe. Des Herzogs Abneigung gegen denselben wurde durch die theilweise Besetzung seines Gebietes durch den kais. General der Cavallerie, Prinzen Karl Thomas Vaudemont, noch gesteigert. Dieser Prinz, gleich dem edlen Commercy dem erlauchten Hause Lothringen entsprossen, war dem Wunsche seines Vaters folgend, dem Dienste des Kaisers treu geblieben, obgleich jener, der spanische Gouverneur von Mailand, es für seine Pflicht gehalten hatte, dem Testamente des verstorbenen Königs Karl II. zu gehorsamen und die ihm anvertraute Provinz dem Herzoge Philipp von Anjou zu überantworten, der ihn in seinem wichtigen Amte bestätigte. Der Fürst von Vaudemont befehligte ein französisches Armeecorps, und so stand der Vater dem in Feindeslager befindlichen Sohne mit den Waffen in der Hand gegenüber. Dieß hinderte jedoch nicht, daß so wie Ludwig XIV. dem Fürsten Vaudemont volles Vertrauen schenkte, gleiche Gesinnung auch dem Prinzen Karl Thomas vom kaiserlichen Hofe erhalten wurde.

Das Schreiben an den Botschafter des Kaisers zu Rom, Grafen Lamberg, zeigt, wie eifrig der Papst fortfuhr, dem Heere Eugens den Bezug der erforderlichen Lebensmittel zu erschweren, und in Bezug auf dasselbe ein Ausfuhrverbot für Getreide erließ, während doch die Franzosen sich in Sinigaglia ungehindert verproviantirten. So wie das Verhältniß des Kaisers zum Papste, so wird auch das zu den übrigen Staaten Italiens häufig berührt. Ueberhaupt wird die Correspondenz des Prinzen immer reichhaltiger und es werden so viel militärische und politische Gegenstände besprochen, daß deren Namhaftmachung den dem Berichterstatter gegönnten Raum übersteigen würde und ihm nichts erübrigt, als auf das Buch selbst zu verweisen und hier nur das Nennenswertheste hervorzuheben.

Mit grellen Farben schildert der Prinz die aus Mangel an Geld, an Lebensmitteln, an Kleidung bei dem kaiserlichen Heere eingerissene Noth. „Die Soldaten," sagt er, „leben miserabel, „und haben an manchen Orten nicht einen Strohhalm, worauf „sie sich legen könnten, mithin müssen diese armen Leute wie das

Digitized by Google

„Vieh auf der bloßen Erde herumfahren, wodurch die Montur „gänzlich abgerissen wird, und consequenter der Soldat, da er „nach ausgestandenem Feldzug billig eine Ruhe und nur gar zu „wohl verdiente Ergötzlichkeit haben sollte, jetzt doppelt mehr „Fatiguen als in der Campagne ausstehen muß. Ein noch größe„res und erbarmungswürdigeres Elend aber ist, daß im Land al„les aufgezehrt, und durch das anhaltende Wetter die Straßen „so impracticabel sind, daß auch das Wenige, so etwa noch dort „und da vorhanden, nicht zugeführt werden kann, also daß der „Soldat neben oberzählten Fatiguen auch oftmals nur mit Was„ser und Brot sich contentieren, und zuweilen gar dieses Letztere „wegen den impracticablen Straßen auf etliche Tage entbehren „müsse.» — Trotz dieser mißlichen Umstände, trotz der aus den angeführten Ursachen unter den kaiserlichen Soldaten, hauptsächlich aber unter den dänischen Truppen eingerissenen Desertion bereitete Eugen ein Unternehmen vor, durch welches er dem Feinde einen Hauptschlag zu versetzen dachte. Dieß war der seither so berühmt gewordene Ueberfall auf Cremona.

In den Berichten an den Kaiser vom 3. und 4. Februar erzählt Eugen in ausführlicher Weise, daß der Prinz von Commercy schon seit drei Monaten Verbindungen in Cremona, und zwar mit einem „sicheren Commissario und einem Propsten,“ der Erstere hieß Codecasa, der Letztere aber Antonio Cosoli und war Pfarrer zu Sta. Maria la Nova, angeknüpft hatte. Sie gaben dem Prinzen Kenntniß von einem alten, unbeachteten Wasserkanal, der die Mauern der Festung durchschneide. Durch diesen sandte Eugen, wie bekannt, Soldaten in die Stadt, die ihm ein Thor öffneten, durch welches er mit seinen Truppen, vom Prinzen Commercy und dem Feldzeugmeister Guido Starhemberg begleitet, in die Stadt drang. Der feindliche Oberfeldherr Marschall Villeroy, der Marechal de Camp Montgon wurden nebst vielen anderen Offizieren gefangen, der Generallieutenant Marquis de Crenan ward zum Tode verwundet. An der Verspätung des Prinzen Vaudemont, der sich mit seinen Soldaten über die Pobrücke hätte nach der Stadt verfügen sollen, und an der tapferen Vertheidigung des dem Flusse zugewendeten Thores durch die Irländer nicht minder als an dem energischen Widerstande der Feinde überhaupt scheiterte die Wegnahme Cremona's, und Eugen sah sich, nachdem der Kampf in den Straßen der Stadt vom frühesten Morgen bis zum Abende gewährt hatte, gezwungen, dieselbe wieder zu verlassen. In bester Ordnung wurde der Rückzug angetreten und Guido Starhemberg, der die Nachhut führte, schlug mit Löwenmuth alle Angriffe der verfolgenden Feinde ab.

Die Verwirrung, welche dieser Ueberfall beim Feinde her-

Digitized by Google

vorbrachte, und die dadurch verursachte Räumung mehrerer nicht unwichtiger Posten war allerdings kein unbedeutender Gewinn, die Gefangennehmung des Marschalls Villeroy aber stellt sich als kein solcher heraus, denn der Oberbefehl über das feindliche Heer wurde unverzüglich dem Herzoge von Vendome anvertraut, einem Manne, der seinem Vorgänger in jeder kriegerischen Eigenschaft weit überlegen war, dem gegenüber also Eugen ein viel schwereres Spiel hatte als gegen den eitlen, prahlerischen Villeroy.

Der Herausgeber hat hier ein am 19. Februar von dem Prinzen Eugen an den mit Villeroy's Escortirung nach Innsbruck beauftragten Hauptmann Baron Heindl gerichtetes Schreiben, dessen Concept sich im kaiserlichen Kriegsarchive befindet, entweder übersehen oder es zur Mittheilung zu unbedeutend gehalten. Da wir letztere Meinung nicht ganz theilen, erlauben wir uns dasselbe wenigstens im Auszuge anzuführen. „Daß wiederholter Duc de „Villeroy den Degen traget, hat es kein und um so weniger Be„denken, als dieser seine Parola auf ein neues von sich gegeben, „wie ihm dann auch bei dieser Beschaffenheit das Ausfahren ge„stattet werden kann. Bei der erinnerten Logirung in eines Prä„laten haus (dem Stamser Hof) hat es sein Bewenden. Haupt„sächlich ist zu observiren, daß alle verdächtige Correspondenz ab„geschnitten werde, sonderlich da Bayern ganz nahe an der Hand „ist." — Endlich wurde im Vertrauen auf das gegebene Ehrenwort sogar die Wache weggenommen. Da man aber doch Spuren einer Correspondenz mit Baiern zu entdecken oder eine solche wenigstens fürchten zu sollen glaubte, wurde Villeroy nach Gratz gebracht.

Am 18. September schrieb der Präsident des Hofkriegsrathes, Graf Mannsfeld, dem Marschall, daß ihm der Kaiser „der Größe „seines Herzens folgend, volle und unbeschränkte Freiheit schenke." Jede Zahlung eines Lösegeldes wurde abgelehnt und sogar gestattet, daß Villeroy eine von ihm zu bestimmende Zahl gefangener französischer Offiziere, gleichfalls ohne Entrichtung irgend eines Betrages, mit sich nehmen dürfe. Der Rittmeister Baron Zierotin war beauftragt, den Marschall nach Italien zu geleiten. — Von Mailand aus richtete dieser am 29. October folgendes, im Kriegsarchive aufbewahrtes Schreiben an Eugen: Monsieur. Il est bien juste en partant de Milan que je Vous remercie encore de toutes les honnestetéz que j'ay recues de Vous pendant ma prison, je Vous supplie de compter que le souvenir m'en sera toujours vif. L'on ne peut rien adjouster aux soins et aux peines que s'est donné le Baron de Scherotin pendant tout le cours de nostre long voyage; si j'osois, Monsieur, je Vous supplierois de luy accorder Vostre protection, dont il est assurément fort digne, et de me croire

Digitized by Google

pour toute ma vie etc. Auch übermachte Villeroy dem Prinzen seiner Auslösung halber einen Wechselbrief, Eugen aber, der wußte, daß ihn der Kaiser ohne Lösegeld freigegeben, sandte ihm die Geldanweisung wieder zurück. — Wir glaubten dieß hier anführen und dadurch den bisher fast allgemeinen Irrthum berichtigen zu sollen, der Kaiser habe dem Prinzen Eugen des Marschalls Lösegeld geschenkt und dasselbe sei von ihm aus eigenem Antriebe zurückgewiesen worden.

Ludwig XIV., um sich von Leopold I. nicht an Großmuth übertroffen zu sehen, ertheilte dem auf der Rückreise von Portugal durch französische Schiffe gefangen genommenen kaiserlichen Botschafter Grafen Waldstein die Freiheit, ohne ein Lösegeld in Anspruch zu nehmen.

Vorschläge zur weiteren Verleihung des Dragoner-Regiments Graf Dietrichstein, dessen Inhaber, bei Cremona schwer verwundet, zehn Tage darauf starb, Berichte über den Verlauf der schon vor einiger Zeit begonnenen Blokade von Mantua, Aeußerungen über die Absicht des Kaisers, ein Armeecorps von ungefähr 10000 Mann unter den Befehlen des Prinzen von Commercy nach Neapel zur Besitznahme dieses Königreiches abzusenden, in welchem sich eine starke Partei zu Gunsten Oesterreichs erklärt hatte, Vorschläge zur Errichtung eines irländischen Bataillons, endlich Aufzählung der Verstärkungen, welche die Feinde fortwährend erhielten, und Darstellung des eigenen Nothstandes füllen Eugens nächste Relationen.

Da aber die dringenden Bitten um Geldhülfe, welche Eugen an den Kaiser richtete, ohne Erfolg, meistens sogar ohne Beantwortung blieben und der Prinz vermuthete, es würden vielleicht seine Schreiben dem Monarchen gar nicht vorgelegt, so schlug er einen anderen Weg ein, um seinen gerechten Beschwerden Abhülfe zu verschaffen. Er wandte sich, wie schon gesagt, schriftlich an den Beichtvater des Königs Joseph, den Pater Bischoff, den er zwar nicht persönlich kannte, der ihm aber als ein wohldenkender Mann geschildert worden war, und beauftragte den nach Wien gesendeten Artillerie-Obersten Conte Berzetti, dem vielvermögenden Priester den traurigen Zustand des Heeres zu schildern. In derselben Absicht hatte Eugen eine geheime Correspondenz mit dem Hofkammerrathe von Palm und dem Hofkriegsrathe von Locher begonnen, um durch diese beiden Männer bei der Finanzstelle sowohl als der obersten Militärbehörde die Sendung der erforderlichen Hülfe an Geld, Truppen und Kriegsbedürfnissen zu betreiben. Eugen erklärte, es sei ihm unmöglich „mit einer Armee, welche Sommer und Winter Campagne ge„macht, großes Elend und Strapatzen ausgestanden, keine Ruhe „noch Quartier genossen, sondern abgemattet, übel bezahlt, darum

Digitized by Google

„malcontent, weiters auch nicht recrutirt, viel weniger augmen„tirt worden ist, der immerfort neu andringenden französischen „Macht zu resistiren, welche bis nun nicht nur einen Sukkurs „von einigen tausend Mann, sondern eine völlige dritte Armee „hereingeschickt hat.“

Der Brief Eugens vom 11. April an den Grafen Goeß, des Kaisers Gesandten in Haag, ist wegen der darin enthaltenen Aeußerungen über den Tod des Königs Wilhelm III. von England interessant, der „ein großes Haupt von hohem Verstand und ein „tapferer General“ genannt wird, „welcher zudem das Ansehen „und den Modum gehabt hat, die ihrer Natur nach variablen „englischen und holländischen Nationen in guter Harmonie zu „erhalten.“ So sehr die Verbündeten über König Wilhelms Tod betroffen waren, so sehr „glorirten“ die Franzosen darüber, und machten noch größere Anstrengung, um den entmuthigenden Eindruck, welchen dieses Ereigniß auf die Alliirten machte, zu benützen. Eugens Berichte erzählen fortwährend von neuen, bei dem feindlichen Heere eingetroffenen Verstärkungen, wodurch das Uebergewicht der französischen Kriegsmacht und deren Mißverhältniß zu des Prinzen Streitkräften noch vergrößert wurde. Die Noth war so hoch gestiegen, daß Eugen sich, obwohl er noch keine Antwort von Pater Bischoff erhalten, neuerdings wiederholt an denselben wandte, und um sein Vorwort beim Kaiser für die Mangel leidenden Truppen bat. In demselben Sinne schrieb er dringend an Palm und Locher, doch noch immer wurde seinen Beschwerden keine Abhülfe. Bei diesen Verhältnissen war des Prinzen Feldherrntalent nicht länger im Stande, dem vielfach überlegenen Feinde die Spitze zu bieten. Vendome ging über den Oglio. Eugen zog sich vor ihm in den zwischen dem Po und Mincio gelegenen, Seraglio genannten Landstrich zurück. Caneto und Castiglione fielen nach tapferer Gegenwehr und der französische Feldherr zwang den Prinzen Commercy die Blokade Mantua's am linken Ufer des Mincio aufzuheben, ein Ereigniß, das von der Besatzung dieser Festung mit Freudensalven gefeiert wurde. Der auf Eugens Befehl durch den Generaladjutanten Marchese Davia gemachte Versuch, den Herzog von Vendome in seinem unweit des Lago di Mantova gelegenen Hauptquartiere aufzuheben, mißlang durch einen unglücklichen Zufall. Eugen ließ alle dabei verwendeten Offiziere und Soldaten in Arrest setzen und die Sache strenge untersuchen, um, wie er an den Kaiser schreibt, „ein Exempel zu statuiren.“ Vendome rächte sich für diesen Entführungsversuch durch ein heftiges Bombardement der kaiserlichen Quartiere.

Während Eugen alles Mögliche that, um den Feind von wichtigeren Unternehmungen abzuhalten, während er durch den

Digitized by Google

nach Wien entsendeten Feldmarschallieutenant Grafen Johann Palffy dem Kaiser und dem Grafen Mannsfeld die dringendsten Vorstellungen machen ließ, erhielten die Kriegsoperationen Vendome's durch die Ankunft des jungen Königs Philipp einen kräftigen Impuls. Die Franzosen überfielen am 26. Juli bei Sta. Vittoria die drei Regimenter kaiserlicher Reiterei, Commercy, Darmstadt und Visconti. Den Soldaten blieb kaum Zeit, sich auf die Pferde zu schwingen, und obgleich der sie befehligende Marquis Visconti, wie Eugen bezeugt, „all dasjenige gethan, was ein „wackerer General in derlei Occasionen hätte thun sollen, ob„wohl alle Offiziere und Soldaten mit großer Bravour gefochten „und ihre Schuldigkeit erwiesen haben, als man es nicht wohl „anders hätte verlangen können," so war doch der Verlust ungemein groß, und nur die Tapferkeit des seinen Waffenbrüdern zu Hülfe eilenden Dragoner-Regiments Herbeville ist die Rettung der Trümmer dieses Theiles der kaiserlichen Cavallerie zuzuschreiben.

Das oben besprochene Ereigniß trug dazu bei, Eugens bisherige Stellung unhaltbar zu machen. Der Prinz sah ein, daß er, wollte er des Feindes Fortschritte aufhalten, demselben trotz dessen Uebermacht in offener Feldschlacht begegnen müsse. Er brach aus dem Seraglio auf, ging am 1. August auf die rechte Seite des Po und nahm dort neuerdings eine feste Stellung. In Folge dieser Bewegungen und des Vorrückens der Feinde fielen alle Plätze im Modenesischen, Reggio und selbst Modena öffneten ohne Widerstand den Franzosen ihre Thore.

Auf dem von Kanälen und Dämmen durchschnittenen Terrain bei Luzzara geschah am 16. August der Zusammenstoß der beiden Heere. Da Prinz Eugen das Schlachtfeld behauptete, die Feinde aber sich nach ihrem Lager zurückzogen, kann dem kaiserlichen Heere der Sieg nicht bestritten werden, wenn gleich seinem Feldherrn die Macht mangelte, die errungenen Vortheile, wie es sonst gewiß der Fall gewesen wäre, zu benützen. Wir verweisen auf den in der vorliegenden Sammlung Nummer 154 mitgetheilten, merkwürdigen Schlachtbericht, und fühlen uns bei Durchlesung des glänzenden Lobes, welches der Prinz seinen Truppen ertheilt, durch die Bekanntmachung dieses und der übrigen Aktenstücke um so mehr befriedigt, als uns dadurch endlich eine andere Quelle zur Beurtheilung der Ereignisse dieser Feldzüge eröffnet wird, als Vendome's prahlerische Berichte, von denen ein anderer Franzose, der Herzog von St. Simon sagt, daß wer die von ihm angeblich dem Gegner zugefügten Verluste zusammenzählen würde, bald einen die Zahl des feindlichen Heeres übersteigenden Betrag erreichen müßte.

Leider fiel auf den Feldern von Luzzara der tapfere Com-

Digitized by Google

mercy und eröffnete den Reigen der edlen Mitglieder des Hauses Lothringen, welchen der spanische Erbfolgekrieg das Leben kostete. Eugen bedauerte diesen Verlust um so mehr, „als einer der wacker„sten Generale verloren worden, welcher neben seinem bekannten „Valor noch viel andere große Gaben possedirt gehabt." Doch war dessen Stelle durch den Feldzeugmeister Guido Starhemberg und den General der Cavallerie, Carl Thomas Vaudemont, in so glänzender Weise vertreten worden, daß allen hieraus etwa entstehenden üblen Folgen vorgebeugt wurde. Der General der Cavallerie Graf Trauttmansdorff hatte am rechten Fuße eine starke Contusion, Feldmarschallieutenant Fürst Liechtenstein aber fünf schwere Wunden erhalten.

Bekannt ist, daß Eugen sich nach dem Kampfe auf dem Schlachtfelde selbst, der Feind aber in seinem Lager verschanzte, und daß beide Heere fast durch drei Monate einander unthätig gegenüber standen. Daß Eugen nichts unternehmen konnte und sich damit begnügen mußte, den Feind im Schach zu halten, ist begreiflich, die Lethargie aber, in die Vendome nach der Schlacht bei Luzzara versunken zu sein schien, flößt bei der großen Uebermacht, über die er zu gebieten hatte, nur Verwunderung ein. Eugen benützte diese Zeit, um durch die nachdrücklichsten Vorstellungen von dem kläglichen Zustande seines Heeres die so lange vergebens nachgesuchte Hülfe zu erwirken. „Unglaublich ist das Elend," schreibt er an Herrn v. Locher, „und ich habe es nie ge„sehen, forderist da das Ausreißen auf solche Weise über Hand „nimmt, und in Summa alles so übel aussieht, daß ohne Reme„dur alles nothwendig zu Grunde gehen muß." Dieß hinderte jedoch nicht, daß der Prinz durch Streifpartien dem Feinde manchen, oft erheblichen Schaden zuzufügen wußte. Der kühnste dieser Züge war ohne Zweifel der, welchen die Obersten Deak und Ebergeny und der Generaladjutant Marchese Davia mit ungefähr dreihundert Husaren und deutschen Reitern nach Pavid und Mailand unternahmen, in welch letzterer Stadt sie mit den größten Freudenbezeugungen von dem Volke aufgenommen wurden, welches „bei dieser Occasion seine Lieb und Treue gegen Eure kaiser„liche Majestät contestirt, ja nicht einmahl die Partei mehr zurück„lassen, sondern beständig allda behalten wollen."

Ende October begann endlich Vendome, Kranke und Gepäck nach Cremona zurückzusenden. Er zerstörte das Schloß von Luzzara und verließ am Morgen des fünften Novembers, zwei Stunden vor Tagesanbruch, sein Lager. Längs der Adda und im Gebiete von Cremona bezogen die Franzosen, am linken Ufer der Secchia die Kaiserlichen die Winterquartiere. Der Fall von Borgoforte und Governolo war das letzte Ereigniß in die-

Digitized by Google

sem Feldzuge. Am 27. December ertheilte Eugen dem Grafen Guido Starhemberg eine Instruction über die Art, wie er in seiner Abwesenheit den Oberbefehl zu führen habe, und wies alle Generale, Offiziere und Soldaten zu unbedingtem Gehorsam gegen den Feldzeugmeister an, „dessen bekanntem, höchst rühmlichem und unermüdetem Eifer, ansehnlicher Kriegserfahrenheit „und tapferer Conduite" er die Ergreifung der von Fall zu Fall etwa nöthig gewordenen Maßregeln anheimstellte. Eugen selbst eilte nach Wien, um durch seine Anwesenheit am Kaiserhofe die gegen ihn geschmiedeten Kabalen niederzuschlagen und den Monarchen zu kräftigerer Unterstützung der an Allem Mangel leidenden Kriegsheere zu bewegen.

Mit dem zuletzt angeführten Actenstücke schließt die vorliegende Sammlung der militärischen Correspondenz des Prinzen Eugen, für deren Veröffentlichung der Freund österreichischer Geschichte dem thätigen Herausgeber zu großem Danke verpflichtet sein muß, da, wie bereits gesagt, nicht nur die prahlerischen Angaben französischer Kriegsrelationen, sondern auch die erdichteten und verfälschten Erzählungen einheimischer Schriftsteller auf ihren wahren Werth zurückgeführt werden. Wir mußten uns begnügen, den Inhalt dieser Mittheilungen flüchtig zu skizziren, und den gründlichere Belehrung Suchenden auf das Buch selbst zu verweisen. Das im vorliegenden ersten Bande Enthaltene spannt unsere Erwartung auf das Erscheinen des zweiten Theiles, der uns dem Vernehmen nach die Schreiben Eugens aus den Jahren 1703, welches er am kaiserlichen Hofe zubrachte, 1704, in dem er in Deutschland kämpfte und gemeinschaftlich mit Malborough die Riesenschlacht bei Höchstädt gewann, endlich von 1705 bringen wird, wo wir Eugen wieder in Italien finden, dort die großen Ereignisse vorbereitend, die mit der gänzlichen Austreibung der Franzosen aus diesem Lande endigten.

Der erste Band ist mit einem gelungenen, nach einem Gemälde van Schuppen's von Prinzhofer lithographirten Bildnisse unseres Helden geziert. Um die langen, kräftigen Züge von Eugens Handschrift beurtheilen zu können, wird uns als Autograph seine Namensfertigung geboten, in welcher der Prinz, seiner seltsamen Gewohnheit nach, das italienische Wort „Eugenio" durch das deutsche „von" mit dem französischen „Savoye" verbindet. Es ist als ob er in sich selbst etwas von dem Blute der drei Nationen verspürt hätte.

Druck und Papier gereichen der Gerold'schen Verlagshandlung zur Ehre.

Alfred Arneth.

Digitized by Google

Art. III. Wirtembergische Geschichte von Christoph Friedrich Stälin, Doctor der Rechte und der Philosophie, Oberstudienrath, Oberbibliothekar an der k. öffentlichen Bibliothek und Aufseher der k. Münz-, Kunst- und Alterthümersammlung in Stuttgart, Wappencensor und Mitglied des k. statistisch-topographischen Büreau's. Zweiter Theil: Schwaben und Südfranken. Hohenstaufenzeit, 1080—1268. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag, 1847. 8. IV und 805 S.

Bei einem Werke, welches, wie das vorliegende, das wissenschaftliche Interesse in einem so hohen Grade festhält, mag der Wunsch nach einer schnelleren Aufeinanderfolge der einzelnen Bände natürlich und gerechtfertigt seyn, und es dürfte wohl die Mehrzahl von denen, die sich mit den anerkannten Leistungen des Hrn. Verf.'s auf dem Gebiete der vaterländischen Geschichtskunde näher zu befreunden Gelegenheit hatten, nicht ohne Bedauern gewahr werden, wie weit noch die Aussicht auf eine völlige Zustandebringung des ganzen Werkes hinausgeschoben liege. Allein wir müssen von der anderen Seite auch die großen Schwierigkeiten und die mancherlei Hindernisse, die von einem so umfassenden wissenschaftlichen Unternehmen kaum zu trennen sind, im Auge behalten, und sind keineswegs gemeint, wegen dieses scheinbar langsamen Ganges dem Hrn. Verf. irgendwie einen ernstlichen Vorwurf zu machen. Am wenigsten wünschten wir eine größere Beschleunigung auf Kosten der Gediegenheit und des inneren Werthes. Spuren von Eilfertigkeit, von einem bequemen Beiseitelassen dunkler oder kritisch nicht festgestellter Punkte, von einem oberflächlichen Hinweggleiten über Gegenstände, welche wegen ihrer bisherigen mangelhaften Untersuchung erst von ihrem Grunde aus zu erforschen sind, sollen Wissenschaft und Erkenntniß wahrhaft gefördert werden, dürfen einem Werke von so ausgezeichnetem wissenschaftlichen Range nicht ankleben. Wer demnach den weiten Umfang der unerläßlichen Vorarbeiten, wer die unabsehbare Menge einzelner Daten, die kritischen Anstände in der Lösung der so häufigen Widersprüche in den Quellen, die Schwierigkeit in der Gewinnung, die Mühe in der Verarbeitung des massenhaften Materiales, wer Alles dieses bei sich erwägt, wird es sich erklären können, daß derartige geschichtliche Forschungen einer längeren Reife und einer sorgsam gepflegten Zeitigung bedürfen, und dieß um so mehr, als sie nicht einem vorübergehenden Tagsinteresse, oder einem Bedürfnisse des Augenblicks genügen, sondern weit über die kurze Lebensspanne hinausreichen und auch künftigen Geschlechtern noch nützen wollen.

Wir machen in vorliegendem Bande einen weiteren Schritt in der württembergischen Geschichte durch einen verhältnißmäßig kurzen, nicht volle zwei Jahrhunderte ausfüllenden Zeitabschnitt.

Digitized by Google

So klein aber auch die Strecke seyn mag, welche wir hier zurücklegen, so müssen wir dennoch freudig gestehen, daß uns der ungemein große Reichthum des Buches, der erstaunliche Schatz an Resultaten neuer Forschungen, welche das politische Leben nach allen seinen Seiten erfassen und aufklären, eine seltene Befriedigung und eine volle Entschädigung für die Kürze des Weges gewährt hat; wir müssen gestehen, daß wir hier Studien begegnen, die uns eben so durch die Neuheit des Gegenstandes als durch ihre Wichtigkeit überraschen, die die Geschichtskunde namentlich in Bezug auf die einheimischen Dynastenhäuser auf ganz neue Bahnen geleitet und wesentliche Lücken auf dem magern, steppenreichen Gebiete des Mittelalters besonders in den Niederungen des socialen Lebens ausgefüllt haben. Da wir im weiteren Verlaufe vielfältige Gelegenheit haben werden, das eben Gesagte zu bestätigen und die hohen Verdienste des Hrn. Verf.'s um Förderung der vaterländischen Geschichtskunde durch Thatsachen besser als durch Worte darzuthun, so wenden wir uns, ohne fernere Einleitung, zur näheren Untersuchung und Würdigung des eigentlichen Inhaltes, und beschränken uns auf die einzige Bemerkung, daß wir Alles, was wir hinsichtlich der Quellenkenntniß, Kritik, Anordnung und Darstellung vom ersten Bande Rühmliches zu sagen hatten, im vollen Maße auch auf den vorliegenden Band ausdehnen müssen.

Werfen wir hier vor Allem unsern Blick auf die innere Gliederung des geschichtlichen Stoffes, so gewahren wir durchaus eine sehr einfache, natürliche und ungekünstelte Anordnung, die sich an die Natur des Gegenstandes innig anschmiegt und einen schnellen und vollständigen Ueberblick gestattet. Als Unterlage und gewissermaßen als Stützpunkt für die systemmäßig gegliederten Bestandtheile des ganzen Buches dient die in den Annalen der deutschen Geschichte so denkwürdige Hohenstaufenzeit, welche in ihren besonderen Rückwirkungen zu den Landen Schwaben und Franken zuerst zur Darstellung kommt. Darauf folgt, des Buches eigentliche Glanzpartie, die Geschichte der verschiedenen und sehr zahlreichen Herrengeschlechter, und zwar von den Herzogen und Markgrafen angefangen, durch die ständischen Gliederungen der Grafen und freien Herren fort bis zu den Dienstmannen herab; den Beschluß machen Betrachtungen über Kirche und Staat, über Künste und Wissenschaften, über Gewerbe, Handel und Sitten, in so ferne sich hier Eigenthümlichkeiten und Erscheinungen vorfinden, welche als thatsächliche Momente der Bewegung und des Fortschrittes festgehalten zu werden verdienten.

Der Geist einer strengen Wissenschaftlichkeit, das Streben nach zweckmäßiger Anordnung und leichter Uebersicht tritt dem

Digitized by Google

Leser schon aus den ersten, einleitungsweise getroffenen Aufzeichnungen wohlthuend entgegen. Die chronologischen und genealogischen Tabellen über die Hohenstaufen nach ihren wechselnden Beziehungen zum Lande als Kaiser und als Herzoge von Schwaben, Franken und Rotenburg, die chronologisch-synchronistische Reihe der Bischöfe der fünf Sprengel von Constanz, Augsburg, Würzburg, Speier und Worms mit kluger Beschränkung auf die durch genügende Bürgschaft festgestellten Familiennamen, geben hievon, gleichwie die sehr werthvolle Recension der bei diesem Zeitabschnitte zu Grunde gelegten Quellen, den vollgültigsten Beweis an die Hand.

Sehr zweckmäßig zeigt sich ferner die Abtheilung des ganzen, reichen Quellenschatzes nach gewissen Klassen und Ordnungen, ein Verfahren, das nicht allein das Nachsuchen sehr erleichtert, sondern auch im Kleinsten den ordnenden Geist erblicken läßt. Den Anfang machen die Zeitbücher (Annalen und Chroniken), und zwar außer denen, welche den früher genannten fünf Sprengeln angehören, auch noch viele von Straßburg, Colmar, Freisingen, Erfurt, Hildesheim und von anderen norddeutschen Bischofsitzen und Stiften, welche auf Süddeutschland Bezug nehmen. An sie schließt sich die zweite Klasse, die der Lebensbeschreibungen an; darauf folgt die der Heiligenleben, eine Gruppe von Geschichtsquellen, die dem Abtheilungsgrunde nach mit der vorigen zwar zusammenfällt, hinsichtlich der historischen Kritik und der Brauchbarkeit aber wesentlich von ihr sich unterscheidet, und daher die Sonderung in eine für sich bestehende Klasse rechtfertigt. Die drei nächsten begreifen die Gebiete der Familiengeschichte, der Stifts- und Klostergeschichte und der speziellen Urkunden. Ihre große Wichtigkeit für die Geschichtschreibung des Mittelalters, für die Erforschung der Vergangenheit und des Lebens nach seinen verschiedenen Verzweigungen kann nicht geläugnet werden. Daß hiebei die Quellenwerke des ersten Ranges besonders hervorgehoben, daß in der Kürze ihr Wesen und ihr Verhältniß zur Zeit beleuchtet wird, können wir nicht anders als löblich und zweckmäßig nennen, was auch von den Unterabtheilungen nach den kirchlichen Sprengeln zu gelten hat.

Nicht umsonst wird ferner auf die folgende Klasse, auf die der Briefsammlungen, ein großes Gewicht gelegt. Briefe geben nicht allein über Thatsachen, sondern auch über ihre Begründung manchen sehr wichtigen Aufschluß, und führen schneller und sicherer, als andere Geschichtsquellen zur Erkenntniß der Charaktere der handelnden Personen. Sie haben ein desto größeres Interesse für uns, je höher die Personen standen, von denen sie ausgegangen sind, und erreichen endlich die größte Wichtigkeit,

Digitized by Google

wenn sie von solchen Männern herrühren, die an der Spitze ihres Zeitalters standen und demselben Richtung und Weg vorzeichneten. Derartige Briefe finden sich in der That hier vor, und wer ihre Namhaftmachung unter den württembergischen Geschichtsquellen befremdlich fände, würde übersehen, daß sie auch für den damals untergeordneten Reichstheil nicht ohne Bedeutung gewesen sind. Als eine weitere Quellengruppe werden, nach den Briefsammlungen, die deutschen Reichsgesetze jener Zeit, die Nekrologien und die Dichtungen bezeichnet. Sie haben, mit Ausnahme der ersteren, für die Spezialgeschichte einen mehr untergeordneten Rang, sind jedoch keineswegs zu übersehen und geben manche willkommene Aufklärung. Den völligen Beschluß dieses in der That ungemein reichhaltigen Quellenverzeichnisses macht die Reihe der neueren Hülfsmittel sowohl für die eigentliche Landesgeschichte, als auch für die Geschichte seiner Diöcesen.

Nach diesen allgemeinen Andeutungen über die Grundlage, auf welche der Hr. Verf. mit Meisterhand den festen Bau seines Werkes aufgeführt, wenden wir uns zu dem geschichtlichen Inhalt, wobei wir uns die Handhabung der größten Oekonomie zur unabänderlichen Richtschnur machen müssen, weil wir, wenn wir alle die beachtenswerthen Einzelheiten im Auge behalten wollten, weit über die unserer Anzeige gesteckten Gränzen hinausgreifen müßten.

So führt uns denn der Hr. Verf., den Faden seiner Erzählung aus dem vorigen Bande wieder aufnehmend, mitten in die stürmischen Zeiten K. Heinrich's IV. hinein, wo im hitzigen, unversöhnlichen Parteikampfe das deutsche Vaterland aus tausend Wunden blutete, und jeder Winkel des großen Reichs von Streit und Waffengetümmel wiederhallte.

Es lag nicht in der Aufgabe des Hrn. Verf.'s, den Riesenkampf in seinem ganzen Umfange zu schildern, und seinen Leser auf die Höhen der päpstlichen und kaiserlichen Politik zu führen. Er gibt im Gegentheile nur einen kleinen Ausschnitt aus der allgemeinen Geschichte jener Zerwürfnisse, und geht dabei über die engen Gränzen von Oberdeutschland nicht hinaus; allein auch dieses kleine Bild ist nichts desto weniger ein treuer Wiederschein aller der krankhaften Zustände, der verderblichen und gewaltsamen Erschütterungen, die damals den gesammten Staatskörper durchzuckten und ihn mit einer allgemeinen Auflösung bedrohten. Es finden sich auf diesem kleinen Schauplatze nicht weniger, als auf dem großen Welttheater, dieselben feindlichen Gegensätze zwischen dem was kaiserlich und was päpstlich war; es drängten sich hier dieselben Scenen einer blinden Parteiung, des tödtlichen Hasses, des Blutvergießens, dieselben Gräuel der Verwüstung, des

Digitized by Google

Sengens, Brennens und Mordens zuſammen, welche der Meinungskampf in ſeinem Gefolge hat, wenn er, ein Kampf der Prinzipe, die Gemüther der Krieger mit blinder, unverſöhnlicher Erbitterung füllt, gleich viel, ob ſie ſich des letzten Zweckes bewußt ſind oder nicht.

Geleitet von dem richtigen politiſchen Blicke, in dem für ihn ſo wichtigen ſüdweſtlichen Theile von Deutſchland, wo die päpſtliche, welfiſche und zäringiſche Partei in drohender Vereinigung ihm gegenüber ſtand, einen ſtarken und verläßlichen Hüter ſeiner Intereſſen aufzuſtellen, ſetzte der Kaiſer den ihm getreuen Friedrich von Hohenſtaufen zum Herzoge von Alemannien ein, und kettete ihn durch die innigſten Familienbande an ſein Haus. „Erprobt im Frieden als der Treueſte, als der Tapferſte im Kriege ſolle er ſich männlich umgürten zur Niederkämpfung der Reichsfeinde, und die Mitgift ſeines Herzogthums bewahren in der Treue zum Kaiſer und beſchützen gegen alle Frevler, die die heiligſten Rechte zu Boden treten und zu empöreriſchen Verbindungen ſich eidliche Gelöbniſſe geben.“

Dieſe feierliche Einſetzungsrede des Kaiſers, wie ſie uns von Otto von Freiſingen bewahrt worden, mag nun dem Worte oder auch nur dem Sinne nach der geſchichtlichen Treue ſich erfreuen: ſie bleibt jedenfalls ein lebendiger Ausdruck des Geiſtes der Zeit und des großen Zweckes, zu deſſen Erreichung Friedrich von Hohenſtaufen berufen ward.

Wenn auch weniger durch den Erfolg ſeiner Thaten, entſprach Friedrich deſto mehr durch unerſchütterliche Treue und unwandelbares Feſthalten an der Sache des Kaiſers dem in ihn geſetzten Vertrauen. In ſeiner ſchwierigen und dornenvollen Aufgabe, das Herzogthum Schwaben, wohin ſich der Kampf zu wiederholten Malen gewendet hatte, gegen die Widerſacher ſeines Herrn zu behaupten, erreichte er wenigſtens ſo viel, daß ſich daſelbſt die Gegenpartei nicht feſtſetzen konnte, wenn es ihm auch nicht beſchieden war, eines vollkommenen Sieges ſich zu verſichern. Mit welcher unmenſchlichen Erbitterung und Rückſichtsloſigkeit ſelbſt gegen die durch den Glauben geheiligten Gegenſtände der Kampf geführt wurde, zeigt die gräuliche Plünderung des durch Welf IV., einen der heftigſten Feinde des Kaiſers, hinterliſtig eroberten Augsburg.

Was allenthalben die Verwirrung mehrte und dem Parteihaſſe ſtets neue Nahrung gab, war die Doppelbeſetzung der Bisthümer und Abteien. Keiner der beiden Würdenträger konnte ſich länger behaupten, als die Partei, der er ſeine Erhebung verdankte, in der Nähe war oder die Oberhand hatte. So in Conſtanz, in Würzburg, in St. Gallen und anderwärts. Die

Digitized by Google

mit dem fortdauernden Kampfe gleichzeitig eingeleiteten Synoden und Reichsversammlungen, wie 1087 zu Oppenheim und Speier, mußten erfolglos bleiben, so lange die Gegenpartei in ihrem Uebermuthe den Frieden um einen Preis ausbot und ihre Forderungen so hoch spannte, daß der Kaiser sie nicht eingehen mochte, und sie auch nach einer vollständigen Niederlage nicht härter hätte finden können.

In Schwaben erhob die Gegenpartei Berthold II. von Zäringen, einen der eifrigsten und gefährlichsten Feinde des Kaisers, die Seele des dortigen Widerstandes, zur Herzogswürde, und es einigten sich im Jahre 1093 die meisten der alemannischen Fürsten auf dem Donaufelde bei Rotenacker zu dem Beschlusse, daß sie fortan Gottesfrieden halten, und dem päpstlichen Legaten und ihrem Herzoge unterthan seyn wollten.

Die Wandelbarkeit dieser Anordnungen zeigte sich zwar, als mit der Aussöhnung des mächtigen Welf IV. mit dem Kaiser die Hauptschwierigkeit beseitigt und auch Herzog Friedrich von Schwaben wieder hergestellt war. Allein der allgemeine Landfriede, wie auch der Friede in Schwaben erfuhr kurz darauf eine neue Störung durch die Empörung des jungen Heinrich gegen seinen kaiserlichen Vater, und Herzog Friedrich hatte eben noch sein Vermittleramt, wiewohl vergeblich, versucht, als er, ohne des ärgerlichen Streites Ende gesehen zu haben, nach 26 Jahren treuer Dienstleistung mit Tode abging.

Dieser schöne Charakterzug einer durch alle Schicksalswechsel unberührten Treue und Ergebenheit zeichnet auch Herzog Friedrich II. von Hohenstaufen, des Vorigen älteren Sohn und Nachfolger, vortheilhaft aus. An diesem tapfern und geschäftsklugen Manne, der durch die Heiterkeit seines Gemüthes, durch Höflichkeit und Freigebigkeit Freunde und Anhänger gewann, hatte K. Heinrich V., dem nach dem Hintritte seines ruhelosen Vaters das nicht beneidenswerthe Erbtheil des Investiturstreites zugefallen war, eine seiner festesten Stützen, einen unzertrennlichen Gefährten und erprobten Rathgeber. Wir sehen ihn bei den wichtigsten Verhandlungen im Interesse des Kaisers betheiligt; wir sehen die Macht seines Hauses wachsen im Wiederscheine der kaiserlichen Gnade, und als den wohlerrungenen Preis einer erfolgreichen und anerkannten Dienstleistung.

In seiner ehrenvollen Stellung als Herzog und Reichsverweser schirmte Friedrich die wichtigsten Reichstheile, und unterwarf mit Heeresmacht den ganzen Landstrich von Basel bis Mainz, jenen Schwerpunkt des Reiches, wo besonders Erzbischof Adalbert von Mainz in seinen Aufwieglungsversuchen eine gefährliche Thätigkeit entfaltet hatte, durch zahlreiche Burgen seine Gegner

Digitized by Google

bezähmend, so daß es sprichwörtlich von ihm hieß: „Er habe an seines Rosses Schweif immer eine Burg.“

Die günstigen Erfolge dieser mit Muth und Klugheit durchgeführten Vertheidigung der Interessen des Kaisers steigerten zuletzt die Erbitterung der geistlichen Partei zu einer solchen Höhe, daß Friedrich mit seinem Bruder Konrad und dem eben so treuen und tapferen Pfalzgrafen Gottfried von Calw von dem Cardinalbischofe Cuno von Präneste mit dem Kirchenbanne förmlich belegt wurden, daß einige Zeit darauf Papst Calixt II. den Bannfluch erneuerte und ihn von der Versammlung der heiligen Väter bestätigen ließ.

Mit K. Heinrich's V. Tode trat ein sehr ungünstiger Wendepunkt für das Haus der Hohenstaufen ein. Drang der Umstände und eigener Ehrgeiz führte es auf Bahnen, die seinem bisherigen Wege, auf welchem es nach Macht, Größe und Ruhm strebte, entgegengesetzt waren. Daß sich Friedrich, der Erbe der Güter nach Heinrich's V., seines mütterlichen Oheims, Tode, Hoffnung auf den Königsthron machte, darf nicht befremden; wohl aber, daß er sich jetzt öffentlich zu Grundsätzen bekannte, die in einem auffallenden Widerspruche zu seiner Parteistellung waren. Oder glaubte er durch sein Programm, das als Einladungsschreiben (p. 51) zur Königswahl von ihm und den vornehmsten Reichsfürsten ausging, seine Gegner zu versöhnen und sich ihres Beistandes zur Erreichung seiner persönlichen Zwecke zu versichern?

Gleichwohl ward er bei der Königswahl übergangen, und die Krone dem Herzoge Lothar von Sachsen beinahe aufgedrungen. Durch dessen Nachgiebigkeit feierte damals die kirchliche Partei einen vollständigen Sieg; allein das Reich selbst gewann wenig dabei, indem durch die schwierige Streitfrage über das Reichsgut der erste Grund zu einem Kampfe gelegt wurde, der beinahe zehn Jahre lang neue Drangsale und Zerrüttungen über das Reich brachte.

Während Friedrich gleich im Anfange mit der Reichsacht belegt, auf dem Reichsboden dem Könige entgegentrat, in Ulm und Nürnberg sich festsetzte, Speier wegnahm und immer drohender gegen die Königsmacht sich erhob: versucht sein Bruder Konrad, kühn und thatkräftig, sein Glück auf dem Boden Italiens; nimmt, unbekümmert um den Bannstrahl der Erzbischöfe von Mainz, Salzburg, Magdeburg, in Monza aus den Händen des Erzbischofs Anselm von Mailand die lombardische Krone, nachdem er sich eigenmächtig ein Jahr früher die deutsche aufgesetzt, und stürmt südwärts nach Rom, wo aber die Theilnahmlosigkeit der Römer und der Widerstand der beiden Päpste seine weiteren Schritte hemmt, ein glänzendes, abenteuerliches Meteor,

Digitized by Google

das nach kurzem Glanze erlischt, ein Verbrecher, dem zu seiner Sühne nichts als die Gunst des Erfolges fehlt.

Bald genug wendet sich das Glück von den Hohenstaufen, wie es bei der Zersplitterung ihrer Streitkraft kaum anders seyn konnte. In Deutschland erweckt der König unter deren nächsten Nachbarn gefährliche Feinde in den Welfen und Zäringern, die er durch Spenden ansehnlicher Lehen und Vortheile seinem Interesse zuführt. Zur Reichsacht tritt der Kirchenbann, und die weltliche und geistliche Macht greift zu den äußersten Mitteln, um die gefürchtete Gegenmacht zu brechen. Verluste häufen sich auf Verluste; Ulm, Nürnberg, Speier gehen nach einander wieder verloren, Friedrich's Gemahlin geräth bei der Erstürmung von Speier in Lothar's Gefangenschaft, Friedrich selbst durch Falschheit seines Feindes in Zwiefalten in Lebensgefahr.

Allein erst nach Lothar's Zurückkunft aus Italien, nachdem Schwaben selbst der Schauplatz eines verheerenden Ueberfalles geworden und die Gräuel des Krieges auf eine schaudererregende Weise erduldet, da endlich ist Friedrich's Widerstand gebrochen, barfuß naht er sich in Fulda der Kaiserin Richenza und erwirkt die Lösung vom Banne; als Friedensbote aber erscheint der heil. Bernhard, Abt von Clairvaux. Friedrich unterwirft sich zu Bamberg, zu Mühlhausen Konrad. Auf zehn Jahre wird ein allgemeiner Landfriede geschlossen. Triumphirend stattet der Papst dem Kaiser seinen Glückswunsch ab: „Gott hat," so schrieb er, „durch des Kaisers Hände, als mit der Schleuder und dem Steine eines wahren Goliath, den nichtswürdigen Philistäer, den Schwabenherzog Friedrich niedergeschmettert."

Rasche Glückswechsel und plötzliche Uebergänge sind in der Geschichte des Hauses der Hohenstaufen nicht selten. Konrad, jetzt durch Diensttreue seine früheren Verirrungen sühnend, wird, als den Kaiser auf seiner Heimkehr von der zweiten Romfahrt der Tod überraschte, zum König gewählt 1137 und empfängt darauf die allgemeine Huldigung zu Bamberg. Aber eben dadurch ist ein neuer Zankapfel in das Reich geworfen und der Same ausgestreut zu den heftigsten Kämpfen, die unter beispielloser Erbitterung Jahrhunderte lang fortwährten, selbst nachdem beide Fürstenhäuser, in denen sie sich entzündet hatten, längst ihrem Geschicke erlegen waren.

Denn auch Heinrich I. von Bayern, genannt der Stolze, hochbegünstigt durch seines Kaisers Lothar's Gnade, einer der mächtigsten Fürsten des Reiches, hatte nach der höchsten Auszeichnung der Königskrone gestrebt und nicht ohne den tiefsten Ingrimm wahrgenommen, daß diese einem Hause zugefallen war, das er noch kürzlich mit dem Schwerte und mit Hinterlist bekämpft und

Digitized by Google

seinem Falle nahe gebracht hatte. Und doch war es weniger jenes Haus, als vielmehr der Reichsfürsten vorsichtige Politik, die ihn um seinen süßesten Wunsch brachte. Bei der inneren Erbitterung war unschwer der äußere Vorwand zu Trotz und Empörung zu finden. Auf die fruchtlos gebliebenen Einigungsversuche zu Regensburg und Augsburg wird die schwere Strafe der Reichsacht ausgesprochen und der Schuldige seiner sächsischen und bayrischen Herzogswürde entsetzt.

Wie nach dessen Tode Welf VI. als Haupt des Hauses, als Vertreter der Familieninteressen, als Erbe des Kampfes gegen die Königsmacht vor den Mauern von Weinsberg eine völlige Niederlage erlitt und Weinsberg selbst nach harter Belagerung in des Königs Hände fiel, durfte als zum Ganzen gehörig im Buche nicht unberührt bleiben; besonders aber wird dabei noch hervorgehoben, daß die Sage von den Weibern von Weinsberg weder auf einer gleichzeitigen Quelle noch auf einer andern genügenden Auctorität beruhe, sondern erst ein Jahrhundert später entstanden und schnell in den Volksglauben übergegangen sei als ehrenhaft für treuen Weibersinn und für ein unverbrüchliches Königswort.

Während der Vorbereitungen zum Kreuzzuge starb Herzog Friedrich der Zweite, der Einäugige genannt, 1147, nachdem er 42 Jahre sein Herzogthum verwaltet, dreien Kaisern, Heinrich V., Lothar und Konrad I. gedient und des Glückes hohe Gunst, aber auch des Unglücks harte Schläge erfahren hatte.

Mit schnellen Schritten eilt in der nächsten Zeit das Haus der Hohenstaufen dem Ziele seiner Macht und Hoheit entgegen, zu deren Dauer und weltgeschichtlichen Bedeutung nichts fehlte, als der vollkommene Triumph über die zahlreichen Feinde seiner Größe.

Eine höchst merkwürdige historische Persönlichkeit, ausgezeichnet durch Geist, Charaktergröße und Thatkraft, finden wir in unmittelbarer Folge mit dem Herzogthume betraut. Es ist Friedrich III., bekannter als Kaiser unter dem Beinamen des Rothbartes. Von seinem Oheime K. Konrad III. im J. 1147 in das Herzogthum Schwaben eingesetzt, war er dessen treuer Gefährte auf dem Kreuzzuge und nach dem mißglückten Unternehmen, über Bulgarien und Ungarn nach Schwaben geeilt, wo ausgebrochene Unruhen seine Gegenwart dringend nöthig machten. Bald war die Ruhe daselbst wieder hergestellt und das königliche Ansehen im Reiche aufrecht erhalten; allein viel bedenklicher waren die Umtriebe und verrätherischen Absichten des oben bereits genannten Herzogs Welf VI., der den alten Haß im Herzen, mit sicilianischem Gelde bestochen und unterstützt, wie K. Konrad beschwerend sich äußert, einen Gegenbund unter den Reichsfürsten zu stiften und selbst Herzog Friedrich in seinen Verrath zu ziehen strebte.

Digitized by Google

Wie furchtbar dieser Gegner, wie drohend die Gefahr, wie ungewiß der Ausgang gewesen, geht aus einer vertraulichen Mittheilung des Bischofs Hermann von Constanz, eines scharfblickenden Staatsmannes, hervor, welcher die vollständige Niederlage Welf's bei der Feste Flochberg als eine unverhoffte, außer aller menschlichen Berechnung liegende Fügung des Glückes ansah. Wegen seiner gleich nahen Verwandtschaft mit den Häuptern der streitenden Theile zum Amte des Vermittlers berufen, brachte Friedrich einen für seinen Oheim Welf günstigen Frieden zu Stande und ging, nach dem bald darauf erfolgten Ableben der beiden Könige, Konrad und dessen Sohnes Heinrich, dem wichtigeren Berufe des deutschen Königthumes entgegen.

Die interessante Schilderung seiner Persönlichkeit, seines Charakters und seiner Geistesvorzüge, die der Hr. Verf. meist nach Otto Morena bei Muratori treffend gezeichnet hat, führet den ersten Mann seiner Zeit unserm Auge näher, einen Mann, der beinahe ein halbes Jahrhundert den mächtigsten Einfluß auf die größten Reiche und Völker geübt, der das deutsche Reich zu dem größten Ansehen emporgebracht und zu einer Macht, die es seitdem nie wieder erlangen sollte. Ueber seine Thaten, deren Ruhm das Abendland erfüllte und selbst bis in das entfernte Morgenland gedrungen war, hat die Geschichte längst ihr Urtheil gefällt. Mit großartiger Politik gebot er, da in seiner Person der schwere Streit der Staufen und Welfen ausgesöhnt schien, über die Gesammtmacht des vereinigten deutschen Reichs; er würde die politische Entwickelung des deutschen Volkes in ganz neue Bahnen gelenkt haben, wenn seinen Riesenplänen das Glück zu Hilfe gekommen wäre.

Was damals Schwaben anbetrifft, so bildete es gleichsam den Stützpunkt der Kaisermacht und galt für die kriegerischen Unternehmungen Friedrich's als ein trefflicher Waffenplatz, seine Grafen- und Herrengeschlechter blieben ihm stets nahe im Kampfe so gut wie im Rathe und auf Reichsversammlungen und haben sich bei Heeresfahrten und Großthaten, vorzüglich in Italien, einen wesentlichen Antheil behauptet.

Die ansehnliche Hausmacht behielt der Kaiser, während der Minderjährigkeit Friedrich's IV., des Sohnes K. Konrad's III., einige Zeit in eigener Verwaltung, nahm jedoch, gegen die Gewohnheit, die Wehrhaftmachung des erst dreizehnjährigen Herzogs auf dem glänzenden Fürstentage zu Würzburg bereits im J. 1157 vor. Dieser jugendliche Herzog zeichnete sich bei den wichtigsten Kämpfen in Italien, bei den Waffenthaten von Crema und Malland rühmlich aus, er that sich insbesondere bei der Er-

Digitized by Google

stürmung Roms hervor und pflanzte das Siegeszeichen auf dem Altare der Peterskirche auf.

Allein nach den Fügungen eines verhängnißvollen Schicksales sollten die Früchte und Errungenschaften langer Anstrengungen und wiederholter Siege in dem Augenblicke wieder verloren gehen, als der Kaiser am Ziele seiner Wünsche sich wähnte. Eine gräuliche Pest brach in seinem Heere aus, und raffte die Blüthe des deutschen wie auch des schwäbischen Adels hinweg; aus Schwaben, Franken und den Rheinlanden allein unterlagen über zwei tausend Ritter und unter den Dahingerafften befand sich ebenfalls der Schwabenherzog Friedrich IV., kaum noch dem Jünglingsalter entwachsen, zu großem Bedauern seiner Zeitgenossen.

Mit ihm war die jüngere Linie der Hohenstaufen ausgestorben. Das reiche Erbe in Franken fiel dem Kaiser, seinem Vetter, zu, der es seinem dritten Sohne Konrad abtrat, Schwaben selbst aber seinem erst einjährigen Sohne, Friedrich V. übergab.

Von großer Wichtigkeit war um diese Zeit das neue Freundschaftsverhältniß zwischen dem Kaiser und Herzog Welf VI. Der letztere hatte, kinderlos geworden nach dem Tode seines Sohnes Welf VII., allen seinen hochfahrenden Plänen, allen Entwürfen des Ehrgeizes und der Größe entsagt und sich den Genüssen des Lebens hingegeben. Sein verschwenderischer Aufwand hatte öftere Geldverlegenheiten zur Folge und er ließ sich durch die bereitwilligen Geldvorschüsse des Kaisers, gegenüber der unzeitigen Kargheit seines Schwestersohnes und wahrscheinlichen Erben, des Herzogs Heinrich des Löwen, zu Gunsten des Ersteren in dem Grade gewinnen, daß er ihm seine reichen Besitzungen in Oberschwaben und Tirol auf die Zeit seines Ablebens zusagte oder noch bei Lebzeiten zu Lehen auftrug und selbst auch Mehreres zu Eigen übergab.

Unter den Lehen erhielt der Kaiser die italienischen Besitzungen, das Herzogthum Spoleto, die Mark Tuscien, die Herrschaft Sardinien, nebst einem ausgedehnten Güterbezirk bei Este. Daß durch diese reichen Vermächtnisse eine Mitursache gegeben ward zu der Spannung mit H. Heinrich dem Löwen, die im J. 1180 zu der bekannten tragischen Katastrophe führte, hat allerdings innere Wahrscheinlichkeitsgründe für sich, und die Fehler, welche jener in seinem übermüthigen Trotze gegen die Reichsgewalt sich auflud, mochten dem Kaiser einen um so willkommneren Vorwand zur nachdrücklichsten Ahndung geben, je mehr er sich in der Verfolgung seiner großartigen Entwürfe durch ihn gehemmt sah, und je eifersüchtiger er auf die nebenbuhlerische Macht des Welfenhauses blicken mochte, welches ein mächtiges Erbherzogthum dem Hohenstaufenschen Erbkönigthume entgegen zu setzen und Deutschland in zwei Hälften aufzulösen drohte.

Digitized by Google

Zeigten auch die Bedingungen des Constanzer Friedens im J. 1183, daß der Kaiser in Bezug auf den Lombardenbund weit hinter seinen Zwecken zurückgeblieben war: so erblühte ihm dagegen auf einer anderen Seite ein unerwartetes Glück, indem er seinen Sohn Heinrich VI., dessen Schwertleite er zugleich mit Friedrich V. von Schwaben mit nie gesehener Pracht auf dem Reichsfeste bei Mainz gefeiert hatte, mit der Königstochter Constanzia verband und seinem Hause die Anwartschaft auf den normannischen Königsthron in Unteritalien eröffnete.

Was Herzog Friedrich V. anbelangt, so verschwindet er unter dem Glanze des kaiserlichen Namens, und als er eben anfing, sich über das Dunkel der Zeitgeschichte zu erheben, hatte ihm sein Verhängniß nur noch eine kurze Spanne Zeit zugemessen. Auf dem Kreuzzuge seines Vaters befehligte er als Schwabenherzog die erste Heeresabtheilung, nahm Berrhöa, durchbrach vor Iconium die Schlachtreihen der Ungläubigen und drang der Ersten einer in die Thore der Stadt. Nach dem traurigen Ende seines Vaters von den Kreuzbrüdern zum obersten Führer gewählt, gelangte er mit den wenigen ärmlichen Ueberresten des kurz vorher noch so ansehnlichen und hoffnungsreichen Heeres nach Accon und fiel daselbst, anfangs des Jahres 1191, als Opfer einer Krankheit. Er hatte sich fortwährend als tapferer Krieger und einsichtsvoller Führer gezeigt und nahm den Ruhm der Wohlthätigkeit und Keuschheit mit ins Grab. Die Kreuzfahrer aber ehrten das Leichenbegängniß des edlen Jünglings durch Erleuchtung ihres Lagers.

Der bisherige, mehr eintönige Entwicklungsgang in unserer Geschichte ist größtentheils aus der engen Verbindung der herzoglichen Verwalter mit dem Königshause herzuleiten, und die Schicksale des Herzogthums verschwinden, wie der untergeordnete Theil in dem größeren Ganzen.

Auch unter Konrad, des vorigen Bruder und Nachfolger, dauert derselbe Charakter der Geschichte fort. Tief verflochten in die Interessen seines Hauses folgte er K. Heinrich dem Sechsten, seinem ältesten Bruder treu ergeben bei allen seinen Schicksalswendungen. Während dieser auf seinem zweiten Zuge in Unteritalien allen Widerstand bricht und seine Feinde durch die Schrecken seiner Rache niederwirft und sich in Palermo die Königskrone aufs Haupt setzt, bleibt jener in Deutschland zurück und besorgt die Geschäfte des Reiches. In der Theilung der Hausgüter mit den fränkischen Besitzungen, namentlich mit Weissenburg, Rotenburg und Eger betheilt, erhielt er dazu noch das Herzogthum Schwaben und die aus der Welfischen Erbschaft herrührenden altdorfischen Erbgüter und gelangt auf diese Weise zu einem weit ansehnlicheren Länderbesitz, als sein Vorgänger inne gehabt.

Digitized by Google

Große Veränderungen wurden damals in der Reichsverfassung angebahnt. Man weiß, um welchen Preis der Kaiser die Reichskrone in seinem Hause erblich machen wollte; man weiß, unter welchen Bedingungen er zu Gunsten seines zweijährigen Sohnes Friedrich, des nachherigen K. Friedrich II. die Thronfolge zugesichert bekam. Die weltlichen Fürsten und Herren hatte er gewonnen durch das Versprechen der Lehenserblichkeit, die geistlichen durch Verzichtleistung auf sein Spolienrecht, beide insgesammt durch die Aussicht auf Einverleibung seines Erbkönigreiches von Unteritalien und Sicilien mit dem deutschen Reiche. Schade nur, daß die feingesponnenen Fäden durch den rauhen Griff des Schicksals zerrissen wurden; jedenfalls hätte das Reich einen ganz verschiedenen Gang seiner politischen Entwickelung genommen.

Wenn der Hr. Verf. im weiteren Verlaufe das Herzogthum Schwaben, wie bisher, im Vordergrunde seiner Darstellung behält: so ermangelt er doch keineswegs, die großen Geschicke des welthistorischen Fürstenhauses, das damals unmittelbar über Schwaben gesetzt ward, in Kürze und mit treffenden Bemerkungen eines wahrhaft pragmatischen Geistes einzuflechten. Er zeigt, wie Philipp, des vorigen jüngerer Bruder, seither Herzog von Tuscien, im J. 1196 nach Schwaben berufen, ein Mann von edler Gesichtsbildung, aber von fast schwächlichem Körperbaue, nach dem Tode des Kaisers als Aeltester seines Hauses, beinahe wider Willen in den Strom der Ereignisse hineingezogen, die Rechte seiner Familie mit Nachdruck und großer Thätigkeit wahrt, wie aber auch bei ihm das unversöhnliche Geschick die Erfolge der mühsamsten Anstrengungen in dem Augenblicke hemmend vereitelt, wo sie auf dem Punkte der glücklichsten Entfaltung angelangt waren.

Gewiß gehört Herzog Philipp nicht Schwaben allein an, sein Wirken greift tief in die Verhältnisse des Gesammtreiches ein. Darnach hat auch der Hr. Verf. seinen Gesichtskreis erweitert und ihn auf die allgemeineren politischen Beziehungen auszudehnen gesucht. Ueber die veränderten Gesinnungen der Reichsfürsten blieb H. Philipp nicht lange mehr im Ungewissen, nachdem die Nachricht von dem Ableben seines Bruders, des Kaisers, eingetroffen war. Bemüht, seinem Neffen die zugeschworne Thronfolge zu erhalten, erfuhr er zuerst bei den Fürsten des nahen Oberdeutschlands Kaltsinn und Widerstand. Er erfuhr, wie sie den Eid für ungiltig erklärten, indem damals, als er geleistet worden, der Knabe noch nicht getauft gewesen und ein Kind unmöglich an die Spitze des Staates treten könne, wo es eines Mannes und Herrn bedürfe; auch habe der Kaiser einen zu großen Einfluß auf die Wahl geübt. Im Hintergrunde wirkte, einnehmend gegen den

Digitized by Google

vierjährigen Thronfolger, der fern von seines Hauses Heimatlande lebte, die tief gewurzelte Abneigung gegen ein Erbreich und die Unmöglichkeit, so viele Kronen auf ein Haupt zu setzen, ohne die größten Besorgnisse des päpstlichen Stuhles zu erregen.

Deutschland spaltet sich in Parteien. Die Hohenstaufen'sche will des Kindes Rechte ungeschmälert erhalten und Herzog Philipp nebst Anderen zum Beschützer des Reiches ernennen; die päpstliche dagegen von dem Hause ganz abgehen und eine neue Wahl einleiten. Widerstrebend und nicht ohne gegründete Furcht, sie könnte einem Feinde seines Hauses zufallen, nimmt Philipp zuletzt die ihm von seinem Anhange angebotene Krone und schreibt rechtfertigend an den Papst Innocenz III.: „Nicht Ehrsucht noch eitles Streben nach Ruhm und Macht und irdischem Gute habe ihn dazu bewogen, sondern der Vorsatz, das Christenthum zu fördern, den Unterdrückten Recht zu verschaffen und die Frevler zu bestrafen. Auch sei keiner unter allen Fürsten reicher, mächtiger, erlauchter; unzählig sei die Menge der Dienstmannen, sein Haus besitze die ausgedehntesten Ländereien, die meisten und festesten Schlösser, Städte, Weiler, einen unermeßlichen Schatz an Gold, Silber und edlem Gesteine, dazu die Reichskleinode." (p. 138.)

Allein die Erfahrung zeigte bald, daß Philipp eine Last sich aufgeladen, der er bei der Milde seines Charakters nicht gewachsen war; er konnte weder den Glanz seines Hauses noch den Reichsfrieden bewahren noch sich allgemeine Geltung verschaffen. Hatte er auch durch reichliche Geldspenden seines Gegenkönigs sich entledigt: so stand ihm bald in Otto IV. ein neuer gegenüber. Ein zehnjähriger Thronstreit entbrannte, geistliche und weltliche Herren parteieten sich und wetteiferten in frevlerischen Gewaltthaten. Nur Schwaben blieb, von Philipp's Macht beschützt und durch keine Parteiung gespalten, außerhalb des Kriegsschauplatzes und von den Verwüstungen verschont.

Papst Innocenz III., ein Mann von gewaltiger Geisteskraft und von den kühnsten Entwürfen, durch seine Stellung ein Feind der Hohenstaufen, erklärte sich offen für Otto IV. und bedrohte alle seine Gegner mit dem Banne. Dafür hatte dieser mit einem feierlichen Eide dem Papste Schutz und Gehorsam gelobt und ihm den Besitz von Ravenna, Ancona und Spoleto und die mathildischen Erbgüter zugesagt.

Als nun im J. 1201 über Philipp und dessen Anhang der Bann erging, wagte dieser mit bitteren Vorwürfen dem allgewaltigen Kirchenhaupte entgegen zu treten. „Nur darum," schrieb er dem Papste, „weil er diesen nicht um Erlaubniß gebeten, ob

Digitized by Google

er König werden dürfe, erhebe er sich so gewaltig wider ihn. Deutschlands Freiheit sei dahin, wenn ohne Willen des Papstes kein König gewählt werden dürfe.» Auch seine Anhänger, die Bischöfe von Constanz, Augsburg, Worms und andere Fürsten rügten nachdrücklich des Papstes Anmaßung auf die Königswahl und wie er entweder den Wähler oder den Richter über die Wahl machen wolle.

Als im J. 1204 in Folge seines Kriegsglückes der Erzbischof von Cöln und andere Fürsten auf seine Seite traten, als er, nach nochmaliger Wahl die Salbung und Weihe empfangen, und sein Gegner an der eigenen Sache verzweifelnd nach England geflohen war, versuchte er nun auch die Aussöhnung mit dem Papste und erhielt die Lösung vom Banne. Dagegen hatten, trotz seiner ansehnlichen Erbietungen, die Vermittlungen mit dem Gegenkönige keinen Erfolg und der zu den Verhandlungen bestimmte Waffenstillstand neigte sich bereits zu Ende, als er unter dem mörderischen Streiche seines persönlichen Feindes, des Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach, fiel (1204).

Nach seinem Hinscheiden ruhte das Glück des kurz vorher noch in fünf jugendkräftigen Gliedern blühenden Hauses auf dem einzigen, damals dreizehnjährigen Friedrich, dem Könige von Sicilien, und der Stern der Hohenstaufen schien in der That im Erlöschen. Müde des Kampfes unterwarfen sich seine Anhänger auf die Ermahnungen des Papstes nach und nach dem Könige Otto, welcher auf dem zahlreich besuchten Tage zu Frankfurt allgemein anerkannt ward und sich um die Beruhigung des Reiches und insbesonders Schwabens, wo nach Philipp's Tode Verwüstung, Plünderung und Gewaltthat eine traurige Zerrüttung nach sich zog, ein wesentliches Verdienst erwarb. Durch seine Vermählung mit Philipp's noch jugendlicher Tochter, Beatrix, knüpfte er die immer noch mächtige Hohenstaufen'sche Partei fester an sich und setzte sich in den Besitz des ansehnlichen Familienerbes. Schwaben selbst nahm er in eigene Verwaltung.

Allein ein plötzlicher Umschwung der päpstlichen Politik gab den deutschen Verhältnissen eine andere Gestalt und auch für Schwaben blieb die Rückwirkung nicht aus. Bekannt ist, wie Otto, nachdem er eben die Kaiserkrone in Rom empfangen hatte, wegen der Rückforderung der vom römischen Stuhle eingezogenen, dem Reiche lehnbaren Herzogthümer und mathildischen Güter die Entrüstung des Papstes auf sich zog, und durch die Eroberung Neapels die Besorgnisse desselben in dem Grade erregte, daß er sich der Hohenstaufen'schen Partei zum Sturze des ihm verhaßt gewordenen Kaisers zu bedienen beschloß.

Die deutschen Fürsten wurden sofort im Hohenstaufen'schen

Digitized by Google

Interesse bearbeitet und in unglaublich kurzer Zeit hatte sich diese Partei wieder erhoben. Heinrich von Neifen und Anselm von Justingen kamen zu Friedrich, ihm als Abgeordnete und im Namen des Reiches die Krone seiner Väter anzubieten. Dieser übersteigt glücklich die Alpen, wie eine Lawine wuchs sein Anhang, freilich aber sparte er weder des Familien- noch des Reichsgutes zur Gewinnung des habsüchtigen Adels, und in der Nähe von Constanz geht von neuem das Gestirn Hohenstaufen'schen Glückes auf.

Bei seiner Krönung in Aachen (1215) leistet Friedrich II. das Versprechen eines Kreuzzuges. Ein in der That unheilschwangeres Versprechen. Wie ein böses Geschick verfolgt es fortan den hochstrebenden Fürsten, es hängt sich hemmend und unheilvoll an alle seine Unternehmungen, es entreißt ihm die Früchte seiner Thaten und gibt seinen Feinden einen vollkommenen Vorwand zu jeglicher Verfolgung. Und gleichwohl läßt sich an dem hochherzigen Vorsatze, den er in dem Augenblicke edler Begeisterung gefaßt, nur das Einzige tadeln, daß er zu früh und voreilig kam und klüger der Befestigung seines Reiches hätte nachfolgen sollen, anstatt ihr vorauszugehen.

Während er, dem Wunsche des Papstes entgegen, das Königreich Sicilien sich selbst vorbehält, suchte er, die alten Pläne seines Hauses auf Erblichkeit der Reichskrone festhaltend, das Reich mittelst seines erst vierjährigen Sohnes Heinrich in nächster Verbindung mit seinem Hause zu erhalten, verlieh diesem das Herzogthum Schwaben (1216), zwei Jahre darauf das Rectorat von Burgund und bewirkte zwei Jahre später dessen Wahl zum Könige, und ließ ihn zehnjährig zu Aachen krönen. Während seiner Abwesenheit in Italien gab er ihm treffliche Vormünder und Rathgeber an die Seite. Schwaben übergibt er der weisen Leitung des Schenk von Winterstetten und des Truchseß Eberhard von Waldburg, über das Reich setzt er den Herzog Ludwig I. von Bayern, so daß Heinrich bloß den Namen trägt.

Leider entwickelte sich der Knabe auf eine Weise, die wenig Gutes für die Zukunft erwarten ließ. Seine Lieblingsgesellschaften bestanden, wie der Vater selbst mit Unwillen gesteht, in Jägern, Falknern und andern Lustigmachern. Trostlos sind die Schilderungen des Mönchs von Ebersmünster, und entbehren, wenn auch in einzelnen Farbentönen zu grell, im Ganzen keineswegs der Wahrheit. „An ihm bewähre sich klar, was geschrieben steht, wehe dem Lande, dessen König ein Kind ist. Er fing an als ein Entarteter der Ueppigkeit zu fröhnen, den Rath der Klugen abzuweisen, mit Gewaltthätigkeiten umzugehen, ihre Thorheit, welche dem Abgrunde zuführt, zu befolgen, und dem Vater, welcher

Digitized by Google

ihn zur Befestigung des Landfriedens ermahnte, nicht zu gehorchen.» (p. 168.) Die frevelhafte Ermordung des Reichsverwesers auf der Kehlheimer Brücke, 1231, deren Urheber unbekannt blieb, schien seinen verbrecherischen Absichten jeden Zügel zu nehmen und seinen Gelüsten einen freien Spielraum zu öffnen.

Daß die persönliche Unterredung zwischen Vater und Sohn zu Aquileja (April 1232) nur eine scheinbare, keine wirkliche Verständigung hervorgebracht, geht aus den nächsten Thatsachen unwiderleglich hervor. Dazu kamen böswillige Zwischenträger, welche den Funken der Zwietracht zur hellen Flamme anfachten. Der Vater beschwert sich gegen die Reichsfürsten über das willkürliche Verfahren seines Sohnes, daß er die Großen durch Plackereien gegen ihn aufwiegle, seinen Anhängern Geißel abfordere und ihre Burgen besetze. Dagegen sucht sich Heinrich in einem vertraulichen Schreiben an den Bischof Konrad von Hildesheim zu rechtfertigen, und die ganze Schuld von sich abzuwälzen.

Allein den gleißnerischen Worten (p. 179 f.) dieses Schreibens steht das ganze Gewicht der Thatsachen entgegen. Der Riß wurde unheilbar. Heinrich wirbt und gewinnt Anhänger in Deutschland und nähert sich voll feindseligen Gelüstes gegen seinen Vater, den Lombarden. Nochmals unterwirft er sich der Gnade des Kaisers, als dieser im J. 1235 nach Deutschland kam und Alles ihm zueilte, allein Versuche neuen Verrathes haben seine Festnehmung zur Folge und seine Abführung nach Apulien, wo er im J. 1242 den Leiden der Gefangenschaft erlag.

Das Herzogthum Schwaben übergeht durch kaiserliche Verleihung an Konrad, Friedrich's II. siebenjährigen Sohn aus dessen zweiter Ehe mit Jolantha, welcher mit der kaum sechsjährigen Elisabeth von Baiern vermählt, in Wien zum Könige gewählt wurde. Die düsteren, an seinem älteren Sohne gemachten Erfahrungen bewogen den Vater, für diesen die sorgfältigsten Maßregeln der Erziehung und Bildung zu treffen. Er selbst gab ihm Rathschläge der Weisheit in eindringlichem Tone, in denen sich neben dem sorgsamen Vater auch der erfahrungsreiche Fürst erkennen läßt. „Er solle nicht den König spielen," schrieb er ihm, „während er als Schüler zu lernen habe. Weil die Könige gründlicher erkennen und tugendhafter handeln sollen, darum seien sie von andern Menschen unterschieden, nicht weil sie höher gestellt seien. Durch Thaten solle er Tugend bewähren, Gerechtigkeit und Milde üben, trefflicher Männer Rath einholen, Schmeichler fliehen, die Geistlichkeit ehren, mit Jägern und andern Dienern keinen vertraulichen Umgang haben." (p. 189.)

Da es in seinen Umgebungen nicht an Verführern fehlte und das deutsche Laster der Trunkenheit sich auch bei ihm einzuschleichen

Digitized by Google

anfing: so befahl er die Entfernung und Bestrafung der ersteren, damit bessere Beispiele das beginnende Laster im Keime ersticken. Inzwischen nahmen die Ereignisse der nächsten Jahre seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch und das deutsche Reich trat bei ihm um so mehr in den Hintergrund, da nicht hier, sondern in Italien der Schwerpunkt seiner tief eingreifenden Politik lag. Mit der Ausbreitung und Befestigung seiner Macht in Italien wuchsen auch seine Zerwürfnisse mit dem päpstlichen Stuhle, der sich zuletzt in die Nothwendigkeit gesetzt sah, des eben so gefürchteten als verhaßten Gegners mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln sich zu erwehren.

Der Leser erwarte hier keine vollständige Geschichte jenes welthistorischen Kampfes. Was unser Hr. Verf. gibt und nach seinem speziellen Zwecke geben konnte, sind vielmehr nur die allgemeinen Umrisse zu denjenigen Thatsachen, die in ihren nächsten Folgen auf das Reich zurückwirkten und in den weiteren Wirkungen die Schicksale Schwabens bestimmten. So weit er aber, um verstanden zu werden, auf Einzelnheiten dieses gewaltigen Streites eingehen muß, zeigt er allenthalben jene Unbefangenheit und parteilose Haltung, jene Ruhe des Gemüthes und Klarheit des Blickes, welche des Geschichtschreibers erste und heiligste Pflicht ist, ohne welche er weder seine Aufgabe genügend lösen noch das Vertrauen auf seine Redlichkeit gewinnen kann.

Kaiser Friedrich II. hatte sich wegen seiner Absichten auf die Lombardie den Bannfluch zugezogen. In einem Jahrhunderte, dessen Glaube darin das furchtbarste Strafgericht erblickt, ist eine oppositionelle Stellung gegen das Oberhaupt der Kirche eine seltene Erscheinung. Solcher oppositioneller Stimmen ließen sich mehrere aus den deutschen, besonders aus den schwäbischen Gauen vernehmen, welche es mit Freimuth rügten, daß reiche und blühende Städte, weil sie den Kaiser mit Kriegsmannschaft unterstützten, mit dem Kirchenbanne bestraft werden sollten. Mit Nachdruck entgegnete der Bischof Siboto von Augsburg: „Wenn Eure Heiligkeit von den Stürmen, dem Jammergeschrei der Alten und der Bedrückung der Kirche Kunde hätte, welches Unglück alles aus Eurer und des Kaisers Zwietracht emporwuchert, gewiß, sie müßte zur Heilung solcher Uebel sich angetrieben fühlen."

Nichts desto weniger erneuert und bestätiget die Kirchenversammlung zu Lyon die Bannflüche gegen den Kaiser, und als nach des Gegenkönigs Heinrich's von Raspe Tode Graf Wilhelm von Holland an seine Stelle gesetzt worden war, erreichte der päpstliche Haß eine so furchtbare Höhe, daß man förmliche Kreuzzüge gegen die Hohenstaufen, gleichwie gegen die Feinde der Chri-

Digitized by Google

stenheit predigte. Viele wurden irre an ihrem Herrn, groß war die Zahl der Abgefallenen, welche über die Aussicht reichlichen Gewinnes Eid und Pflicht aus dem Auge verloren.

Der Hr. Verf. hat sich die Mühe genommen, die Namen aller Treugebliebenen urkundlich zusammenzustellen und nennet eben so auch die geistlichen und weltlichen Herren in Schwaben, welche auf die Seite des Königs Wilhelm und des Papstes getreten waren. An Einzelne derselben richtete der Papst seine Mahnbriefe und Vollmachten, auf daß sie die Edlen und Städte, welche zum Gehorsam zurückkehren würden, in den Schooß der Kirche aufnehmen, dagegen alle Orte mit dem Interdicte belegen, deren Herren oder Einwohner dem abgesetzten Kaiser oder dessen Sohne Konrad unter irgend einem Vorwande anhingen, sämmtliche Fürsten und Glieder des Reiches aber von allen den Hohenstaufen geleisteten Eiden entbinden sollten.

Der Tod des Kaisers gab das Zeichen zum Abfall in Masse. Die schwäbischen Großen ernannten in der Person des Grafen Ulrich von Württemberg einen eigenen Abgeordneten an den Papst nach Lyon, ihn ihrer Ergebenheit und der guten Gesinnungen ihrer Landsleute zu versichern. Erfreut hierüber erließ dieser ein Schreiben an die Edlen Schwabens, worin er sie wegen ihrer Anhänglichkeit an die Kirche belobte mit der Meldung, daß er den König Wilhelm aufgefordert habe, sich mit seiner Macht ihnen zu Hilfe nach Schwaben zu begeben. Zugleich beglaubigte er bis zur Absendung eines eigenen Legaten den Dominikaner Heinrich, welcher dort gegen Konrad das Kreuz predigen sollte, und betheuerte schließlich, die Kirche werde nie zugeben, daß die „Schlangenbrut der Staufen je zur römischen Königs- und Kaiserwürde, oder auch nur zum schwäbischen Herzogsamte gelange." (p. 203.)

Unter diesen Umständen, wo das Herzogthum Schwaben ganz aufgelöset und die Anhänglichkeit an das einheimische Herzogshaus fast erloschen war, schien die Sache Konrad's unwiederbringlich verloren. Den einzigen Schutz auf deutschem Boden fand er bei seinem Schwiegervater, dem Herzoge Otto von Baiern, wo ihn indeß in Regensburg der von blindem Hasse geführte fanatische Mordstahl unfehlbar getroffen haben würde, hätte sich nicht sein treuer Dienstmann, Friedrich von Evensheim, heldenmüthig für ihn geopfert; ein Beispiel seltener Hingebung in einer Zeit der allgemeinen Auflösung aller Bande der Pflicht und des Gehorsams.

Seine schwangere Gemahlin in Deutschland zurücklassend, eilte Konrad nach Italien, das Erbe seiner Väter, die Krone von Neapel und Sicilien entgegen zu nehmen. Während er dort Schätze und Heeresmacht sammelte zum nachdrücklichen Kampfe,

Digitized by Google

erlag er, fieberkrank, seinem düsteren Verhängnisse in der Blüthe seines Alters.

In Deutschland, wo fortgesetzte Kreuzpredigten der Mönche zu einer größeren Entfremdung der Gemüther führten, sah sich K. Wilhelm durch die Staufensche Partei bald so gekräftigt, daß er im J. 1252 auf dem großen Reichstage zu Frankfurt K. Konrad nicht nur des Herzogthums Schwaben, sondern auch seiner Güter entsetzte.

So furchtbar strafte sich der Zorn der Kirche an dem vielfach verfluchten Geschlechte. Die Nachwelt ist billiger geworden, als es die leidenschaftlich aufgeregten Zeitgenossen waren. Nicht ohne ein Gefühl tiefer Wehmuth folgt der denkende Geschichtsfreund dem furchtbaren Geschicke eines Hauses, dessen erhabener Beruf zu einer Reihe der verhängnißvollsten Conflicte führte, während es das deutsche Reich als ein Ganzes nach innen und nach außen zu kräftigen, aus den Banden einer angemaßten Herrlichkeit zu befreien und durch Befestigung der Einheit und der Kaisergewalt zum ersten und mächtigsten Reiche wieder zu erheben strebte.

Dem Hause, aber kaum mehr dem Lande gehörte der einzige, bei seines Vaters Tode erst zweijährige Sprosse der Hohenstaufen, Konrad, gewöhnlicher Konradin geheißen. Erbe eines großen Namens, großer Ansprüche und Rechte, aber auch des tödtlichen Hasses des päpstlichen Stuhles, schien er nur geboren, um das Schicksal seines Hauses zu erfüllen. Düster verfloß seine erste Jugend am Hofe seines gewaltthätigen und habsüchtigen Oheims, doch entfalteten sich seine geistigen Anlagen zu den schönsten Erwartungen. Die alten Freunde seines Geschlechts schienen in neuen Hoffnungen aufzuleben.

Durch ihre Vermittlung gab K. Richard die feierliche Zusage auf das Evangelium, „er wolle ihm, so bald er gekrönt sei, ohne alle Verzögerung und Einsprache das Herzogthum Schwaben mit allen seinen Ehren, Rechten und Zugehörungen als Lehen übertragen, auch sollen alle noch übrigen Erb- und Lehengüter, welche von Vater und Großvater her auf ihn gefallen seien, von den Reichsgütern ausgeschieden und derselbe in ihren Besitz gesetzt werden.“ Die Folge zeigte indeß wie ihm diese königliche Verheißung gehalten wurde.

Um nun seine herzoglichen Rechte auszuüben, hielt er im J. 1262 den ersten Reichstag in Schwaben bei zunehmender Theilnahme der Großen für seine Sache. Allein K. Richard wußte wenige Monate später von seinem Versprechen nichts mehr und nannte den aufstrebenden Jüngling geradezu einen Usurpator seines Herzogthums. Vom Papste Urban IV. erging das ausdrückliche Verbot seiner Wahl zum römischen Könige, und vom Papste Cle-

mens IV. sogar der Bannfluch über alle, welche seiner Erhöhung irgendwie Vorschub leisten würden, da von seinem Geschlechte nur Unterdrückung der Kirche zu erwarten sei.

Was nun der Hr. Verf. über des hochherzigen Jünglings fernere Unternehmungen zur Erlangung seines Erbreiches, über welches eine fremde, ihm feindliche Macht bereits zu seinem Nachtheile verfügt, was er sagt über den Anklang, den er bei dem deutschen Volke fand, über die Theilnahme der Großen, über den zweideutigen Schutz seiner nächsten Anverwandten, die leider nur ihren eigenen Vortheil wahrnahmen und ihm den Rücken kehrten, als er nichts mehr von seinem Erbgute zu vergeben hatte; was er über seine Fortschritte in Italien sagt, über den lauten Enthusiasmus, welchen der bildschöne, blondgelockte Jüngling bei den Italienern und selbst bei den Römern erregte, über seinen Sieg gegen Karl von Anjou, dem die schrecklichste Niederlage auf dem Fuße folgte, über das Schicksal des Flüchtigen, den nun Alles verließ, weil ihn das Glück verlassen, über Frangipani's schmählichen Verrath, über die Feigheit des Richterspruches und den Vollzug des Todesurtheils; dieß alles findet sich im Buche in einer so einfachen und ungekünstelten und doch so warmen und ergreifenden Weise dargestellt, daß wir ohne alle weitere Bemerkungen den Leser auf das Buch selbst verweisen müssen.

Bis hieher reicht die allgemeine Geschichte des Landes, wie sie mit dem Gesammtreiche verflochten und von diesem nicht zu scheiden war und wie sie in der Persönlichkeit seiner herzoglichen Verweser sich verkörperte und von uns in ihren Hauptzügen, um des Buches Gang und Eigenthümlichkeiten darzuthun, angegeben wurde. Daß der Sturz der Hohenstaufen als Zeitabschnitt benützt wurde, findet in den wichtigen Veränderungen, die er nach sich zog, seine volle Rechtfertigung.

Der Hr. Verf. beginnt nunmehr den zweiten, bei weitem umfangreicheren Haupttheil seines Buches, der dem Leser eine beinahe unabsehbare Fülle von Resultaten der mühsamsten Quellenforschung bietet, und wir tragen kein Bedenken, die Geschichte der einzelnen Herrengeschlechter, die wir hier nach allen ihren gesellschaftlichen Abstufungen vor uns haben, im Allgemeinen zu den bedeutendsten Leistungen der historischen Forschung und im Besondern zu den wichtigsten Partien des Buches zu zählen. Seine Angaben dienen wesentlich zur Beleuchtung der unteren Gesellschaftsschichten, die dem Blicke nur zu häufig entgehen, — sei's, weil eine zusammenhängende Erkenntniß aus den meist lückenhaften Quellen nicht herzustellen ist, sei's, weil man aus Gewohnheit bei den Höhen des geschichtlichen Lebens haften bleibt, — und umfassen Alles, was sich aus ämtlichen Urkunden und den Be-

Digitized by Google

richten der Zeitgenossen gewinnen ließ; sie betreffen Abstammung, Geschlechtsfolge, Güterbesitz, Stiftungen, Hausgesetze, Gewohnheitsrechte, Wappenkunde und in chronologischer Folge sämmtliche, jede Familie betreffende Regesten; sie sind als eine reiche Fundgrube für weitere specielle Forschungen anzusehen und man kann ohne Uebertreibung ihnen nachrühmen, daß sie den Gegenstand erschöpfen, daß sie die Gränze bezeichnen, außerhalb deren unser Wissen über die genannten Gegenstände, wenigstens nach dem bisherigen Standpunkte der Quellenkenntniß, aufhört.

Ein besonderes Interesse gewähret bei dem Hause der Hohenstaufen, das hier, als ein einheimisches Geschlecht, billig an die Spitze gestellt ist, die Aufzählung ihres sehr ausgebreiteten und sehr reichen Landbesitzes und Familiengutes. Da indeß darüber kein vollständiges Verzeichniß aus der Zeit sich erhalten hat, so ließ sich diese Zusammenstellung bloß mit Hilfe der verschiedenen einzelnen Urkunden zu Stande bringen, welche hierüber Meldung thun. Die wichtigste davon ist die vom 23. April 1188, worin die Besitzungen des H. Konrad von Rotenburg an der Tauber, der später Herzog von Schwaben wurde, als Widerlage bei seinem projectirten Eheverlöbnisse mit der castilischen Königstochter Berengaria aufgezählt wurden. Deßhalb hat sie auch der Hr. Verf. seinem Güterverzeichnisse zu Grunde gelegt, und in dasselbe alles einbezogen, was sich irgendwie als Hohenstaufensches Eigenthum urkundlich angegeben findet. Dahin gehören außer den Besitzungen der Herzoge von Rotenburg, die alten Hausgüter, die Besitzungen und Rechte in der Nähe der Stammburg, die Besitzungen im Brenzgau und im Rieß, im Elsaß und in Baden, das Salische Erbe und die Güter in Franken, endlich der oben erwähnte Welfische Besitz. Hieher gehören endlich die einzelnen Erwerbungen in Alemannien, die Angaben über das Burgundische Erbe und über den Zäringischen Heimfall.

Dieser wahrhaft fürstliche Gütercomplex gibt uns ein anschauliches Bild von der Größe eines Hauses, welches, wie gegen Otto von Freisingen nachgewiesen wurde, von einem sehr unbedeutenden Ursprunge ausgegangen ist. Die Herren von Büren, des Geschlechtes Ahnen und Stammherren, waren weder durch einen ansehnlicheren Landbesitz, noch selbst durch den Grafentitel ausgezeichnet, sondern sie erscheinen als bloße freie Herren, welche in der Landesgeschichte ohne politisches Gewicht waren und sich in der Menge verloren. Aus dieser Dunkelheit seiner ursprünglichen Stellung trat das Haus vornehmlich durch die reiche Erbschaft der fränkischen Könige heraus und reihte sich, allerdings auf Kosten der Welfen, als neuer Sprosse den deutschen Fürstenhäusern an.

Als es nicht lange darauf den höchsten Gipfel der Macht erstieg

und die Königskrone errang, verdankte es der Gunst der Umstände und der neuen Stellung eine ungewöhnliche Zunahme seines Besitzes; zu dem Stammeserbe traten die Königsgüter, die schwäbischen und fränkischen Herzogsdomänen; so hatte es eine feste Grundlage zu den kühnsten Entwürfen gewonnen und es zeigt sich deutlich sein Streben, nicht bloß den gesammten Landbesitz, sondern auch die Krone in seinem Stamme erblich zu erhalten. Durch die Minderjährigkeit und den Thronstreit nach Heinrich's VI. Tode war ein höchst empfindlicher Umschlag eingetreten und damit eine so große Zersplitterung der Hausgüter, daß ein schwäbischer Zeitgenosse vom Könige Philipp berichten konnte, ihm sei nichts übrig geblieben, als der hohle Name des Landesherrn und diejenigen Städte und Dörfer, in denen Märkte gehalten wurden und einige wenige Schlösser des Landes. Und nichts desto weniger konnte, was am besten die ganze Größe des Reichthums beweiset, nach desselben Philipp's Tode, ein anderer Zeitgenosse, Arnold von Lübeck, den Ueberrest der Hohenstaufenschen Burgen auf die beträchtliche Zahl von 350 angeben.

Wenn auch in der Folge neue Erwerbungen die früheren Verluste wieder ersetzten: so mußten doch Friedrich II. und Konrad IV. abermals große und ansehnliche Opfer ihren Anhängern bringen und unter dem unglücklichen Konradin erreichten die Vergabungen eine solche Höhe, daß mit dem Erlöschen des Stammes auch der alte Besitzstand gänzlich verschwunden und nichts übrig geblieben war, als die Erinnerung des Prinzips, für welches dasselbe gekämpft, und der Größe, zu der es sich und das Reich emporgehoben hatte.

Wenn wir in nächster Reihenfolge dem alten, in die Zeitgeschichte so tief und nachhaltig verflochtenen Geschlechte der Welfen begegnen: so liegt ein hinreichender Rechtfertigungsgrund darin, daß dieses Haus, so schnell es in der Folge über die engen Gränzen seines ersten Besitzes hinauswuchs und über Süd- und Norddeutschland und selbst über Italien sich verbreitete, seinem ersten Ursprunge nach Schwaben angehörte und daher den schwäbischen Herrengeschlechtern beigezählt zu werden verdiente.

Gleich den Zäringern schon Jahrhunderte vor den Hohenstaufen der Herzogswürde sich erfreuend konnten die Welfen nicht ohne Eifersucht auf das mächtige, neben ihnen emporwachsende Geschlecht hinblicken und so schnell sie durch ihre treue Anhänglichkeit an das salische Königshaus an Einfluß, Macht und Güterbesitz zunahmen: eben so schnell sanken sie durch jene beharrliche Feindschaft, mit der sie die mächtiger gewordenen Hohenstaufen bekämpften.

So war es Welf der Vierte, oder der Erste als Abkömmling

Digitized by Google

von den welfischen Este, der Erbe aller altwelfischen Güter in Schwaben und Baiern, der Stammvater der noch heutigen Tages über Großbritannien, Hannover und Braunschweig herrschenden Fürstenhäuser, welcher außer dem Erwerbe von Buchhorn und Achalm und dem streitigen Besitze der italienischen Güter, seinem Hause das Herzogthum Baiern einbrachte; Heinrich der Schwarze, Welf des Fünften Erbe und Nachfolger in Baiern und in den Hausgütern, fügte durch seine Heirath mit Wulfhild die Hälfte der ausgedehnten billingischen Güter hinzu; Heinrich der Stolze endlich erhielt für die wichtigen Dienste, die er dem Kaiser Lothar gegen das Hohenstaufen'sche Brüderpaar leistete, außer anderen Gütern den Besitz des Herzogthums Sachsen.

Als aber die Hohenstaufen zur Königswürde gelangt waren, gingen diese Erwerbungen fast eben so schnell wieder verloren, und bereits 1138, also ein Jahr später, als ihm Sachsen zu Theil geworden, ward Heinrich der Stolze durch K. Konrad seiner beiden Herzogthümer Sachsen und Baiern entsetzt. Daher erscheint darauf dessen jüngerer Bruder Welf der Sechste, als die Seele der Opposition, als der rastlose und unermüdete Kämpfer gegen das Hohenstaufen'sche Glück; seinen Länderreichthum beinahe verdoppelnd ist sein beständiges Augenmerk auf den Sturz des feindlichen Hauses gerichtet und nur der Tod seines eigenen Sohnes und Erben und eine eingetretene Spannung mit seinem Neffen, Heinrich dem Löwen, bewirkt in dem einem üppigen Schwelgerleben sich hingebenden unruhigen Manne die plötzliche Umkehr zu K. Friedrich dem Ersten, wodurch die bisherige Stellung der beiden Häuser eine völlige Aenderung erfuhr.

Diese war jedoch, wie leicht vorauszusehen, von keiner langen Dauer. Mit dem Tode des Greises lebt der alte Familiengroll wieder auf, als die Hohenstaufen ihr Erbe antraten. Wie oftmals aus unbedeutenden Veranlassungen die größten Folgen entstehen: so war auch jene vereitelte Erbschaftshoffnung eine der Haupturſachen von der Rückkehr Heinrich's des Löwen aus Italien, wodurch er den Kaiser in dem wichtigsten Zeitpunkte preisgab.

In Bezug auf Zahl, Lage und Umfang der Welf'schen Güter mußten, da es an einem gleichzeitigen vollständigen Güterschematismus fehlt, die Angaben aus den einzelnen, hieher gehörigen Urkunden sehr mühsam zusammengesucht werden, eine Arbeit, die vermöge der Geduld und Ausdauer, von der sie zeugt, gewiß aller Anerkennung werth, aber auch um so verdienstlicher ist, da ihr das Streben nach möglichster Vollständigkeit zu Grunde liegt. Sie beschränkt sich nicht bloß auf die alten Besitzungen des Hauses im württembergischen Oberschwaben, sondern sie verbreitet sich nicht weniger umständlich auch über die im jetzigen

Digitized by Google

bairischen Schwaben, in Baiern, Tirol und in der Schweiz gelegenen Besitzungen, über die Hausgüter in Franken, Italien und Sachsen, und zieht gleichfalls die Buchhorn'schen, die Achalm'schen und die Calw'schen Erwerbungen in Betracht.

Den Beschluß bilden hier, wie überall, die ausführlichen und dankenswerthen Regesten von 1083—1190, schätzbar wegen ihren chronologischen Daten und wegen ihrer seltenen Vollständigkeit, wiewohl sie sich nicht auf jene Provinzen ausdehnen, in deren die Welfen Herzogsämter bekleideten.

Das dritte Hauptgeschlecht, das in jener Periode Schwaben angehörte, und darum an die beiden vorhergehenden folgerichtig sich anschließt, ist das der Zäringer; ein Geschlecht, das, alt und besitzreich, gleich den Welfen manche Einbusse durch die Hohenstaufen erfuhr, aber dessen ungeachtet in besseren Verhältnissen zu diesen stand, das neben den Künsten des Krieges auch die des Friedens pflegte und durch seine Städtegründungen in dankbarem Andenken sich erhielt, in den Begebenheiten seiner Zeit aber eine sehr wichtige Rolle spielte.

In der Behandlung sämmtlicher Zweige dieses Hauses ist eine gleiche Genauigkeit ersichtlich, und das löbliche Streben, auf Grundlagen und mit steter Hinweisung auf die Urkunden Lücken und Irrthümer zu beseitigen und die Wissenschaft wahrhaft zu fördern. Die beigegebene Stammtafel erleichtert den Ueberblick über die verschiedenen Verästungen des Geschlechtes und führt neben der Hauptlinie, welche schon zu Anfange des dreizehnten Jahrhundertes im Mannsstamme erlosch, auch die drei Nebenlinien, die markgräfliche von Baden, die noch jetzt fortblüht, die von Teck und endlich die von Hochberg bis zum Schlusse dieser Periode fort.

Um hier nur bei den Hauptmomenten zu verweilen, so war es Berthold der Zweite († 1111), welcher des Hauses Macht und Ansehen gründete, und zwar durch das Erbe der reichen, rheinfeldischen Stammgüter und durch Erwerbung der schwäbischen Herzogswürde im J. 1092. Hiedurch in ernste Conflicte mit den Hohenstaufen gerathend, behält er zuletzt, gegen Verzicht auf Schwaben, die Herzogswürde in seinen schwäbischen Hausgütern und die Reichsvogtei in Zürch. So gab es damals, im Gegensatze zu dem Hohenstaufen'schen, auch ein Zäring'sches Schwaben; an beiden klebte die herzogliche Würde, und Konrad, Berthold des Dritten Bruder, war der erste, der sich in den Urkunden den Titel eines Herzogs von Zäringen beilegte. Rüstig und mit gutem Erfolge an dem Wachsthume seines Hauses fortbauend erwirbt er diesem dauernd die Schutzvogtei von St. Blasien und erhält 1127 auf dem Reichstage zu Speier das Herzogthum des ostjuranischen

Digitized by Google

Burgund's, weßhalb sich auch die Zäringer einige Geschlechtsfolgen hindurch Herzoge oder Rectoren von Burgund nannten.

Mit Berthold dem Fünften endet der Mannsstamm dieser Linie. Macht und Ansehen des Hauses standen in dem Grade fest, daß nach Heinrich's VI. Tode die Königswahl auf ihn fiel, eine Würde, die Berthold jedoch ablehnte, nicht aus allzu großer Bescheidenheit oder aus Mißtrauen in seine eigene Kraft, sondern vielmehr, wie man annimmt, aus Scheu vor den Kosten, in welche ihn die Wahl und die neue Stellung stürzen würde. Ein tapferer Krieger, ein Freund der Dichtkunst, reich und mächtig, ist er hauptsächlich von den Mönchen seiner Zeit hart angefeindet und mancherlei Gräuel und Gewaltthätigkeiten bezichtigt worden. So nahm der Abt des Klosters Thennenbach ein großes Aergerniß an seiner Lebensweise, wie an seinem Hofe in Freiburg lustig gelebt, Würfel gespielt, getanzt und zur Orgel gesungen wurde. Man sagte von ihm, der Außenseite nach sei er ein brüllender Löwe, im Innern ein furchtsamer Hase. Andere, wie der Bischof von Lausanne, wollten in der Verödung seines Hauses eine gerechte Strafe des Himmels erblicken für Raub, Mord, Brand und Verstümmelung selbst geistlicher Personen.

Zu dem Stamme der Zäringer gehörten ferner die Herzoge von Teck und die Markgrafen von Baden. Jenen wird der durch Sittenreinheit, Mildthätigkeit und ritterlichen Muth ausgezeichnete Straßburger Bischof Berthold nicht ohne große Wahrscheinlichkeit beigezählt; diese, begütert in Uffgau und Murrgau und wahrscheinlich Rechtsnachfolger der Grafen von Calw, nannten sich abwechselnd Markgrafen von Baden und Verona, setzten nach Hermann's IV. Tode 1190 durch dessen jüngsten Sohn Heinrich den neuen Zweig der Hochberg'schen Linie an und fügten unter Hermann VI. im J. 1248 zu ihren früheren Titeln auch noch den eines Herzogs von Oesterreich und Steiermark hinzu, welcher Titel aber mehr auf vermeintlichen als erwiesenen Rechten beruhte und keine wirkliche Besitznahme der Länder zur Folge hatte.

Der Ahnherr des jetzt noch fortblühenden Hauses, Herrmann V., ist zugleich der thatenreichste aus den Markgrafen dieses Zweiges; er wird gerühmt als ein fast unzertrennlicher Gefährte K. Friedrich's II. auf Reichstagen und Heeresfahrten. Bekannt ist das blutige Schicksal seines Enkels Friedrich, nach dessen Tode der Oheim, Hermann's V. jüngerer Sohn, Rudolph I. als Stammhalter der Familie erscheint.

Wir haben in dem Bisherigen gesehen, auf welche Weise der Hr. Verf. sowohl in dem allgemeinen Theile seines Werkes als auch bei der speciellen Geschichte der vornehmsten Adelsfamilien des Landes zu Werke gegangen ist. Eine consequente Fortbildung

Digitized by Google

dieses seines Planes mußte ihn nothwendig dahin führen, daß er, was wir auch in den folgenden Paragraphen sogleich gewahr werden, um zu den tieferen Schichten der gesellschaftlichen Ordnung seinen Weg fortzusetzen, auch die gräflichen Häuser und die der freien Herren in ihren mannigfaltigen geschichtlichen Merkwürdigkeiten und Berührungspunkten auf gleiche Art wissenschaftlich zu behandeln und in seine Darstellung aufzunehmen strebte.

Wir anerkennen gern den ganzen Umfang eines solchen Unternehmens und die ganze Menge von Schwierigkeiten, die es dabei zu überwältigen gab. Je tiefer hinab, desto spärlicher sind gewöhnlich die gleichzeitigen Aufzeichnungen, und was die Geschichtbücher nicht gewährt haben würden, das ließ sich nur mit Hilfe höchst mühsamer Nachforschungen in Urkunden zusammenbringen. Aber wir glauben auch alle Ursache zu haben, dem Hrn. Verf. aufrichtig Glück zu wünschen zu seinen überraschenden Erfolgen; er hat durch die Bearbeitung der Familiengeschichten seinem Buche einen seltenen Grad von Vollständigkeit zu verschaffen gewußt, er hat hier einen Reichthum und eine Fülle von Thatsachen niedergelegt, welche durch ihren Platz, durch ihren Zusammenhang eine Wichtigkeit und ein geschichtliches Interesse erhalten, welches sie in ihrer früheren Vereinzelung niemals gehabt hätten, kurz, er hat ein Werk zu Stande gebracht, das, wie gesagt, für weitere Forschungen als eine reichhaltige Quelle betrachtet und in Bezug auf Chronologie und Genealogie, auf Ortsbestimmung und Zeitgeschichte überhaupt als ein verläßlicher Führer benützt werden kann. Es möge uns, statt eines näheren Eingehens auf die fast unübersehbare Masse von Einzelnheiten gestattet seyn, uns nur an die hauptsächlichsten Ergebnisse einer so verdienstvollen Forschung zu halten und in den allgemeinsten Umrissen den Gang des Hrn. Verf's. und den Inhalt seiner Geschlechtergeschichte unsern Lesern vor Augen zu legen.

Zur Charakteristik des Ganzen halten wir für nöthig, einige allgemeine Bemerkungen voranzustellen. Wir finden neuere Hilfsmittel, Monographien über einzelne Herrengeschlechter, wo sie zu Gebote standen, gehörig bemerkt und gewissenhaft benützt, die Beweise jedoch jederzeit unmittelbar auf die Urkunden selbst zurückgeführt. Wir finden, daß der Geschichtschreiber nicht leichtsinnig fremder Auctorität folgt, sondern überall selbst sieht und untersucht, mit Sorgfalt prüft und abwägt und wo er aus Mangel hinreichender Bürgschaft die Wahrheit nicht feststellen kann, lieber offen die Unerweisbarkeit irgend eines Verhältnisses eingesteht, als Combination oder subjective Ansicht an die Stelle der Thatsache zu setzen. Der Gang seiner Darstellung bleibt im Wesentlichen sich gleich. Er zählt zuerst die Quellen und Hilfsmittel

Digitized by Google

auf, gibt sodann die Stammtafel, läßt hierauf die geschichtlichen Nachrichten, meist mit trefflichen Uebersichten über die geschichtliche Rolle und Wichtigkeit des Geschlechtes, von dem er eben handelt, folgen und schließt mit den Regesten, die er, wo es immer thunlich war, bis zum Ende dieser Periode fortführt. Er zieht endlich diejenigen Geschlechter hieher, deren Stammburg innerhalb des heutigen Württemberg gelegen war, ohne Rücksicht, ob das Geschlecht noch gegenwärtig dahin gehöre, oder ob es sich außerhalb seiner Gränzen verbreitet und in der Fremde angesiedelt habe, nicht, um mit einer größeren Menge glänzender Geschlechtsnamen zu prunken, sondern weil er nach Zweck und Plan ein gegründetes Recht zu ihrer Aufnahme hatte.

In solcher Weise finden wir in den §§. 16—28 die gräflichen, 29—33 die freiherrlichen Dynasten, endlich in den §§. 34—38 die ritterlichen Familien und die Dienstmannen behandelt.

Unter den ersteren erscheinen die Grafen von Aichelberg (p. 350), wahrscheinlich gemeinschaftlichen Ursprungs mit denen von Merkenberg und Kersch und durch den Besitz oberschwäbischer Güter, Rechte und Dienstherrschaften dem Lande angehörig. Darauf die von Berg (p. 352) mit den Abästungen der Grafen von Wartstein, Schelklingen und den Markgrafen von Burgau, eines der angesehensten Geschlechter Oberschwaben's und das einzige, das sich der Verwandtschaft mit den mächtigen Hohenstaufen rühmen konnte, das in einem Menschenalter vier seiner Glieder auf bischöfliche Sitze gebracht und sich durch Ehebündnisse mit den fernsten Slavenfürsten verschwägert hatte.

Sodann die durch hohes Alter ehrwürdigen Grafen von Calw (p. 366) mit den Nebenzweigen der Grafen von Löwenstein und Vaihingen, die zwar in die Uranfänge der Geschlechterkunde hinaufreichten, aber schon um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts erloschen, ein Geschlecht, welches sich in den letzten Zeiten der salischen Kaiser mit allen Grafenfamilien des südwestlichen Deutschland's an Macht und Besitzthum messen und einzelne Glieder aufweisen konnte, welche den größten Einfluß übten und durch wichtige Dienstleistungen selbst um das gesammte Reich sich verdient machten.

Weiters die von Helfenstein, mit Spitzenberg und Sigmaringen (p. 388), die von Hohenberg, wahrscheinlich ein Zollern'scher Zweig (p. 399), deren Genealogie große Schwierigkeiten macht, aus deren gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts erloschenen Grafengeschlechte Albert, Burkhard's III. Sohn, stammte, einer der Hauptpfeiler des Reichs im Bunde mit seinem Schwager, K. Rudolph I. von Habsburg, als Held und Dichter gefeiert; die von Kirchberg und Brandenburg (p. 404), welche, am

Digitized by Google

Ende des eilften Jahrhunderts in die Geschichte eintretend, zu Anfange des sechzehnten ihr Ende nahmen, aber durch Stiftung des Klosters Wiblingen in dankbarem Andenken fortlebten; die von Komburg mit ihrem Aste, den Grafen von Rotenburg a. d. Tauber, deren ansehnlicher Güterbesitz in Franken bei ihrem Erlöschen im zwölften Jahrhunderte an die Hohenstaufen erblich überging; die von Laufen (p. 415), welche ausgebreitet und reichbegütert und in mehreren Gauen die Grafenwürde bekleidend, ausgezeichnet durch den gelehrten, klugen und großmüthigen Erzbischof Bruno von Trier, schon mit dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts ausstarben; die von Sulz, welche im eilften Jahrhunderte in der Geschichte auftauchten und 1687 mit Johann Ludwig ihr Ende nahmen.

Nach diesen die Pfalzgrafen von Tübingen mit ihren Zweigen, den Grafen von Montfort und Asperg (p. 425), welche gleich bei ihrem ersten geschichtlichen Hervortreten zweifach getheilt in Hohentübingen und Ruck, schon im zehnten Jahrhundert ansehnlich begütert und seit der Mitte des zwölften Jahrhunderts durch die Pfalzgrafenwürde besonders ausgezeichnet erscheinen; deren Güter durch ganz Schwaben sich erstreckten und an Ausdehnung nur denen der Hohenstaufen, Welfen und Zäringer nachstanden, deren Glanzperiode in die Zeit der Hohenstaufen fällt, allein deren Schwächung durch vielseitige Theilungen schon im dreizehnten Jahrhunderte entschieden hervortritt. — Die Grafen von Urach, mit den Freiburg'schen und Fürstenberg'schen Nebenzweigen (p. 451), welche, wie p. 451, 464, mit gewichtigen, inneren Wahrscheinlichkeitsgründen dargethan wird, mit den Grafen von Achalm verwandt, erst mit dem zwölften Jahrhunderte in die beglaubigte Geschichte eintretend, die meisten Geschlechter darin überholten, daß sie, wenigstens in einem ihrer Zweige, den Fürsten von Fürstenberg, bis auf den heutigen Tag fortblühen. Ist auch die Abkunft des stürmischen, verdammungssüchtigen Cardinalbischofs Kuno von Präneste von diesem Grafenhause nicht streng zu erweisen: so hat es diesem Hause nicht an anderen Herren geistlichen und weltlichen Standes von unzweifelhafter Abstammung gefehlt, welche der Familie Zierde und Stolz geworden sind, oder kräftig in das Schwungrad der Zeitgeschichte eingegriffen haben.

So der Abt Gebhard von Hirschau, später Bischof von Speier, der in dem unnatürlichen Kampfe zwischen den beiden Heinrichen, Vater und Sohn, den ersteren in strenger Haft in Speier gehalten; so Egino der Bärtige, dieses Namens der Vierte, welcher als einer der Haupterben der zäringischen Güter, den Glanz seines Hauses vollendet und den Grund gelegt zu den späteren Grafschaften Freiburg und Fürstenberg; so endlich und ganz besonders

Digitized by Google

des Vorigen großer Sohn, der würdige, thatenreiche und durch sein Wirken ausgezeichnete Kuno, welcher in Folge eines Gelübdes zum Mönche eingekleidet, nach und nach zu den höchsten kirchlichen Würden gelangte, welcher nach einander zum Vorsteher der Abteien Viller's in Brabant, Clairvaux und Citeaux erhoben als General des Cisterzienserordens große Verdienste um denselben sich erwarb, welcher endlich vom Papste Honorius III. zum Cardinal von Porto und St. Rufina ernannt in Frankreich gegen die Albigenser, in Deutschland für die Kirchenzucht eiferte und auf den Kirchenversammlungen zu Toulouse, Paris, Mainz glänzte; der die medicinische Facultät zu Montpellier gründete und ordnete und gleich seinem vermeintlichen gleichnamigen Ahnherrn, Entsagung und Selbstüberwindung genug besaß, um die ihm zugedachte dreifache Krone abzulehnen.

Endlich die Grafen von Württemberg und Grüningen (p. 474), welche weder durch Güterbesitz noch durch Ansehen vor den übrigen Grafengeschlechtern der Zeit hervorragten, gleichwohl allen übrigen den Rang abzugewinnen und in neuester Zeit mit königlicher Würde über das Land zu gebieten bestimmt waren. Ihr Ursprung ist in's Dunkel gehüllt; spärlich sind die Aufzeichnungen im eilften und zwölften Jahrhunderte über ihre Familienglieder; erst um die Mitte des dreizehnten beginnt mit dem Grafen Ulrich die eigentliche und zusammenhängende Geschichte. Mag es nun seyn, daß die alten Grafen in friedlicher Abgeschiedenheit auf ihrer Stammburg an den Ereignissen ihrer Zeit keinen Theil nahmen und deßhalb von der Geschichte unbeachtet blieben, oder mag es seyn, wie unser Verf. mit größerer Wahrscheinlichkeit annimmt, daß sich in der Nähe ihrer Stammburg kein Kloster befand, das des Hauses Entwicklung und Schicksale in seine Jahrbücher eingezeichnet und auf die Nachwelt gebracht hätte: gewiß ist, daß, eine vereinzelte Inschrift aus dem Anfange des eilften Jahrhunderts abgerechnet, das erste urkundliche Vorkommen derselben nicht über das Jahr 1122 hinaufreicht, wo sie zwar nicht ausdrücklich im Besitze der Grafenwürde genannt, doch unter lauter Grafen aufgeführt werden.

Daß sie, Fürstenberg ausgenommen, alle übrigen Dynastien überlebten, kam ihrer Aufnahme eben so zu statten, als daß sie durch Glück, Erbschaft, Kauf und Unterhandlungskunst ihren Landbesitz erweiterten und auf Kosten geistlicher und weltlicher Herren mehr und mehr ausdehnten. Den ersten Grund legten sie bei dem Verfalle des Hauses der Hohenstaufen. Die beiden Grafen Ulrich von Württemberg und Hartmann von Grüningen traten im Interesse des Papstes Innocenz IV. in der Schlacht bei Frankfurt (5. August 1246) mit zwei tausend Rittern und Armbrustschützen

Digitized by Google

zum Gegenkönig, Heinrich Raspe, über und entschieden dadurch den Sieg gegen K. Konrad den Hohenstaufen. Fortwährend im Kampfe gegen K. Friedrich II. und dessen Haus sorgten sie für Eigengüter und Lehen, indem sie zu gleicher Zeit das Schwert für die Sache der Kirche führten. Bedeutungsvoll in dieser Hinsicht ist, daß Graf Hartmann sich in einer Urkunde v. J. 1256 einen Grafen der römischen Kirche nennt und sich rühmt, „daß im Kriege der heiligen Kirche sein Schild nie ausgewichen und seine Lanze sich nie abgewendet habe."

Von der anderen Seite zeigte sich Graf Ulrich billig genug, nachdem die königliche Gewalt der Staufen gebrochen war, dem einzigen noch übrigen Abkömmling die herzoglichen Rechte in Schwaben erhalten zu helfen, wofür er außer anderen Begünstigungen die Würde und Gewaltsame eines Marschalls über ganz Schwaben davon trug. Durch solche kluge Benützung der Zeitumstände ward der Grundstein gelegt zur Macht des Hauses und damals schon zu einer bedeutenden Vermehrung des Erbgutes, das Graf Ulrich, der Stifter genannt, seinen Söhnen hinterlassen konnte.

Ueber den Ursprung des Geschlechtsnamens enthält sich der Verf. der eigenen Meinung, und thut, nach unserer Ansicht, recht daran. Die etymologischen Grübeleien arten nicht selten, wenn sie sich nicht auf allgemeine Sprachgesetze gründen, in leere, für die Wissenschaft unfruchtbare Spielereien aus, und hat er es auch für seine Schreibweise nicht an annehmbaren Gründen fehlen lassen: so dürfte doch nur die, welche in neuester Zeit auf öffentlichen Monumenten und in diplomatischen Urkunden durch ein stillschweigendes Uebereinkommen gewählt und in Uebung gebracht wurde, gegen Zersplitterung wahren und zur Einheit führen.

Die Grafen von Zollern, deren Identität mit den Burggrafen von Nürnberg mit vieler Wahrscheinlichkeit nachgewiesen wird, bilden den Beschluß der einheimischen Grafenreihe und werden aus dem Grunde hieher gezogen, weil ein Theil des Zollern'schen Besitzes in den jetzt Württemberg'schen Oberämtern Balingen, Rotweil, Tuttlingen, Oberndorf u. s. w. gelegen.

Was in neuester Zeit der Freiherr von Stillfried-Rattonitz, der glückliche und unermüdete Durchforscher der Zollern'schen Denkmäler zur Wahrscheinlichkeit erhoben, daß die vorzollerischen Burggrafen von Nürnberg aus dem Hause der österreichischen Grafen von Rötz stammten, und daß der letzte dieses Hauses, Konrad, die Burggrafschaft auf einen Tochtermann vererbt habe, dem pflichtet unser Verf. nicht allein bei, sondern er sucht auch die Sache durch Beibringung von Belegstellen aus Urkunden und Regesten noch mehr zu erhärten (p. 502), ohne sie jedoch, bei dem Ab-

Digitized by Google

gange hinreichender Beweismittel, als vollkommen gewiß ausgeben zu wollen.

Die freiherrlichen Geschlechter, auf welche der Hr. Verf. nach den gräflichen übergeht, waren dem Stande nach ebenbürtig den Grafen und gleichwie diese, frei von aller Dienstverpflichtung, unbeschadet jedoch des Lehenverbandes, der das Wesen des freien Standes nicht beeinträchtigte und selbst mit der fürstlichen Würde bestehen konnte. Die Geschichte der hieher gehörigen Familien bietet eigene Schwierigkeiten und gestattet wegen der häufigen Veränderungen durch Verfall oder Aussterben der Geschlechter keine erschöpfende Behandlung.

Einige dieser Familien standen in Bezug auf Güterbesitz den Grafen wenig nach, wie die Herren von Hohenlohe und Neifen, andere haben in der Ferne die herzogliche Würde und besonderen Glanz erlangt, wie die Herren von Urslingen. Diese, weil ohne Zweifel wichtiger für die Geschichte, werden denn auch umständlicher behandelt, die minderen dagegen, sämmtlich im Mannsstamme bereits erloschen, nur mit den nöthigsten genealogischen, geschichtlichen und geographischen Bemerkungen abgefertigt.

Als solche werden in alphabetischer Ordnung genannt die Herren von: Alpeck, Bebenburg, Blankenstein, Greifenstein, Gundelfingen, Hehenried, Hellenstein, Hohenstein, Hunderfingen, Lobenhausen, Lomersheim, Lupfen, Magenheim, Ottenswang, Ravenstein, Roßwag, Schmidelfeld, Steußlingen, Stöffeln, Weinsberg, Winnenden, Zimmern.

Bei den ersteren treffen wir denselben Gang der Behandlung, den wir oben bereits näher zu bezeichnen Gelegenheit hatten und den wir überall eingehalten finden, wo es die Reichhaltigkeit des Materials statthaft machte. So gibt der Hr. Verf. bei den Herren von Hohenlohe (Weickersheim und Brauneck), dem einzigen dieser Geschlechter, das aus der Staufenzeit noch übrig ist, zuerst eine vollständige Stammtafel über die ganze hieher gehörige Periode, sodann eine Geschichte der einzelnen Familienglieder, von Gottfried, dem Stammvater, dem Manne von unwandelbarer Treue, von echt ritterlichem Sinn und dichterischem Nachruhm, der von K. Friedrich II. zum Grafen von Romaniola erhoben, von K. Konrad ein geliebter und getreuer Freund genannt wurde, welcher „wie ein Nährvater von zarter Kindheit an ihm treu zur Seite gestanden," angefangen, durch den vollen Cyclus dieser Periode, er nennt die ursprünglichen Güter und Besitzungen und die späteren Erwerbungen, geht dann im weiteren Verlaufe auf ihre Vasallen über, auf die Familienstiftungen, auf das Wappen und schließt die interessante Abhandlung mit den Regesten von 1153—1268.

Digitized by Google

In den nächsten beiden Paragraphen fällt seine spezielle Behandlung auf die Herren von Langenberg und von Neifen, von denen jene in nahen verwandtschaftlichen Verhältnissen zu den Herren von Hohenlohe, ihren Rechtsnachfolgern in Langenberg gestanden und um Mergentheim begütert waren; diese dagegen, ursprünglich als Grafen von Sulmetingen und erst gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts ohne den Grafentitel erscheinen, bis sie im Verlaufe der Zeit den von Marstetten annahmen.

Was zuletzt die freien Herren von Urslingen anbelangt (p. 586): so treten sie in der Geschichte erst zu Ende des zwölften Jahrhunderts urkundlich hervor, gelangen, durch die Gunst K. Friedrich's I. schnell emporgehoben, zur Herzogswürde von Spoleto und erweisen sich eifrig und thätig im Dienste der Hohenstaufen. Konrad wird selbst als Reichsverweser in Sicilien verwendet und der unmündige Friedrich (II.) von dessen Gattin in der Mark Ancona einige Zeit lang auferzogen. Allein sie leiden später unter dem Hasse und unter den Verfolgungen, welche gegen die Hohenstaufen ausgebrochen waren, sie werden aus Italien verdrängt und genöthigt, ihre dortigen, ohnedieß niemals gesicherten Besitzungen aufzugeben, verbinden sie den Herzogstitel mit der deutschen Stammesherrschaft. Voll werthvoller und interessanter Detailangaben sind die zahlreichen, dieses Geschlecht betreffenden Regesten (p. 588—594).

Zu dem Stande der Ritter und Dienstmannen sich wendend, geht der Hr. Verf. vorerst auf das Wesen und die Eigenthümlichkeit der Ritter- und Dienstmannschaft ein. Er setzt dieß im Allgemeinen in die Verpflichtung zu reisigem Kriegsdienste gewöhnlich gegen Genuß lehnbaren Gutes, mithin in eine Beschränkung der persönlichen Freiheit. In der That zeigte sich das letztere so auffallend, daß Ritter, die ausnahmsweise zu dem Stande der freien Herren gehörten, diesen ihren Vorzug nicht leicht ohne ausdrückliche Erwähnung ließen. Unter den Dienstmannen oder Ministerialen, deren Verhältnisse im Einzelnen nicht ohne Schwierigkeit zu bestimmen sind, gab es verschiedene Abstufungen, jedoch ohne strenge Scheidegränzen; den höchsten Rang unter ihnen, der mit dem Ritterstande zusammentraf, nahmen die Reichs- oder Hofdienstmannen ein.

Unter den Ritterfamilien, deren Stammburg im jetzigen Württemberg lag und die noch gegenwärtig unter dem dortigen Adel erscheinen, finden sich mit sehr schätzbaren historischen und kritischen Bemerkungen der Reihe nach angegeben: die von Berlichingen, Crailsheim, Enzberg, Freiberg, Hornstein, Neipperg, Pflummern, Reischach, Speth, Stein, Stetten, Sturmfeder, Ulm, Weiler.

Digitized by Google

Einige Familien der Dienstmannen dagegen erfreuen sich einer umständlicheren Behandlung, wie die Reichsdienstmannen von Fronhofen (Königseck), die Reichsschenken von Limpurg, die Reichsmarschälle von Rechberg und die Reichsdienstmannen von Tanne (Waldburg, Winterstetten, Schmalneck-Winterstetten), welche, mit Ausnahme der von Limpurg, noch jetzt, wenn auch nicht durchaus mehr im Inlande, blühen. Bei den von Fronhofen wird mit vieler Wahrscheinlichkeit nachgewiesen, daß sie ursprünglich welfische Ministerialen waren und mit der welfischen Erbschaft an die Hohenstaufen übergingen, von welchem Zeitpunkte an sie in der Geschichte bekannt wurden. Die Reichsmarschälle von Rechberg, von denen die in Württemberg und Baiern fortblühenden Grafen von Rechberg abstammen, waren ehedem Hofmarschälle der Hohenstaufen und hatten einen Siegfried aufzuweisen, welcher als Bischof von Augsburg eine glänzende Laufbahn durchmachte. Die von Tanne, Waldburg, Winterstetten und Schmalneck, deren Genealogie nicht ohne Schwierigkeit ist, waren höchst wahrscheinlich nur Zweige eines und desselben gemeinschaftlichen Urstammes, als deren Stammsitz Tanne anzunehmen ist, so daß Waldburg und Winterstetten bloße Burgen verschiedener Linien wären. Manche Männer dieser Familie leuchteten durch ihre Stellung und ihre Verdienste hervor, einzelne dagegen verarmten bis zum Bettlerstabe.

Wir haben hier nur mehr andeutungsweise verfahren und nur in den allgemeinsten Zügen die gedrängteste Übersicht geben können über die Art und Behandlung des geschichtlichen Stoffes, den der Hr. Verf. in der schwäbischen Geschlechterkunde in so seltener Reichhaltigkeit und Vollständigkeit niedergelegt hat; und wir können von diesem eben so interessanten als lehrreichen Theile seines Buches nicht scheiden, ohne nochmals zu wiederholen, was wir mehrmals bereits geäußert haben, daß diese seine wissenschaftlichen Forschungen dem Buche in eben dem Grade zum Verdienste, wie der Wissenschaft selbst zum entschiedenen Gewinne gereichen und wir wünschen, daß der Hr. Verf. auf diesem zwar sehr mühsamen, aber auch sehr erfolgreichen Wege durch sein Beispiel recht viele Nachahmer finden möge.

Wir unsererseits sind überzeugt, daß eben dieser Weg zugleich der kürzeste und sicherste ist, um die über dem Mittelalter noch schwebenden Finsternisse zu zerstreuen und das Licht der Erkenntniß nach allen Seiten des öffentlichen Lebens, nach allen Abstufungen der Gesellschaft hin zu verbreiten; wir sind überzeugt, daß, wenn die einzelnen Theile des großen, ganzen Staatshaushaltes auf ähnliche Weise nach der Stufenfolge der Zeitalter durchforscht und durchprüft seyn werden, manche Geschichtszweige,

Digitized by Google

welche der nothwendigen Vorarbeiten bisher noch zu sehr entbehrten, einer gründlichen Pflege und eines erfolgreichen Anbaues fähig seyn werden; so ist, um nur Eines zu sagen, die Wissenschaft der mittelalterlichen Numismatik in der Art und in dem Geiste der Kritik, wie Joseph Eckhel unvergänglichen Andenkens auf dem Gebiete der antiken Münzkunde sein System geschaffen, noch immer ein fehlendes Glied in der Kette der historischen Wissenschaften und setzt zu ihrer Ermöglichung die umfassendsten Vorarbeiten in der mittelalterlichen Siegel-, Wappen- und Geschlechterkunde als unerläßliche Bedingung voraus.

Auf dem systematischen Wege seiner Entwickelung gelangt der Hr. Verf. in dem zunächst folgenden Paragraphe, welcher die Ueberschrift: „der Staat" führt (p. 639—677), dahin, daß er die vorhin in ihrer Vereinzelung vorgeführten Geschlechter nunmehr in ihrer Gesammtheit, in ihren gegenseitigen Beziehungen zum Ganzen in Betrachtung zieht. Seine Untersuchungen verbreiten sich hier über die sämmtlichen Factoren des Staatsorganismus, über ihr Wesen und Verhältniß, über ihre Rechte und deren gegenseitige Begränzung und thun dieß mit einer solchen Vielseitigkeit, mit einer solchen Tiefe und Klarheit, daß das Wesen des mittelalterlichen Staates lebensfrisch zur geistigen Anschauung hervortritt und in seinen mannigfaltigen Wechselbeziehungen, in seinen verschiedenartigen Eigenheiten und Schattirungen erfaßt werden kann. Indem er hier abermals von dem Haupte der Gesammtheit ausgeht und nach den Rangstufen, welche das staatliche Leben gezogen und geboten hat, zu den tieferen Rangordnungen herabsteigt, hielt er sich lediglich an die Erscheinungen des inneren Staatslebens, an seine Entwickelung und an die durch dieselbe bedingten Veränderungen, und es ist eben hiedurch der wesentliche Unterschied von den früheren Untersuchungen von selbst gegeben.

Daß das Herzogthum Schwaben, während beinahe zweier sturmvoller und gährungsreicher Jahrhunderte, in unmittelbarer Verbindung mit dem herrschenden Kaiserhause stand, konnte nicht ohne bedeutende Rückwirkungen auf seine inneren Zustände und äußeren Schicksale bleiben; selbst die allmälige Verdrängung seines alten Namens Alemannien und die Einführung der von dem herrschenden Stamme hergenommenen Benennung Schwaben gehört in die Reihe dieser Folgen, welche den Fall des herrschenden Hauses für Jahrhunderte überdauerte und noch heutigen Tages, bei völlig geänderten politischen Verhältnissen im Volksgebrauche fortwährt.

Obenan steht hier, wie billig, das Verhältniß des deutschen Königs zu den im dritten Viertel des dreizehnten Jahrhunderts mit ausschließlicher Berechtigung erscheinenden Wahlfürsten, so

Digitized by Google

wie zu den auf Reichs- und Hoftagen zur Mitberathung beigezogenen Reichsständen. Hiebei bringt der Hr. Verf. nach dem natürlichen Zusammenhange die Pflichten des Staatsoberhauptes und die besonderen Obliegenheiten der Stände und Körperschaften zur Sprache und zeigt die Beschaffenheit beider, wie sie in gegenwärtiger Periode sich entwickelt hatten.

Rücksichtlich der Heeresfolge, zu welcher Dienstmannen und Reichsstände dem Könige verpflichtet waren, zeigte sich der Unterschied, daß jene dem königlichen Aufgebote beständig Folge zu leisten hatten, diese aber nur nach Verhältniß des lehnbaren Gutes, welches sie inne hatten, und zu einer Verlängerung der Dienstpflicht nur durch besondere Gunstbezeugungen und Güterverleihungen gewonnen werden konnten. Je häufiger sich daher die Kriegsdienste wiederholten, desto öfter ergab sich für die Verpflichteten die Gelegenheit der Vergrößerung ihres Besitzstandes und somit waren die langen Heeresdienste unter einigen Hohenstaufen eben so verderblich für das Reichs- und für ihr Familiengut als gewinnbringend für die Großen. So ward der Kriegsdienst zu einer ergiebigen Quelle des Gütererwerbes und man stellte, wie in einem Einzelfalle p. 642 nachgewiesen wird, sorgfältige Berechnungen an, auf daß der Krieg den Aufwand der Ausrüstung nicht bloß deckte, sondern auch noch einen erklecklichen Gewinn einbrachte. Fälle des Loskaufens mit barem Gelde blieben demnach immer selten, weil sie eine bestimmte Vorauslage erforderten und keine Hoffnung auf Ersatz oder Gewinn boten. Dieß findet auch bei geistlichen Fürsten seine Anwendung.

Indem der Herr Verfasser im Folgenden das Wesen der herzoglichen Würde, durch welche in den einzelnen Reichsgebieten die königliche Obergewalt vertreten wurde, auseinandersetzt, berührt er gleichfalls das Verhältniß der welfischen und zäringischen Schwabenherzoge zu denen der Hohenstaufen und gelangt zu dem Ergebniß, daß, wenn vordem alle drei Häuser als gleich berechtigt neben einander bestanden, später und zwar im Verlaufe der gegenwärtigen Periode bloß die letzteren als Herzoge von ganz Schwaben im hervorstechenden Sinne galten und ausschließend als solche betrachtet wurden. Schwaben diente jetzt zur Ausstattung der Söhne. Selbst Konradin suchte seine Erbrechte darauf und mit kräftiger Unterstützung zu behaupten. Uebrigens bestand das Wesen und der Umfang der Pflichten der Herzoge in der Oberaufsicht über das Kriegswesen, in der Besorgung der großen Landgerichte, in der Handhabung des Landfriedens, in der Bestrafung des Unrechts und der Gewaltthat; sie hatten die Kirche zu beschützen, sicheres Geleite zu gewähren und im Allgemeinen über das Beste und die Wohlfahrt des Landes zu wachen.

Digitized by Google

Was die Grafen und deren Wirkungskreis anbelangt, so war, wie es aus den Urkunden hervorgeht, im eilften Jahrhunderte eine große Veränderung vorgegangen. Mit der Zunahme der Immunitäten waren die alten Gaugerichte und mit diesen die Gaue selbst nach und nach zerfallen und es konnte somit den Grafen nicht schwer werden, ihre in den Gauen gelegenen Grafensprengel aus Beamtungen in erbliche Gerichtsbezirke umzuschaffen und die hohe Gerichtsbarkeit, die früher den gräflichen Centgerichten zuständig, an sich zu nehmen. Natürlich konnte diese Uebergangsform, was sie eigentlich war, so lange, zu keinem festen Bestande gelangen, als Güterbesitz und Gerechtsame zerstreut und vereinzelt waren und Zeit, Umstände und Beispiele zur Vereinigung einluden und Unabhängigkeit des Landbesitzes mit voller Landeshoheit beförderten. Während der Kämpfe zu Anfange des dreizehnten Jahrhundertes waren die Fälle nicht mehr selten, daß einzelne Fürsten und Herren nach einander die Vorrechte der Landeshoheit an sich rissen und die feierliche Bestätigung für ihre Errungenschaft auf den Reichstagen zu erlangen strebten, und es erscheinen in der zweiten Hälfte desselben Jahrhundertes bereits manche Grafschaften mit einem ganz ausgebildeten Territorium, wie dieß von den Grafen von Hohenberg, Württemberg und Helfenstein urkundlich nachgewiesen wird (p. 653). So waren dann die Wege bereits gebahnt, auf welchen die Grafen aus ursprünglichen Gerichtspersonen Landbesitzer mit umfassenden Rechten und Freiheiten geworden sind.

Unter die inneren Veränderungen, welche die unmittelbare Nähe des königlichen Hauses nach sich zog, gehört unter manchen anderen die gegenwärtige Stellung der schwäbischen Pfalzgrafen, welche von ihrer ursprünglichen Bestimmung der Gerichtsbarkeit und Verwaltung der unmittelbar dem Hofe zugehörigen Güter und Gegenstände weit zurückkamen und ihre Amtswürde zu einem bloßen Titel herabgebracht sahen. Es ist daher wohl zu erklären, warum diese Periode von der Wirksamkeit der schwäbischen Pfalzgrafen nur sehr weniges zu melden hat, wie dieß der Hr. Verf. speziell in Bezug auf die beiden nach einander gefolgten pfalzgräflichen Familien Dillingen und Tübingen klar erweiset.

Den dritten Rang im Staatskalender der Hohenstaufenzeit nahmen, wie oben bereits gesagt wurde, die freien Herren ein, deren Stand jedoch häufig durch die landesherrliche Vogtei zur Dienstpflicht und Schutzhörigkeit herabgedrückt wurde und deßhalb eben nicht in großer Zahl diese Periode überdauerte. Bei der zunehmenden Wichtigkeit des Kriegsdienstes und der Landesvertheidigung, bei der großen Achtung, die von dem Land- und Lehenbesitze ausging, tritt bemerkenswerth die Erscheinung her-

Digitized by Google

vor, daß die Genossenschaft der Ritter allmählig in den Begriff der Nobilität einbezogen wurde, der vordem nur dem alten Adel zukam, daher man durch Verstärkung desselben eine gewisse Art des Unterschiedes zwischen beiden bemerkbar zu erhalten strebte.

Für Württemberg hatte die Nähe des königlichen und herzoglichen Hauses auch in dieser Richtung zu manchen Aenderungen geführt. Viele Geschlechter drängten sich zu dem Dienste der Ministerialen, da die Hofministerialen eine höhere Stellung einnahmen und zur Nobilität zählten. Wissen wir ja selbst von den Welfen, daß sie, um mit dem Glanze des königlichen Hofhaltes zu wetteifern, die vier Hofämter an freie Geschlechter verliehen. Dem strengen Grundsatze nach zog das Verhältniß der Ministerialität ohne Zweifel den Verlust der Freiheit nach sich und es mochte die Annahme eines Hofamtes mit der Fortdauer der Freiherrlichkeit wohl nicht bestehen. Das Leben scheint indeß die schroffen Gegensätze des Prinzips mildernd ausgeglichen und die Hofämter eben wegen der größeren bürgerlichen Ehren, welche von ihnen ausströmten, zum Gegenstande ehrgeiziger Bestrebungen gemacht zu haben. Auch läßt es sich denken, daß der Ministeriale, und insbesondere der Hofministeriale sein Dienstverhältniß abbrechen und mit dem Aufhören desselben in seinen früheren freien Stand zurücktreten konnte.

Beachtung verdient auch, was der Verf. über das Aufkommen und die Beschaffenheit der Wappen, über die Siegel und die Eigenthümlichkeiten ihrer Umschriften beibringt, weil auch hierin so mancher schätzbare Wink zum tieferen Verständnisse der Zeit und ihrer Erscheinungen zu finden ist.

Ein anderer sehr wichtiger Bestandtheil des damaligen öffentlichen Lebens waren die Städte. Wiewohl die Städte Schwabens, mit sehr wenigen Ausnahmen, hinter den Bestrebungen des Rheinthales noch weit zurückgeblieben waren: so sind doch die Uebergänge zu der späteren Verfassung bereits wahrnehmbar und die ersten Keime zur Verwaltung des Gemeingutes, zur zünftigen Betreibung der Gewerbe, unter Aufsicht eines selbstgewählten Stadtrathes, worin eben das Wesen der Städteverfassung, finden sich bereits in dieser Periode auch in den schwäbischen Städten vor.

Dem Ursprunge nach verschieden, waren sie es auch in ihrem Range und in ihren Rechten. Die Reichsstädte, größtentheils aus ehemaligen königlichen Pfalzen oder auch durch Loskauf entstanden, genossen der Freiheit vom Grafenbanne, standen unmittelbar unter Kaiser und Reich und hatten zum Verwaltungsorgane für ihre städtischen Angelegenheiten einen königlichen Vogt oder Reichsschultheiß. Die Landstädte hingegen entstanden in der

Digitized by Google

Regel aus gräflichen Weilern, waren dem Grafenbanne unterthan und entbehrten sonach der Vortheile, durch welche die Reichsstädte ausgezeichnet und bevorrechtet waren.

Als schwäbische Reichsstädte nennt uns der Hr. Verf. in der Periode der Hohenstaufen, mit urkundlichen Belegen über ihre Erhebung zu Reichsstädten und einzelne städtische Merkwürdigkeiten nachstehende: Biberach, Buchhorn, Eßlingen, Giengen, Gmünd, Hall, Heilbronn, Laufen, Ravensburg, Reutlingen, Rotweil, Ulm, Wangen, Weil, Weinsberg, Welzheim. Als Landstädte bemerkt und führt er auf: Balingen, Blaubeuren, Ehingen, Geislingen, Horb, Isni, Kirchheim, Leonberg, Mühlheim, Oehringen, Riedlingen, Saulgau, Schelklingen, Schorndorf, Tübingen.

Epochemachend für die Geschichte der süddeutschen Städte nennt er, und zwar mit Recht, die Gründung dreier Städte durch die Herzoge von Zäringen, nämlich: Freiburg im Breisgau, Freiburg im Uechtland und Bern. Ihre Verfassung war der Mutterstadt Cöln nachgebildet und wir können aus der vom H. Konrad von Zäringen für das Breisgau'sche Freiburg gegebenen Ordnung die für die Zeitgeschichte merkwürdigen Einzelheiten genau beurtheilen. Der Herzog behielt sich und seinen Nachfolgern als besondere Rechte vor: die hohe Gerichtsbarkeit und das Aufgebot zu den Waffen, einen Zins von zwölf Denaren von jeder Hofstätte und den Fremdenzoll. Die Bürger sind frei erklärt, zahlen weder Schirmgeld noch Zoll in des Herzogs Gerichtsbarkeit, haben auch freien Abzug und sicheres Geleite durch das herzogliche Gebiet. Zeugenschaft zu geben steht rechtlich nur Bürgern gegen Bürger zu. Sie haben die Pflicht, dem Herzoge in den Krieg zu folgen, jedoch nur eine Tagereise weit und das Recht, ihre Pfarrer und Küster selbst zu wählen. Die Stadt steht unter einem Rathe von vier und zwanzig Geschwornen, mit einem Schultheiß an der Spitze, der jahrlich gewählt und von dem Herzoge bestätigt wird. Vor diese Stadtbehörde, deren übrige Mitglieder aus den von dem Herzoge ursprünglich bestimmten Geschlechtern auf Lebenszeit gewählt wurden, gehörten die Verwaltung des städtischen Einkommens, die Markt-, Handels- und Gerichtspolizei und die Schöffengerichte, bei denen für schwierigere Fälle vom Oberhof zu Cöln ein Weisthum geholt wurde.

Im Ganzen verdient bemerkt zu werden, daß die Hohenstaufen vermöge ihrer nach Vollgewalt strebenden Politik und vermöge ihres Hasses gegen den kühnen Geist der lombardischen Städte, überhaupt dem Städtewesen nicht sonderlich gewogen waren, und anstatt die städtische Selbstständigkeit zu befördern und sich ihrer zur Stärkung ihrer eigenen Macht zu bedienen, vielmehr man-

Digitized by Google

cherlei Hemmungen dem Städteweſen entgegenſetzten. Im Einzelnen jedoch und beſonders in Schwaben machten ſie ſich um das Emporkommen der Städte verdient und es fehlte nicht an Beiſpielen ſtädtiſcher Treue und Anhänglichkeit für ihre Intereſſen ſowohl in Deutſchland als auch in Italien (p. 671).

Die nun folgenden Bemerkungen über Privat- und Familienrecht, über Erb- und Strafrecht ſind nicht weniger intereſſant und bei aller Kürze, markig und erſchöpfend. Es möge hier genügen, aus den vielen und charakteriſtiſchen Eigenthümlichkeiten das beſondere Familienrecht, das ſich in Bezug auf Graf- und Herrſchaften zu einem merkwürdigen Gepräge ausgebildet hatte, mit wenigen Worten beiſpielsweiſe zu erwähnen.

Ueber Stammgüter und Rechte ſtand nämlich der Familie das Geſammteigenthum zu und es war dadurch der Stand der Grafen und Herren weſentlich bedingt. Ordentlicher Weiſe war nur Einer, und zwar nach dem Rechte der Erſtgeburt, der Regierende; doch gab es Ausnahmsfälle, in denen auch zwei Brüder, oder Vater und Sohn in Gemeinſchaft die Regierung verwalteten. Bei einer Todttheilung aber fand eine völlige Sonderung des Familiengutes, mit Aufhebung jedes Miteigenthumes, Statt. Uebrigens war es gewöhnlich, wichtige Beſitzungen in Gemeinſchaft zu behalten und nur geringere Grundſtücke zeitweiſe oder für immer zu theilen. Trotz der großen Rechtsvorzüge, welche dem Mannsſtamme eingeräumt waren, ſtand doch auch den Töchtern im eilften und in den folgenden Jahrhunderten das Recht zu, einzelne Burgen und Orte, wenn auch Brüder vorhanden waren, erblich an ſich zu nehmen und Anſprüche an das Hausgut, zu nicht geringer Beſchränkung der Stammesvettern, rechtskräftig zu erhalten.

Eigenthümlich im Strafrechte jener Periode erſcheint bei den Franken und Schwaben das Hundetragen für die Ritter, das Satteltragen für die Dienſtmannen, das Pflugtragen für die Bauern, welches von einer Grafſchaft in die andere zu geſchehen hatte.

Eine andere Hauptſeite des öffentlichen Lebens, und zwar „die Kirche" (p. 677—754), wird im nächſtfolgenden Paragraphe zur Sprache gebracht. Dieſer Gegenſtand zog nicht minder die Aufmerkſamkeit des Geſchichtſchreibers auf ſich, und dieß mit vollem Rechte. In vielfacher Hinſicht ſtand die württembergiſche Kirche unter dem Einfluſſe des Zeitalters und die erſchütternden Kämpfe dieſer Periode, welche alle Verhältniſſe verwirrten, konnten in einem Lande unmöglich ohne mannigfaltige Rückwirkung bleiben, wo ſo viele Kirchenſprengel zuſammentrafen.

Außer dem Uebelſtande der Doppelbiſchöfe, welche einige Zeit

Digitized by Google

die Stühle von Constanz, Augsburg, Würzburg, Speier und Worms einnahmen, und sich lebhaft an dem Parteikampfe betheiligten, verdient der starke und unmittelbare Verkehr der Klöster mit dem apostolischen Stuhle alle Beachtung. Dieser nahm sie, so wie die Stifte durch seine Schirmbullen in seinen besondern Schutz, wofür sie der Kammer mit der jährlichen Abgabe eines Byzantiners — zugleich ein Beweis, welche Menge byzantinischen Goldes, bei dem Mangel des einheimischen, damals mochte im öffentlichen Verkehre gewesen seyn — verpflichtet waren, er räumte ihnen auch manche besondere Rechte und Befugnisse ein, wie dieß namentlich vom P. Innocenz IV. gerühmt wird, welcher einzelnen Klöstern erlaubte, während eines allgemeinen Interdictes Stillmessen zu lesen, bei jedem beliebigen Bischofe, wenn er nur mit dem römischen Stuhle in Gemeinschaft stehe, Weihen annehmen, Jedermann eine Begräbnißstätte innerhalb der Klostermauern gestatten zu dürfen u. s. w.

Welche Genauigkeit und Strenge in der Ablieferung der Zinsmünze herrschte, erfahren wir aus einer Aufzeichnung des Klosters Zwiefalten, wo als Norm festgesetzt war, daß sie auf Mariä Geburt, das eine Jahr von dem Probst, das andere von dem Kämmerer, in Gegenwart des ganzen Conventes, auf den Hochaltar gelegt, von dem Custos in Empfang genommen und von diesem, jedoch nur gelegenheitlich, nach Rom geschickt werde. Versäumte dieß der Probst oder der Kämmerer, so mußte er zur Strafe die unterste Stelle im Convente einnehmen, so lange bis er seine Schuldigkeit entrichtet hätte. War dieß auf Michaelis nicht geschehen, so wurde er so lange in den Bann gethan, bis er bezahlen lernte (p. 680).

Neben den bischöflichen Sitzen kann man als die verbreitetsten und wichtigsten kirchlichen Anstalten jener Zeit die Klöster ansehen. Schwaben besaß deren eine ungemein große Anzahl. Die Ursache ihrer plötzlichen Zunahme lag in dem allgemein gewordenen Verlangen nach dem Frieden und der stillen Zurückgezogenheit des Klosterlebens. Selbst Personen höheren Ranges strömten den Klöstern zu und so kam es, daß der Zeitraum von 1075—1190 für Klosterstiftungen im heutigen Württemberg epochemachend ist, und alle Mannsklöster von begüterten Orden jenem Zeitraume entweder ihre Entstehung oder doch wenigstens ihre große Güterausstattung verdankten. Vorherrschend war bis zum J. 1127 der Benedictiner-Orden, seit 1140 jener der Cisterzienser. Selbst Doppelklöster für Männer und Frauen neben einander unter einem Dache und nur durch eine Mauer geschieden kennt jenes Zeitalter; doch war ihr Bestand von keiner Dauer und sie verloren sich nach

Digitized by Google

und nach, sei's durch Aufhebung der Frauenklöster, sei's durch ihre Verpflanzung in andere Räume.

Konnten sich auch diese Klöster und Stifte an Umfang und Bedeutung mit den benachbarten von St. Gallen oder Reichenau nicht messen, so fehlte es ihnen doch auch nicht an einzelnen, ausgezeichneten Männern, welche sich um Klosterleben und Klosterzucht in hohem Grade verdient machten. Der größte und hervorragendste unter diesen ist ohne Zweifel Abt Wilhelm von Hirschau. Er glänzt als Reformator des Benedictinerordens, wobei er das Kloster Clugny zum Muster nahm. Er war der erste in Deutschland, der die Laienbrüder einführte, um den Mönchen die Last der Handarbeiten zu nehmen. Er schloß sich eng an die Richtung Papst Gregorius des Siebenten an und stand mit diesem, den er in Rom selbst besucht hatte, im Briefwechsel. Ungeachtet der Strenge der Regel, brachte er Hirschau, wo das Gebot des Schweigens die Einführung einer eigenen Zeichensprache veranlaßte, zur höchsten Blüthe. Als ein Mann von ausgezeichneter Bildung stand er im Ruhme der vielseitigsten Gelehrsamkeit und erntete durch seine Schriften über Philosophie und Astronomie bei Mit- und Nachwelt eine ungetheilte Bewunderung.

In ihren inneren Angelegenheiten strebten die Klöster nach möglichst freier Bewegung, sowohl was Verwaltung ihrer Güter, als auch was die Wahl ihrer Vorstände anbelangt. Durch Uebertragung des Obereigenthums an den apostolischen Stuhl gelang es ihnen, den Bischöfen des Sprengels das Visitationsrecht zu entziehen und die Macht, ihren Vorstand abzusetzen. Daß sie dem Staate zu mancherlei Leistungen pflichtig waren, daß sie Abgaben, Zehnten, Zölle, Steuern zu entrichten hatten, ist außer Zweifel und die häufigen Befreiungen, die sie zu erringen wußten, sind Beweise für ihre Steuerpflicht. Nach außen standen sie nicht unter dem Grafengerichte, sondern unter Vögten, die freilich oft mit den Personen der Grafen zusammenfielen. Das Recht zur Absetzung mißliebiger Vögte war, obgleich verbürgt durch päpstliche Bullen und kaiserliche Freibriefe, den Mächtigeren gegenüber nicht immer leicht zu wahren und daher sehr oft bloß illusorisch.

In Rücksicht auf Gütererwerb war die Zeit der Hohenstaufen entschieden die reichste und gesegnetste, die es je gegeben. Hohe und Niedere, Arme und Reiche wetteiferten in Vergabung von Gütern für das Seelenheil, für ein Begräbniß in der Kirche, beim Eintritt in ein Kloster, für erhaltene Absolution, für ein aufgenommenes Kind, vor Antritt eines Kreuzzuges, oder man unterwarf sich wohl auch dem Heiligen des Klosters als Grundhold oder als vogtbar, um sich vor Plackereien zu schützen und die unerschwingliche Last persönlicher Kriegsdienste von sich zu wälzen.

Digitized by Google

Ob auch Fälle der Art vorgekommen, wie sie Stülz in seiner Geschichte des Stiftes Wilhering anführt, darüber findet sich keine spezielle Notiz vor; bei der allgemeinen Richtung der Zeit für das Klosterleben scheint es aber auch dort an ähnlichen Vorkommnissen nicht gefehlt zu haben.

Unter so günstigen Zeitumständen gediehen denn auch Stifte und Klöster zu einer gesegneten Blüthe, zu einer fast unglaublichen Güterzahl; ihre Erwerbungen an Grundstücken, Nutzungsrechten in Forsten und Gewässern, an Zinsen, Gülten u. dgl., woraus sich in der Folge ihre Gutsherrlichkeit entwickelte, erreichte eine vordem nie gekannte Höhe, und es gab Klöster, wie Hirschau, Weingarten, Weissenau, deren Güterverzeichnisse Staunen erregen, denen meilenweit alles Land als freies Eigenthum zugehörte.

Gegen diese extreme Gütervermehrung trat aber schon im dreizehnten Jahrhunderte eine heftige Reaction ein. Theils durch den Druck übermüthiger Schirm- und Klostervögte, theils durch üble Wirthschaft der Aebte gerieth nach und nach der Wohlstand in Verfall, die Besitzungen gingen vielfältig verloren, Schulden und Veräußerungen nahmen ihren Anfang.

Die Einzelheiten über Ursprung, Privilegien, Güterkataster, über die Vögte und die ganze Reihe der Aebte stehen auf gleicher Höhe, wie die über die schwäbischen Geschlechter. Sie geben an und für sich ein ruhmvolles Zeugniß von der Vielseitigkeit der Studien, aus denen sie hervorgegangen sind; sie betreffen sowohl die Klöster als auch die regulirten und die weltlichen Stifte, sie enthalten einen ungemein reichen Schatz an Daten und Ortsnamen, sind für Topographie und Geographie des Mittelalters von der größten Wichtigkeit und würden für sich allein ein werthvoller Beitrag zur Kunde mittelalterlichen Lebens seyn.

Wir beschränken uns hier nur auf einige Namensangaben und müssen uns durchaus eines tieferen Eingehens auf die Sache enthalten; wer sich über die schwäbische Klosterkunde genauer unterrichten will, dem wird es an diesem Borne des Wissens an Nahrung und Ausbeute nicht fehlen.

Die Reihe eröffnen die Benedictiner Mannsklöster; dahin gehören: Murrhard, Ellwangen, Hirschau, Weingarten, Komburg, Blaubeuren, Zwifalten, Isni, Wiblingen, Alpirsbach, Neresheim, Lorch, Anhausen, und die beiden Benedictiner Mannspriorate Reichenbach und Ochsenhausen. Ihnen zur Seite stehen desselben Ordens Frauenklöster, und zwar: Hofen, Urspring. Die nächsten sind die Cisterzienserklöster Maulbronn, Herrenalb, Schönthal, Bebenhausen, Güterstein und die Frauenklöster desselben Ordens: Rotenmünster, Heiligkreuzthal, Baindt, Frauenthal, Heggbach, Gutenzell, Lichtenstern, Gnadenthal, Rechens-

Digitized by Google

hofen, Frauenzimmern — wobei p. 725 des sagenhaften Ursprungs gedacht wird — Kirchheim. Darauf folgen die Stifte der Prämonstratenser, der regulirten Chorherren, die Klöster der Dominikaner, die der Augustiner, der Franziskaner, der Clarissinen, die weltlichen Chorherren- und Chorfrauenklöster und die Besitzungen auswärtiger Bisthümer und Klöster.

Betrachtungen über Künste und Wissenschaften, über Gewerbe, Handel und Sitten bilden den Inhalt der beiden letzten Paragraphe und den Schluß des Bandes. Mit mehr oder weniger Ausführlichkeit geht hier der Hr. Verf. ein auf die durch die Zeit ausgeprägten Eigenthümlichkeiten und bemerkenswerthen Erscheinungen auf dem Gebiete des geistigen und materiellen Lebens und wo es, wie bei den Gegenständen des Handels, der Gewerbe und Sitten nur Weniges zu berichten gab, ist diese Kürze lediglich auf Rechnung des Zeitalters zu setzen, das genügsam und bescheiden in seinen Anforderungen und Bedürfnissen weit weniger dem Wandelbaren sich hingab und darum weit weniger Stoff zur Aufzeichnung der Veränderungen darbietet.

In dem Kunstleben äußerte sich eine junge, frische Thätigkeit, aber sie erstreckte sich weder auf alle Zweige der Kunst, noch griff sie tief genug in das Leben herab. Verherrlichung des Kirchendienstes blieb fortwährend die Aufgabe einzelner Kunstzweige; das Leben selbst wandte sich theils gleichgültig von ihr ab, theils bot es ihr in seiner äußeren Aermlichkeit noch zu wenig Veranlassung zu Kunstschöpfungen. Der Künstler stand mithin zum größten Theile im Dienste des Altars und was Baukunst, was Bildhauerei und Kunstbildnerei in edlem Metalle schuf, betraf ausschließlich Gegenstände des Cultus; Kirchen und Klöster waren die Stätten, wo ihre Schöpfungen geschätzt und begehrt wurden.

Mehr als die eben erwähnten Künste reichten Malerei und Musik ins Leben genußbringend hinüber, die erstere vorherrschend von geistlichen Künstlern gekannt und gepflegt, die letztere, als Kunst, auch von den Laien, den fahrenden Sängern, geübt. Den größten Aufschwung aber nahm die Poesie, welche die Prosa weit überflügelte und sich im zwölften Jahrhunderte mächtig zu entfalten begann. Da auch eine ernste sittliche Belehrung in ihrer Sphäre lag, so wirkten die wandernden Sänger, die von Ort zu Ort, von Hof zu Hof zogen, nachhaltig auf die Denkungsart des Zeitalters. Unter den Sängern standen obenan die schwäbischen und fränkischen. Im Minnegesang, dessen Blüthe in die erste Hälfte des dreizehnten Jahrhundertes fällt, mit seiner bald geistigeren, bald sinnlicheren, bald höfischen, bald scherzhaften Richtung, gingen in Schwaben selbst fürstliche Personen, wie K. Heinrich VI. und Konradin, mit ihrem Beispiele voran. Einen

Digitized by Google

ausgezeichneten Rang nahm die erzählende Dichtkunst ein; nicht bloß biblische und geschichtliche Gegenstände, sondern auch das weite Reich der Sage lieferten ihr den Stoff; selbst auch hervorragende Persönlichkeiten der Hohenstaufenzeit wurden theils von gleichzeitigen, theils von späteren Dichtern auf eine poetische Weise behandelt.

Nicht genug, daß der Hr. Verf. im Allgemeinen über Charakter, Tendenz und Entwicklung der Poesie spricht, er macht auch die bekannteren Dichter jener Zeit, in so ferne sie Schwaben und Franken angehören, mit kurzen Anführungen ihrer Lebensumstände, ihrer Werke und ihres dichterischen Verdienstes namhaft. Die ansehnliche Reihe derselben p. 761—768 gestattet uns einen vollgültigen Schluß auf die überraschende Fruchtbarkeit des Zeitalters und wir begegnen hier mehreren Namen, welche die mittelalterliche Poesie unter ihre größten Zierden zählt.

Weit mindere Fortschritte machte die Beredsamkeit; die Pflege derselben gedieh langsamer und stiefmütterlicher und es waren vorzugsweise wieder die geistlichen Volksredner und zwar aus dem Franziskaner-Orden, welche sie in ihren bei dem Volke so beliebten Feld- und Wiesenpredigten kultivirten.

Während die ritterbürtige Jugend ihre Erziehung an Fürstenhöfen erhielt, galten Domstifte und Klöster und selbst auch Frauenklöster als Sitze gelehrter Bildung. Man besuchte auch ausländische Schulen, wie die von Paris, Bologna, Toledo. Stadtschulen kamen bereits vor, wie zu Isni, Kirchheim; doch war die Lehr- und Schreibekunst, selbst im Ritterstande, nur wenig verbreitet.

In der Liebhaberei der Großen stand die deutsche Sprache gegen die französische zurück. Werke der französischen Belletristik wurden damals, wie noch heutigen Tages, mit Begierde gelesen und fanden eben so ihre Bearbeiter und Nachahmer. Doch erscheint schon im J. 1240 die erste Urkunde in deutscher Sprache; sie ist von K. Konrad dem Vierten.

Um verschiedene Zweige der Bodenkultur erwarben sich abermals die Klöster ein großes Verdienst durch ihre Musterwirthschaften, von denen das Beispiel anregend auf die Nachbarschaft überging. Spärlich, aber doch ausgebeutet ward der Mineralreichthum des Landes; Gewinnung des Salzes und bergmännische Ausbeutung der Silbergruben sind urkundlich nachzuweisen.

Der Handel entfaltet sich in einigen Gegenden bereits zur Blüthe, wie in Ulm, begünstigt durch den Donauverkehr, oder in Donauwörth, wo er belebt wurde durch die Königsmesse mit königlichem Geleite. Bei aller Einfachheit des Geldes mußte der Verkehr doch manche Hemmung erfahren durch die Vielheit und

Digitized by Google

Verschiedenheit der Währungen, indem fast jede bedeutendere Handelsstadt ihre eigene Währung auf den Handelsmarkt brachte. Wirklich ausgeprägte einheimische Münzen scheinen, abgesehen von den damals in Gebrauch gekommenen Bracteaten, und zwar nach dem, was sich aus den auf unsere Zeit gekommenen Ueberresten urtheilen läßt, nur Denare gewesen zu seyn; Schillinge, Pfunde, Marken galten lediglich als Rechnungsmünzen. Wichtig und interessant ist die Münzordnung des Bischofs Heinrich von Constanz aus dem dreizehnten Jahrhunderte.

Um nun zum Schlusse noch einige Augenblicke bei den Volkssitten zu verweilen: so erscheint beachtenswerth die schon damals auffallend hervortretende Wanderlust der Schwaben. Bezeichnend genug ist in dieser Hinsicht die Stelle, welche p. 781 aus dem sogenannten Annoliede angeführt wird und worin es von ihnen heißt: „Ein Volk an Klugheit ausgezeichnet, wohlberedt genug, die sich oft auswiesen, daß sie gute Recken waren, wohlgewandt und krieghaft." Nicht weniger ist es die Gewohnheit frühzeitiger Eheverlöbnisse bei fürstlichen Personen, denen meist politische Absichten zu Grunde lagen; die Vorliebe für helle und schreiende Farben in der Kleidertracht, der Gebrauch der seltenen und kostbaren Sammtgewänder, deren Vorkommen im vornehmen oder klösterlichen Haushalte als ein der Aufzeichnung werthes Ereigniß angesehen wurde, endlich die Eigenthümlichkeit, statt des im gemeinen Leben noch seltenen Geldes verschiedene Kleidungsstücke als Zins sich zu bedingen, wie dieß namentlich von dem Grafen Egino von Urach und Gottfried von Hohenloh nachgewiesen wird, von denen jener den Zins in Stiefeln, dieser in Hosen stipulirte.

Wie wir nur andeutungsweise zeigen konnten, ist der Inhalt des gegenwärtigen Bandes so unermeßlich und unübersehbar reich an Thatsachen, daß wir, um am Schlusse noch einen Rückblick auf das weite, durchwanderte Gebiet zu werfen, Mühe haben, einen Standpunkt zu gewinnen, der uns das Ganze und alle seine untergeordnete Theile und Einzelheiten mit einem Blicke überschauen ließe. Wir haben vor uns den kurzen Zeitraum von etwas mehr als anderthalb Jahrhunderten, aber er verbreitet sich sorgfältig und ebenmäßig auf alle Erscheinungen, welche die Zeit zur historischen Merkwürdigkeit ausgeprägt hat und worüber die Nachrichten von Zeitgenossen und die authentischen Belege der Urkunden mit ihrer schlagenden Beweiskraft auf uns gekommen sind, auf alle Thatsachen, die eben so treu über die Schicksale ganzer Reiche, wie über die Schicksale einzelner Familien genügende Auskunft geben, auf alle Lebensphasen nach innen und außen in ihren größten Aeußerungen eben so gut wie in dem langsamen und stillen Gange der durch die Natur bedingten Entwicklung.

Digitized by Google

Das Verdienst des Hrn. Verf's. um die deutsche Geschichte, durch den Umfang und die Gründlichkeit seiner Forschungen, durch die Vielseitigkeit seiner Auffassung, durch die geistige Verarbeitung des rohen Stoffes zum zweckmäßigen und genußbaren Ganzen, müssen wir um so bereitwilliger anerkennen, je bescheidener und anspruchsloser er selbst hinter der Größe seines ausharrenden und fruchtbaren Fleißes und seiner kerngesunden und durchaus gediegenen Arbeit zurücksteht. Möchte er, von dem wir hiemit mit aller Hochachtung scheiden, ihm dankend für den Genuß und die mannigfache Belehrung, die uns durch sein Werk zugeflossen ist, möchte er nicht ermüden in der Fortsetzung seines noch weiten und mühevollen Weges, möchte er glücklich zum Ziele gelangen, in rascher Folge Theil an Theil reihend bis das Ganze vollendet ist, als ein ehrender Beweis deutschen Fleißes, deutscher Beharrlichkeit und deutscher Wahrheitsliebe, zum Ruhme unserer Literatur, zur Freude eines jeden wahren Vaterlandfreundes.

Die Ausstattung ist gut und gediegen; ein ausführliches, möglichst vollständiges geographisches Register zur Erleichterung des Nachsuchens am Ende beigefügt.

Es ist erfreulich zu sehen, wie neben den Fluthen der ephemeren Journalistik und Modeliteratur auch das ernster gediegene Werk der Wissenschaft noch immer den Weg in die Oeffentlichkeit findet und sich seine Bahn bricht, gewiß zum Danke der um die Wissenschaft vielfach verdienten Verlagshandlung.

Art. IV. Conquista de la Nueva Castilla. Poema eroico. Publicado por la primera vez por Don *J. A. Sprecher de Bernegg*. Paris y Leon 1848. Saint Hilaire Blanc y C. 8. S. 211.

En el rio que no ay peces
por demas es echar redes.
Altes Sprüchwort.

Sowohl die Form als der Inhalt des vorliegenden Werkes fordern zu einer strengen Kritik auf, denn ein ungedrucktes Epos aus dem sechzehnten Jahrhundert ist bei der Armuth der spanischen Literatur an guten, epischen Gedichten aus jener Zeit wohl einer genauern Prüfung werth, um so mehr, da der Gegenstand, den es behandelt, die Eroberung von Neu-Castilien, ein so wichtiges historisches Interesse hat, und der Held des Epos einer jener großartigen Männer ist, die Europa's Fürsten eine neue Welt erobert haben.

Es zerfällt die Beurtheilung dieses „Poema eroico", wie es der Herausgeber nennt, in zwei Abtheilungen, nämlich in eine

Digitized by Google

Unterſuchung über ſeinen hiſtoriſchen Gehalt und in eine Würdigung ſeines poetiſchen Werthes. Ehe aber dieſe Verhältniſſe näher beleuchtet werden, mögen einige Bemerkungen über die Vorrede (Prefacio!), die der Herausgeber dieſem Gedichte vorausſchickt, und über die Ausgabe ſelbſt hier ihren Platz finden. Erſtere iſt ſehr mangelhaft ſpaniſch geſchrieben, von einer gleichartigen gegenüber ſtehenden franzöſiſchen Ueberſetzung begleitet, und beginnt:

„Die Freunde der ſpaniſchen Literatur verdanken einem Zufalle die Entdeckung dieſes Epos. Als ich eines Tages den Katalog der königlichen Bibliothek [1]) zu .... durchblätterte, zog der Titel dieſes Gedichtes meine Aufmerkſamkeit auf ſich; ich forderte das Manuſcript, und groß war meine Ueberraſchung, als ich ſah, daß es in Verſen geſchrieben war.“

Unbegreiflich iſt es, warum der Herausgeber die Bibliothek, welche im Beſitze dieſes Manuſcriptes iſt, nicht, wie es ſeine Pflicht geweſen wäre, genannt hat. Iſt es vielleicht aus zarter Schonung gegen die Beamten dieſer Bibliothek geſchehen, die nicht ſchon längſt einen ſo wichtigen Schatz der Oeffentlichkeit übergeben haben? Wir wollen dieſen Grund als den ehrenvollſten für Hrn. Sprecher annehmen, aber weniger rückſichtsvoll als er die Lücken, die er gelaſſen hat, ausfüllen.

Das Manuſcript befindet ſich in der k. k. Hofbibliothek in Wien [2]), wo es Histor. profan. Nr. 6393 verzeichnet iſt. Es enthält 73 Folia in Klein-Quart; auf jeder Seite zwei Octava. Titel, Dedication und Vorrede des Verfaſſers nehmen 2½ Seiten ein. Die Schrift auf ſtarkem, etwas grobem Papier iſt ſehr leſerlich; die Abkürzungen, bis auf einige wenige, leicht verſtändlich. Eine ſpätere Hand hat, wahrſcheinlich gegen das Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts, einige Verſe hineingeſchrieben; mehrere Correcturen ſind während oder bald nach der Abſchrift vorgenommen worden.

Der Herausgeber bemerkt, er habe ſich überzeugt, daß dieſes Gedicht noch nicht gedruckt worden ſei und fährt dann fort:

„Der Romanzenſtyl, zugleich erhaben und kräftig und von ritterlichem Geiſte durchdrungen, ſowohl als die Orthographie der Vorrede ſcheinen hinzudeuten, daß dieſes Gedicht, ohne Datum

[1]) In der franzöſiſchen Ueberſetzung heißt es: Je parcourrais, un jour, le catalogue des manuscrits de la bibliothèque impériale à .... etc.

[2]) Der um die ſpaniſche Literatur ſo ſehr verdiente Bibliothekar Hr. Dr. Ferd. Wolf hat ſchon ſeit vielen Jahren dieſes Manuſcript in ſeinem ausführlichen Kataloge der ſpaniſchen Werke aufgezeichnet, die Veröffentlichung deſſelben aber wegen der Gehaltloſigkeit des Gedichtes nicht für zweckmäßig gefunden.

Digitized by Google

und Namen des Autors gegen die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts verfaßt wurde.»

„Wir haben es für zweckmäßig erachtet in dem Vorworte des Verfassers die ursprüngliche Orthographie beizubehalten, im Gedichte aber die neue der Akademie zu befolgen.»

„Einzelne Verse sind in der gegenwärtigen Ausgabe unvollständig, da das Fehlende im Original unleserlich ist.»

„Uebrigens hat dieses Epos nicht nur ein seltenes Verdienst und einen reellen Werth durch seine poetische Wichtigkeit, sondern auch durch die Treue und Genauigkeit der Thatsachen, welche vollkommen mit den Zeugnissen und Angaben der besten spanischen Geschichtschreiber der neuen Welt übereinstimmen.»

Die Angabe der Zeit, aus der dieses Gedicht stammt, scheint vom Herausgeber richtig beurtheilt zu sein, die geschichtliche Darstellung mit ihren großen Lücken weist auf das letzte Decennium der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts hin; denn nur wenige Jahre später erschienen sowohl in Spanien als auch in Amerika historische Werke, welche die Eroberung Peru's ausführlich genug darstellten, um dem Dichter genaues Material zu seiner Arbeit zu liefern. Die Schreibart des ganzen Gedichtes stimmt mit der des Vorwortes überein. Nicht zu entschuldigen ist es, daß der Herausgeber die charakteristische, ursprüngliche Orthographie des Epos willkürlich umgeändert hat, um so weniger da er die von ihm angenommene nicht consequent durchführt und ansi und asi, tan bien und tambien, cuasi und casi, agora und ahora schreibt. Wie es sich mit dem hohen, poetischen Werthe und der historischen Treue, die Hr. Sprecher so sehr hervorhebt, verhält, werden wir weiter unten sehen.

Man darf wohl billiger Weise erwarten, daß der Herausgeber eines alten Manuscriptes der Sprache, in der es abgefaßt ist, mächtig sei, daß er es verstehe dasselbe zu lesen, daß er es treu und gewissenhaft wiedergebe, und daß er überhaupt mit den Regeln, welche bei einer solchen Veröffentlichung beobachtet werden müssen, vertraut sei. Leider sind aber diese bescheidenen Bedingungen hier durchaus nicht erfüllt. Das Epos besteht im Originale aus 283 achtzeiligen Stanzen in zwei Abtheilungen. Der Herausgeber hat nach eigenem Gutdünken die erste in fünf, die andere in drei Gesänge gebracht. Wenn er einen Vers nicht lesen konnte, so hat er, statt die Stelle, wo er hingehört, durch Punkte anzudeuten, die Punktenreihe am Ende der Octava hinzugesetzt! z. B. Octav. XLV ist der vierte Vers ausgelassen: „ni es de ninguno tal parecer," die Punkte stehen aber nach dem siebenten, als ob der achte fehlte! Das nämliche wiederholt sich Octav. CLXVII, wo Vers 5 fehlt: „y viendo que tiene tan justa razon;"

Digitized by Google

in Octav. CLXXXII Vers 5: „Dijó Señores bien es prevenir;" in Octav. CCXLIII ebenfalls Vers 5: „tanto podria cansar los cavallos." In Octav. CCLXX fehlt, ohne daß es durch Punkte (nicht einmal am Ende) bezeichnet wäre, der siebente Vers und nur im achten ist ein ausgelassenes Wort angedeutet; die vier letzten Verse dieser Octava heißen im Manuscripte:

Que esto haciendo por cierto pensase,
Que le iria a hacer obediencia
Y de otra manera presentase paciencia
Y a lo que viniese se aparejase.

Nur in der vorletzten Octava (CCLXXXII) ist der fehlende Vers (4) richtig bezeichnet; er heißt:

„Sonriose en si con gran pundonor

Eigenmächtige Auslassungen und Umänderungen, wodurch der Sinn entstellt und das Versmaß auf das jämmerlichste mißhandelt werden, kommen in Menge vor. Es mögen hier nur wenige Beispiele aus den beiden ersten Gesängen angeführt werden. Am auffallendsten tritt es wohl in dem Verse hervor, mit welchem das Epos beginnt (Octav. I v. 1), und der in der Ausgabe heißt:

En veinte el cuatro el año corria,

ein Vers ohne Sinn und Metrum, welches er aber beides im Originale hat, denn dort lautet er:

En veinte y cuatro años el año corria,

Octav. XX v. 4 heißt es in der Ausgabe:

De todos peligros andaba certando

im Original:

De todos peligros se andaba cercando

ibid. v. 6 in der Ausgabe:

Que es esto no veis que morimos

im Original:

Que es esto Señores no veis que morimos

Octav. XXV v. 5 in der Ausgabe:

Profecia tan buena hallaron

im Original:

Que profecia tan buena hallaron

Octav. XLV v. 8 in der Ausgabe:

Que otra al presente no puedo tener

im Original:

Que otra no puedo al presente tener

Octav. L v. 7 in der Ausgabe:

Decime cinco o seis pasajeros

im Original:

Denme cinco oseis pasajeros

Digitized by Google

Jede willkürliche Abänderung, sie mag auch noch so unbedeutend sein, z. B. Octav. LIX:

Queria venderles tan cara su vida statt
Queria venderles tan cara *la* vida

ist unerlaubt. Es würde uns zu weit führen, wollten wir hier alle vorkommenden Unrichtigkeiten zusammenstellen. Bei den sehr vielen, größtentheils sinnentstellenden Fehlern ist es oft schwer zu entscheiden, welche auf Rechnung des Herausgebers zu stehen kommen, welche aber dem Setzer zur Last fallen; z. B. Octav. CXXXVIII:

Aqui su matar, aqui su herir
Aqui su ofender y saber defenderse
Aqui su saber a todo ponerse etc.

statt su matar, su herir etc.

Octava CCLXXVII v. 8 leer statt ser u. s. w.

Die vom Herausgeber angewendete Interpunction ist sehr mangelhaft und zeigt, daß er oft den Sinn des Originales nicht verstanden hat, indem Verse durch Punkte getrennt werden, die zusammengehören und wiederum Trennungszeichen fehlen, wo solche angezeigt sind.

Doch gehen wir zum Dichter über und verfolgen vorerst seine historischen Angaben Schritt für Schritt:

Erster Gesang. „Am Tage der heiligen Lucia (en dia y fiesta de Santa Lucia) des Jahres 1524 verläßt Don Francisco Pizarro bei ungünstigem Wetter den Hafen von Panama mit mehr als hundert Soldaten (con ciento y tantos hombres de guerra) und vier Pferden (Oct. I—II). Er landet im Hafen von Piñas, sucht Eingeborne und Lebensmittel, findet aber keines von beiden; er schifft sich traurig wieder ein und gelangt bei schlechtem Wetter an einen andern Hafen, den er Puerto deseado nennt, wo er die Pferde und Mannschaft an's Land setzt, in der Hoffnung hier Indianer und durch sie Nahrung, an der schon großer Mangel ist, zu finden (Oct. IX—XII); jedoch vergeblich; die Mannschaft wünscht daher nach Panama zurückzukehren, aber Pizarro widersetzt sich und muntert die Leute auf, die Reise fortzusetzen, was auch geschieht (Oct. XIII—XVI). Man schifft sich wieder ein, Pizarro läßt seine Lebensmittel auf's Hinterdeck bringen und vertheilt sie unter seine Leute (Oct. XIX). Die Reise wird bei schlechtem Winde und Hunger fortgesetzt; es zeigt sich wieder der Wunsch zur Rückkehr, aber auch dießmal beschwichtigt Pizarro seine Leute, zeigt ihnen das Land, an dem er beilegen werde und verspricht ihnen auf friedliche Weise oder durch Waffengewalt Lebensmittel zu verschaffen (Oct. XX—XXIII). Erfreut darüber verdoppeln die Matrosen ihre Kräfte, setzen mehr Segel bei und Pizarro selbst

Digitized by Google

legt mit Hand an und ankert in der Nähe des Ufers. Die Mannschaft schifft sich aus, ist aber so schwach, daß viele vor Hunger umfallen (cayendo de hambre los hombres a pares). Die Uebrigen bahnen sich einen Weg durch das Gebüsch, suchen Indianer auf und essen unbekannte Kräuter. Auf dem entvölkerten Lande finden sie aber keine Nahrung; viele sterben vor Hunger, andere wünschen sich den Tod. Pizarro ist darüber sehr niedergeschlagen und entschließt sich das Schiff zurückzusenden, um Lebensmittel zu holen (y quiere que vuelven cien leguas atras el navio a traer algun bastimiento) (Oct. XXIV—XXVII). Sechs und zwanzig Tage lang wird das Schiff erwartet, unterdessen essen die Zurückgebliebenen bittere Palmen und viele sterben vor Hunger. Endlich erscheint das Schiff und bringt Lebensmittel, acht Tage später verlassen die Spanier diesen unglücklichen Ort, den sie „Hungerhafen" (puerto de hambre) nennen (Oct. XXVIII—XXXII). Mit beständigem Gegenwinde segeln sie viele Tage weiter bis sie in den Hafen Candelaria gelangen, wo sie sich wieder ausschiffen. Zwei Tage später entdecken sie ein Indianerdorf, worüber sie sich sehr fürchten, um so mehr, da sie wußten, daß die Eingebornen giftige Pfeile gebrauchen. Pizarro redet ihnen Muth ein, befestigt sich an einem sehr sichern Platze und läßt die Pferde ausschiffen, am folgenden Tage aber entschließt er sich weiter zu fahren, lichtet die Anker, muß aber gegen ungünstigen Wind ankämpfen. Das Schiff ist leck, so daß alle befürchten unterzugehen; die Mannschaft klagt wieder, aber Pizarro muntert sie von neuem auf und macht ihr den Vorschlag nach Candelaria zurückzukehren, worein sie nach einigem Widerstreben willigt (Oct. XXXIII—XLV)."

Vergleichen wir nun die in diesem Gesange erzählten Thatsachen mit den Angaben der glaubwürdigsten und genauesten Schriftsteller.

Francisco de Xeres, Pizarro's Geheimschreiber auf der letzten Expedition, wohl die gewichtigste Autorität, sagt (wie in Nota 1 richtig bemerkt wird), daß Pizarro am 14. October 1524 Panama verlassen habe; an diesem Tage ist aber das Fest des heiligen Calistos P. M., während das Fest der heiligen Lucia in Spanien am 13. December gefeiert wird. Die meisten übrigen Geschichtschreiber lassen Pizarro erst im Jahre 1525 von Panama abreisen. Nach Herrera nahm Pizarro nur 80 Mann mit sich, nach Garcilaso de la Vega 115, nach Naharo (einem Zeitgenossen Pizarro's) 129 (Relacion sumaria de la entrada de los Españoles en el Peru cf. Prescott Conquest of Peru I. p. 127); die Angabe der Pferde ist sehr unwahrscheinlich, denn Pizarro's Schiff war klein. Unwillkürlich drängt sich die Frage auf, warum denn die Spanier bei dem furchtbaren Hunger, den

Digitized by Google

sie ausgestanden haben, der sie sogar nöthigte das Leder von den Pumpen zu essen, nicht in ihrer Noth Zuflucht zum Pferdefleisch genommen haben? Keiner der genauen Geschichtschreiber erwähnet der Pferde.

Der Dichter übergeht die Landung und den kurzen Aufenthalt Pizarro's auf den „Perleninseln" und läßt ihn zuerst in Puerto de Piñas das Land betreten. In der Nota 3 sagt der Herausgeber: „Diesen Hafen hat keiner der Geschichtschreiber über Peru angeführt." (Esto puerto no se cita por ninguno de los historiadores del Peru!) Diese Angabe ist sehr unrichtig, denn der Adelantado Don Pascual de Andagoyas drang schon im Jahre 1522 bis zum „Puerto de Piñas," wie er in seiner von ihm selbst verfaßten Geschichte seiner Entdeckungen angibt. (Vergl. Navarrete's Coleccion de los viajes y descubrimientos etc. 4. Madrid 1829. Tom. III. Nr. 3.) Dieser Hafen liegt in der Provinz Biruquete, etwas nördlich von der Mündung des Rio Biru, von dem später Peru seinen Namen erhielt.

Nachdem Pizarro den Hafen von „Piñas" verlassen hatte, beschiffte er den Rio Biru einige Meilen aufwärts, da er aber das Land unwirthlich fand, so richtete er seinen Lauf nach Süden und landete in einem andern Hafen, wo er Holz und Wasser einnahm. (Vielleicht ist dieser oder die Mündung des „Biru" der „Puerto deseado" unsers Autors). Bald nachdem er von hier abgesegelt war, mußte er durch Sturm und Hunger gezwungen wieder dahin zurückkehren und entschloß sich nun Montenegro mit dem Schiffe nach den Perleninseln um Lebensmittel zu schicken. Während das Schiff ausblieb, litt Pizarro mit seinen Leuten den quallvollsten Hunger, mehr als zwanzig seiner Begleiter kamen in Folge dessen ums Leben. Die treusten Geschichtsschreiber geben hier das erste Zusammentreffen mit den Indianern an; es war friedlicher Natur. Die hungrigen Spanier erhielten von ihnen Cocusnüsse und Mais, aber nicht in hinreichender Menge. (Die ausführliche Darstellung dieses Aufenthaltes ist von Herrera, Hist. gen. Decad. III. lib. VI. aufgezeichnet.)

Unser Autor gibt 26 Tage an, die Pizarro auf das Schiff harrte, die übrigen Historiographen aber wechseln in ihren Angaben zwischen 40 und 50 Tagen, was auch viel wahrscheinlicher ist. Montenegro und seine Leute hatten auf der Hinreise ebenfalls auf das heftigste mit Hunger zu kämpfen.

Längs der Küste fahrend, gelangte Pizarro in eine Bucht, wo er sich nur kurze Zeit aufhielt; hier fand er in einer Indianerhütte eine ziemliche Menge Mais, rohe Geräthe aus Gold und in einem Kessel Menschenfleisch, was die Spanier bewog so schnell wie möglich diesen Ort zu fliehen. Unserm Dichter muß diese That-

Digitized by Google

sache wohl unbekannt geblieben seyn, da er sie sonst gewiß benützt hätte. Der nächste Punkt, an dem Pizarro auf seiner Weiterreise anlegte, war das Vorgebirge Punta quemada.

Zweiter Gesang. „Die Mannschaft raubt auf Candelaria den Indianern unbemerkt Mais, entfernt sich aber schnell wieder und landet im Puerto de Piedras." Hier findet Pizarro auf einem Hügel ein großes Dorf und nimmt Besitz davon; er sendet dreißig Mann ab, um die Indianer aufzusuchen und sie durch Güte oder Gewalt herzubringen, denn die Matrosen sind durch das fortwährende Pumpen an Bord so erschöpft, daß Pizarro von den Eingebornen Ersatzmannschaft nehmen will (Oct. XLVI — LII). Diese Truppenabtheilung wird von mehr als 4000 Indianern angegriffen und zurückgetrieben. Pizarro, der im Dorfe zurückgeblieben ist, wird seinerseits von mehr als 3000 Eingebornen überfallen (Oct. LV); er vertheidigt sich mit seinen Begleitern auf's Aeußerste, als aber gegen Abend eine neue feindliche Streitmacht heranrückt, fliehen die Spanier, nur Pizarro bleibt und kämpft mit Löwenmuth, wird aber von einem Steine schwer getroffen niedergeworfen und als todt liegen gelassen. Die Indianer ziehen sich nun zurück, und sobald sie das Schlachtfeld geräumt haben kommen die Spanier, um ihren Anführer aufzusuchen, finden ihn auch glücklich, tragen ihn in's Dorf zurück und verbinden dort seine Wunden (Oct. LVI — LXIII). Die Mannschaft macht nun Pizarro den Vorschlag, nach Panama zu gehen, um dort die Verwundeten zu heilen; dieser stimmt bei, bittet aber, man möchte ihn im Hafen Chuchama, der zum Districte Panama gehört, aussetzen, da er nicht nach jener Stadt will, was auch geschieht (Oct. LXV — LXVI).

„Unterdessen ist Don Diego de Almagro mit seinem Schiffe Pizarro gefolgt und hat sich im „Puerto de Piedras" ausgeschifft, wird von den Indianern ebenfalls angegriffen und verliert im Kampfe sein rechtes Auge; viele seiner Leute werden verwundet (Oct. LXVIII — LXX). Er fährt daher nach Panama zurück, landet in Chuchama, wo er seinen Freund Pizarro findet. Sie verabreden sich, mit beiden Schiffen nach den verlassenen Orten zurückzukehren und die Entdeckungen weiter fortzusetzen (Oct. LXXI — LXXIII). Almagro geht nach Panama, und nach drei Monaten langt er wieder mit zwei Schiffen und drei Booten in Chuchama an, von wo sich die ganze Expedition nach „Puerto de Piedras" einschifft. Nach vierzigtägiger Seefahrt langt sie dort an, rächt sich an den Indianern und verläßt acht Tage später den Hafen" (Octav. LXXIV — LXXX).

Die historische Darstellung in diesem Gesange ist ebenfalls unrichtig und mangelhaft. In Punta quemada (Puerto de

Digitized by Google

Piedras) fand Pizarro etwa eine Legua vom Ufer entfernt ein großes wohlverpallisadirtes Haus auf einem Hügel. Er sandte Montenegro mit einer Abtheilung Soldaten ab, um mit den jede Bewegung ihrer Feinde beobachtenden Indianern Unterhandlungen anzuknüpfen; dieser wurde aber von dem kriegerischen Volke angegriffen und verlor drei seiner Leute. Unterdessen war Pizarro von einer andern Abtheilung überfallen und so in die Enge getrieben worden, daß er nur durch den herbeieilenden „Montenegro" gerettet wurde. Er selbst erhielt sieben Wunden. Daß er von seinen Soldaten verlassen worden sei, ist eine falsche Angabe unseres unbekannten Dichters, wahrscheinlich um seinen Helden höher zu stellen. Pizarro zog sich nach dem Hafen Chicamá (die einzig richtige Schreibart) in der Nähe von Panama zurück, um von dort aus vom Gouverneur Don Pedro Arias de Avila Unterstützung zu einer neuen Expedition zu verlangen.

Don Diego de Amalgro war Pizarro mit einem kleineren Schiffe gefolgt, und hatte in „Punta quemada" die Indianer besiegt. Schon auf dieser Reise war er bis zum Rio de San Juan gelangt. Bei seiner Rückkehr fand er auf Chicamá Pizarro und begab sich nach Panama, wohin ihm, wie aus mehreren Documenten hervorgeht, Pizarro bald folgte. Am 6. März 1526 wurde zwischen dem Priester Fernando de Luque, Don Diego de Almagro und Don Francisco de Pizarro der wichtige Vertrag über die zweite Expedition abgeschlossen. Die Leitung der Seefahrt erhielt der tüchtige Pilote Bartolome Ruiz. Mit 160 Mann und einigen Pferden steuerten die Schiffe, ohne irgend ein Land zu berühren, direct nach dem Rio de San Juan. Der Rachezug der beiden Capitaine gegen die Indianer in Puerto de Piedras ist vom Dichter untergeschoben.

Dritter Gesang. „Pizarro landet auf der Palmeninsel, nachdem er vorher sich noch einmal ausgeschifft und einige mit Mais beladene Indianer gefangen genommen hatte. Die Insel ist unbewohnt, aber dreißig Caraiben vom Festlande überfallen die Mannschaft und verwunden zwei Spanier (Octav. LXXXI —LXXXIV). Pizarro will sich aber nicht rächen, setzt seine Reise fort und gelangt zuerst an den Rio Cartagena und hernach an den Rio de San Juan (Oct. LXXXV—LXXXIV). Hier findet er Gold in einem Indianerdorfe. Eine Abtheilung der Mannschaft macht einen Ausflug in das Innere und stößt auf ein von 500 Indianern vertheidigtes Verhau, das sie mit Sturm nimmt, während Pizarro auf einer nahe gelegenen unbewohnten Insel „Madalena" auf seine Leute wartet. Die Expedition bleibt einen Monat lang hier, besucht dann mehrere Küstenpunkte, die

Digitized by Google

sie alle bewohnt und vertheidigt findet. Die Mannschaft verlangt nach dem Flusse San Juan zurück. Von dort wird Almagro mit dem einen Schiffe nach Panama um Hülfsmannschaft gesandt, das andere auf neue Entdeckungen ausgeschickt (Oct. XC — CXI). Pizarro mit Lebensmitteln für drei Monate bleibt zurück; nach dieser Zeit folgt er dem Laufe des Flusses, um sich mit neuem Mundvorrathe zu versehen, und steht dabei große Mühe und viel Ungemach aus" (Oct. CXII — CXIX).

Schon aus der Erklärung zum vorhergehenden Gesange gehen Unrichtigkeiten im vorliegenden hervor, besonders in der ersten Abtheilung desselben. Viele der übrigen Angaben entbehren der Bestätigung der genauen Geschichtschreiber; es wird aber keine Thatsache von Wichtigkeit angeführt, hingegen Pizarro's Lob im Uebermaße besungen. Die Trennung der Expedition ist richtig angegeben.

Vierter Gesang. „Das nach Süden gesandte Schiff kehrt zurück und die Matrosen erzählen, daß sie bis nach Tacamez gelangt seien, wo sie viel Gold gefunden haben (Oct. CXX—CXXI). Ein Boot wird im Flusse von zwei indianischen Canoas überfallen und die Mannschaft, mit Ausnahme eines einzigen, getödtet. Almagro kommt an (Oct CXXIX) und bringt dreißig Mann und sechs Pferde mit. Acht Tage später verläßt die Expedition diesen Hafen, Almagro mit den Schiffen, Pizarro in den Booten, um an der Küste nach Lebensmitteln zu suchen, und gelangt auf die Isla de Gallos, wo er die Schiffe erwartet (Oct. CXXX — CXXXV). Bei seiner Ankunft fliehen die Eingebornen, kehren aber mit 300 Mann wieder, werden jedoch in einem heißen Kampfe zurückgeschlagen. Die Schiffe kommen an, Almagro erkrankt, erholt sich jedoch wieder und setzt acht Tage später seine Seereise fort. An einem Flusse geht wegen der starken Strömung ein Boot mit vierzehn Mann zu Grunde, fünf davon ertrinken (Oct. CXLIV — CXLV). In einer Bay in der Nähe des Flusses Santiago vereinigt sich Pizarro mit Almagro. Die Indianer wollen einen Ueberfall machen, finden die Spanier aber vorbereitet. Nach dreitägiger Rast setzen diese ihre Reise nach Tacamez fort; da dort die Indianer, zwar scheinbar friedlich gesinnt, in Masse auf sie zukommen, so finden sie es für zweckmäßig wieder zurückzukehren. Sie entschließen sich, Almagro nach Panama mit einem Schiffe um neue Hülfe zu entsenden, und wollen ihn auf der Insel de Gallos erwarten; das zweite Schiff bleibt zurück; aber auch dieses schickt Pizarro, da es sehr baufällig ist, später nach Panama zurück, und baut sich mit seinen Leuten eine neue Brigg" (Oct. CLXI — CLXXI).

Der Dichter hat die Reise des südlich segelnden Schiffes nur

Digitized by Google

oberflächlich berührt; Bartolome Ruiz, der es befehligte, gelangte, nachdem er sich im „Rio de San Juan" von Pizarro getrennt hatte, nicht bloß nach Tacamez (oder richtiger Catames), sondern bis nach Punta de pasado, einen halben Grad südlich vom Aequator; er war der erste Europäer, der im stillen Ocean an der Westküste Amerika's unter der Linie durchgeschifft ist. Die Streitkräfte, welche Almagro von Panama Pizarro zuführte, beliefen sich nicht auf dreißig, sondern auf achtzig Mann. Der Bau der Brigg ist, wie wir weiter unten sehen werden, eine Licencia poetica. Die in Oct. CXLIX erwähnte, aber nicht genannte Bay ist die Bahia de San Mateo.

Fünfter Gesang. „Nach drei Monaten ist die Brigg fertig und die Spanier fahren an das feste Land hinüber, um sich mit Mais zu versehen, als die beiden nach Panama gesandten Schiffe zurückkehren, aber nicht mit Almagro, sondern unter Befehl eines (nicht genannten) Dieners von D. Pedro de los Rios, des neuen Gouverneurs von Panama, um alle diejenigen, die nicht mehr bei Pizarro bleiben wollen, zurückzuführen (Oct. CLXXII — CLXXIII). Mit Pizarro bleiben nur zwölf Spanier, die sich auf die Insel Vorvona (statt Gorgona) zurückziehen. Pizarro schreibt mit dem rückkehrenden Schiffe an Almagro, er möchte sich doch beim Gouverneur verwenden, daß er ihm wieder ein Schiff sende (Oct. CLXXIV — CLXXVII). Sechs Monate der größten Entbehrung bringen die Spanier hier zu bis das größere Schiff von Panama zurückkehrt, um unter Pizarro's Leitung die Reise weiter fortzusetzen. Beim Einschiffen läßt er drei seiner Gefährten auf Gorgona zurück (Oct. CLXXXI—CLXXXIII), segelt nach Süden, legt an einer kleinen Insel bei Tumbez bei, wo er in vielfache Berührung mit den Eingebornen kommt. Als er von hier abreis't, bleibt einer seiner Leute in Tumbez zurück; er richtet seinen Lauf weiter nach Süden, hat mehrere Begegnungen mit den Indianern, worunter besonders eine mit einer angesehenen Frau, die Pizarro am Bord seines Schiffes besucht (Oct. CLXXXIV — CXCVII). An einer Küste mit starker Brandung verliert Pizarro einen Mann, den er in einem Floße an's Land sandte. Die Schiffsmannschaft weigert sich weiter zu fahren, Pizarro beschwichtigt sie für den Moment, bald aber muß er den ungestüm Fordernden nachgeben und die Rückreise antreten; er berührt Tanagara (eigentlich Tangarata), legt an der Isla del Gallo bei, wo er von den drei zurückgelassenen Gefährten einen todt findet, und langt zu Aller Freude glücklich im Hafen von Panama an" (Oct. CC — CCIX).

In diesem Gesange stoßen wir auf große historische Mängel. Vor Allem macht uns der Dichter nicht mit der Ursache bekannt,

Digitized by Google

warum ein Diener (Criado) des Gouverneurs ſtatt Almagro mit den Schiffen zurückkehrte. Der Sachverhalt iſt folgender: Almagro befürchtet bei ſeiner Trennung von Pizarro, die Spanier möchten ihren Bekannten in Panama Nachricht über ihre traurige Lage geben; er öffnete daher alle Briefe, die ihm von ihnen übergeben wurden. Nichts deſto weniger gelang es den Zurückbleibenden, in einem Knäuel Baumwollzwirn einen Brief an die Frau des Gouverneurs (andere behaupten an Don Pascual de Andagoya) gelangen zu laſſen, in welchem ſie ihren bejammernswürdigen Zuſtand ſchilderten, und welchem ein gewiſſer „Saravia" folgende, ſpäter volksthümlich gewordene Verſe beifügte:

Pues Señor Gobernador
Mire le bien por entero
Que alla va el recogedor
Y aca queda el carnicero *).

Der Gouverneur Don Pedro de los Rios, dem dieſer Brief zu Geſichte kam, war über die Führer der Expedition ſo erbittert, daß er Almagro zurückbehielt, und an deſſen Stelle einen gewiſſen Tafur von Cordova mit zwei Schiffen nach der „Isla de Gallo" ſchickte, um jeden, der zurückkehren wollte, mitzunehmen, zugleich auch von Almagro einen Brief an Pizarro mitbrachte, in welchem er ihn beſchwor, ſein Unternehmen nicht aufzugeben. Der Pilote Bartolome Ruiz und ein Grieche Pedro de Candia waren die erſten, die ſich entſchloſſen bei Pizarro zu bleiben, ihnen folgten: Nicolas de Ribera, Criſtoval Peralta, Alonſo de Molina, Antonio de Carrion, Juan de la Torre, Domingo de Seria Luce, Martin de la Paz, Garcia de Xerez, Alonſo Briceño, Francisco de Cuellar und Pedro Alcon. Alſo im Ganzen vierzehn Mann entſchloſſen ſich Peru zu erobern.

Um fernere Nachrichten von Panama zu erwarten, zogen ſich dieſe kühnen Krieger nach der Inſel Gorgona zurück, die höher als die Isla de Gallo und nur fünf Leguas vom Feſtlande entfernt iſt. Hier bauten ſie ein Floß (die Brigg unſeres Dichters!), um nöthigenfalls an's Feſtland gelangen zu können. Sieben Monate (nach Monteſinos, nach Xeres nur fünf, nach unſerem Autor ſechs) verweilten ſie dort, bis das auf Verwendung von Almagro und Luque ausgeſchickte Schiff ſie aus ihrer durch den Hunger ſo peinlich gewordenen Lage befreite. Zwei

*) Gomarra Hist. Gen. de las Indias. fol. CX b. Edit. Medina del Campo 1553.

Digitized by Google

(nicht drei) der Gefährten waren so krank, daß sie Pizarro unter der Obhut befreundeter Indianer zurückließ.

Bei Santa Clara am Eingange der Bay von Tumbez legte Pizarro bei. Sein Zusammentreffen mit den Indianern ist von Herrera und Garcilaso de la Vega ausführlich erzählt, und in neuester Zeit nach den früher noch nicht veröffentlichten Schriften von Montesinos, Naharo, Pedro Pizarro u. A. von Prescott in seiner ausgezeichneten Conquest of Peru hinreichend aufgeklärt worden, und weichen in Manchem von der phantastischen Darstellung unseres Dichters ab. Pizarro drang bis zum neunten Grade südl. Br. vor, kehrte dann nach Tumbez zurück, von wo er mehrere Indianer mitnahm, legte auf der weitern Rückreise nach Panama an der Insel Gorgona bei, wo er nur noch den einen von den beiden zurückgelassenen Gefährten vorfand.

Wir müssen hier unsern Dichter noch einer großen Nachlässigkeit beschuldigen, denn in der Octava CLXXXII sagt er, daß Pizarro drei seiner Leute auf der Insel Gorgona gelassen habe, nach Octava CCVIII holt er sie aber von der Isla del Gallo ab, indem ausdrücklich bemerkt wird, er habe ihnen dort zu bleiben befohlen:

A la isla del Gallo mandan guiar
Volviendo todos contentos y ufanos
Y con deseo de ver los Cristianos
Que en ello habia mandado quedar.
El buen Capitan sintio gran pesar,
Porque despues que tomaron el puerto
Supo el uno dellos ser muerto,
Llevando a los dos se torna a embarcar.

Zweiter Theil. Erster Gesang. „Am 20. Januar 1530 segelt Pizarro mit drei guten Schiffen, 150 Mann und 34 Pferden von Panama ab; nach neun Tagen landet er in der Bay (welche aber wieder nicht genannt wird), und hier ernennt er seinen zweiten Bruder Hernando zum Capitan general. In Tacamez findet er das Dorf verbrannt und die Indianer in Aufstand, aber sowohl diese als die von Canceby unterwerfen sich Pizarro im Namen des Kaisers (Oct. CCXVI — CCXXI). Zu Lande geht er längs der Küste, überschreitet drei Flüsse, nimmt den Caciken von Coaque mit vielen Indianern gefangen, läßt ihn jedoch wieder frei (Oct. CCXXV). In der Nacht entflieht der Cacike mit seinen Leuten.

*) Nach Oct. CLXXXII des Gedichtes weiß man nicht, warum Pizarro drei seiner Leute auf der Insel zurückließ. Etwa nur weil sie die unglückliche Zahl dreizehn ausmachten?

»Aqui estamos trece sin gente de mar«

Digitized by Google

Pizarro sendet von hier seinen Bruder Hernando mit vier Mann und einem Prieſter nach Tumbez, um ſich nach den dort zurückgelaſſenen Chriſten zu erkundigen; er erhält von den Indianern ausweichende Antworten, ſo daß er mit der Ueberzeugung, daß ſie ermordet worden ſeien, nach Coaque zurückkehrt (Octav. CCXXVII — CCXXXII). Fünf Monate bleibt Pizarro hier, während dem ſechzig Menſchen ſterben. Während dieſer Zeit kommen zwei Schiffe mit Verſtärkung von Panama an (Oct. CCXXXIII). Die Expedition macht ſich auf, die Kranken zu Waſſer, die Geſunden zu Land; dieſe finden große Dörfer, werden von den Eingebornen freundlich empfangen und erhalten Gold, Silber und Speiſen von ihnen; beſonders gut werden ſie in Puerto viejo, Charapatan und Mataglan aufgenommen. Zu Pizarro's großer Freude kommt der Capitain Venalcaçar mit neuer Hülfe an" (Oct. CCXXXIV — CCXXXV).

Der Dichter läßt zwiſchen den beiden Abtheilungen eine ſehr fühlbare Lücke, indem er nichts von Pizarro's Reiſe nach Spanien an den Hof erwähnt, wo er eine genaue Darſtellung ſeiner Reiſe gab, und vom Kaiſer die nöthige Unterſtützung zu ſeinen ferneren Entdeckungen mit dem Titel eines Gouverneur und Capitan general der noch zu erobernden Länder erhielt.

Die vom Dichter auch dießmal nicht genannte Bay (Oct. CCXVII) iſt wieder die Bahia de San Mateo. Auch unter den günſtigſten Witterungsverhältniſſen wäre es Pizarro nicht möglich geweſen, in neun Tagen von Panama dahin zu gelangen; wenn wir den Zeitraum von dreizehn Tagen, wie er von den glaubwürdigſten Geſchichtſchreibern angegeben wird, annehmen, ſo können wir die Reiſe eine eben ſo ſchnelle als glückliche nennen. In der Provinz Coaque erhielten die Spanier ſo viel Gold, daß ſie ein Schiff mit einer Ladung von 20,000 Caſtellanos an Werth nach Panama ſandten. Hier fanden ſie auch ſehr viele und werthvolle Smaragde (die der Dichter übergeht), die aber von den Spaniern theils zerſchlagen, theils für gefärbtes Glas gehalten und als unnütz weggeworfen wurden. Die Angabe, daß Pizarro ſeinen Bruder nach Tumbez geſchickt habe, iſt unrichtig.

Zweiter Geſang. „Die Spanier gehen nach Odon (?), wo ſie Nachricht von der Inſel Puna erhalten, und kommen dann zu einem Hafen drei Leguas von Conruy. Hier empfängt ſie der Cacike freundlich, ſpinnt aber Verrath und will die Floße, auf dem die Pferde ſich befinden, mitten im Fluſſe losſchneiden. Die Indianer von Tumbez, Pizarro's Begleiter, entdecken dieſe Abſicht und verhindern ſie, indem ſie dieſelbe Pizarro anzeigen. Der Cazike ſinnt aber auf neuen Verrath und ſucht die Spanier in einen Hinterhalt in einem Walde zu locken, wo ſie leicht von

Digitized by Google

den Indianern getödtet werden könnten, Pizarro nimmt ihn deßhalb mit seinen vornehmsten Anführern gefangen (Oct. CCXXXVII — CCXLV). Der General Hernando Pizarro greift die Indianer an und besiegt sie, wird aber am Schenkel verwundet und sein Pferd getödtet. Hernando de Soto kommt mit neuer Verstärkung von Nicaragua an (Oct. CCXLVI — CCXLIX). Pizarro geht nach Tumbez, von da nach Poeches und Gangararan, wo er ein Dorf gründet, zieht dann nach der Ebene von Punga, die er bald wieder verläßt und in das Gebirge nach Cajas vorrückt (Oct. CCL — CCLIII). In Zarran trifft ihn ein Abgesandter vom Inca Tabalipa, mit dem er Geschenke wechselt. Pizarro eilt vorwärts bis in die Nähe von Cajamalca, wo er einen zweiten Botschafter des Inca empfängt" (Oct. CCL — CCLVII).

In diesem Gesange läßt der Dichter eigentlich nur errathen, daß Pizarro in den Golf von Guayaquil gelangt war, und sich längere Zeit auf der Insel Puna aufgehalten und dort mit den Eingebornen sehr feindselige Begegnungen hatte. Alle die von Octava CCXXXVII — CCXLVIII beschriebenen Verräthereien und Kämpfe fanden auf Puna Statt. Auch hier war es, wo Hernando de Soto mit seiner Hülfsmannschaft sich mit Pizarro vereinigte.

Die letzte Abtheilung des Gesanges ist eben so flüchtig als incorrect. Pizarro begab sich von Puna nach dem nur wenige Meilen entfernten Tumbez, von wo er im März 1532 weiter nach Süden durch unwirthliche und heiße Gegenden zog, und unter 5° 33′ südl. Br. die bedeutende Stadt San Miguel de Piura gründete, während Soto mit einer Truppenabtheilung nach den Cordilleren marschirte. Der Dichter übergeht die Gründung von Piura, denn die Verse 5 — 8 der Octava CCL:

Aqui se pudieron muy bien bastecer
Hasta Poechos y Gangararan
A donde contentos todos estan,
Y ordenan en ello un pueblo hacer —

können sich aus geographischen Gründen nicht darauf beziehen.

Fünf Monate nach seiner Ankunft in Tumbez verließ Pizarro Piura, um nach dem Innern vorzurücken, und blieb in Zarran, wo er Soto erwartete, der bis zu dem festen, von den Indianern besetzten Platze Caras gelangt war, und von dort einen Abgeordneten des Inca mit Geschenken an Pizarro zurückbrachte. Der schwierige Uebergang über die Cordilleren, ein würdiger Stoff für den Dichter, wird ganz übergangen.

Dritter Gesang. „Die Spanier nehmen Cajamalca ohne Widerstand und bemerken in der Entfernung einer halben

Digitized by Google

Legua das Lager des Inca. Pizarro sendet Soto ab, um mit dem Kaiser zu sprechen, der ihm aber keine Antwort ertheilt; da eilt Hernando Pizarro hin, spricht mit dem Inca und bringt ihm den Befehl, mit seinen Leuten vor dem Gouverneur Pizarro zu erscheinen, worauf Atabalipa erwidert, er werde am folgenden Tage kommen (Oct. CCLXIII). Die Spanier bereiten sich auf dieses Zusammentreffen vor. Der Inca seinerseits sinnt auf Verrath. Am bestimmten Tage läßt er Pizarro sagen, er werde mit ihm in freundschaftliche Beziehungen treten, wenn er das Gold zurückgebe, das er seit seiner Ankunft in Tumbez genommen habe; worauf eine letzte Erwiderung Pizarro's folgt (Oct. CCLXV — CCLXXI). Ein Priester (es war der Dominikanermönch Fray Vicente de Valverde) tritt mit einer Bibel vor, zeigt sie Atabalipa und spricht ihm von Gott. Doch dieser wirft das Buch stolz weg (Oct. CCLXXII). Der Kampf beginnt; Pizarro sieht, wie einer seiner Soldaten im Begriffe ist den Inca zu tödten, stürzt hin, fängt den Schlag auf, wird dabei verwundet, nimmt aber Atabalipa gefangen (Oct. CCLXXV) und bringt ihn in seine Wohnung. Die Nachricht von der Gefangennahme Huascar's, mit dem Atabalipa im Kriege war, kommt nach Cajamalca. (Oct. CCLXXIX — CCLXXXI enthalten eine kurze Angabe des Streites dieser beiden Fürsten, Söhne des Inca Guainacaba.) Pizarro, erfreut, den Sieger in seiner Gewalt zu haben, läßt bald darauf Atabalipa heimlich tödten" (Oct. CCLXXXIII).

Dieser Gesang ist wohl der schwächste von allen, besonders durch die Mangelhaftigkeit der Ausführung bei dem reichen Materiale. Die historischen Angaben sind, wenn auch nicht gerade falsch, doch so fragmentarisch, daß sie dadurch ganz werthlos werden. Der Schluß des Gedichtes:

Ordena mandarle luego traer
Atabalipa manda matarle en secreto.

enthält eine grobe Unrichtigkeit; denn Pizarro, weit entfernt, den Inca sogleich heimlich zu tödten, setzte ein Gericht über ihn und gab ihm einen Vertheidiger. Nach den zwölf aufgestellten Anklagepunkten wurde Atabalipa vom Tribunale zum Tode verurtheilt und am 29. August 1533 (neun Monate nach seiner Gefangennehmung) auf dem öffentlichen Platze von Cajamalca am Garrote erwürgt.

Aus der kritischen Untersuchung über den Inhalt des Gedichtes geht hinlänglich hervor, daß es als historisches Document ganz ohne Werth ist. Daß der Dichter nicht persönlich bei diesen tragischen Ereignissen betheiligt war, sondern sein Epos nur nach dem Hörensagen componirte, ist aus der Uncorrectheit der Darstellung leicht zu erkennen. Die meisten Eigennamen sind

Digitized by Google

im Manuscripte fehlerhaft geschrieben, z. B. Puerto de Pidras, Chuchama, Tacamez, Vorvona, Tangarara, Tabalipa, Guainacaba (statt Inca Huayna-Capac), Guyenquita u. a. m.

Der Herausgeber hat sehr Unrecht, wenn er glaubt (Nota 39. p. 194), „Cajamalca" sei die richtige Lesart. Obgleich sie von den meisten ältern Geschichtschreibern angenommen wurde, so hat doch einzig Garcilaso de la Vega Recht, der Cassamarca schreibt, denn dieser Ortsname ist aus den beiden Quichuaworten (Chinchaysuyudialect) Cassa (oder besser Casha) der „Dorn" und marca das „Dorf" gebildet, also das Dorf, wo es viele Dornen oder Stacheln gibt, wegen der großen Menge von Opuntien und anderen Cacteen, die fast die einzige Vegetation der Umgegend von Cashamarca ausmachen. Im reinen Quichua heißt Cassa „der Frost." Cajamalca ist gar kein indianisches Wort.

Betrachten wir nun das Gedicht nach seinem poetischen Werthe. Der Gegenstand, durch die Fülle der wichtigen, sich drängenden Ereignisse, der großartigen, bewunderungswürdigen Charaktere, der wundervollen Natur, in der das blutige Drama spielte, liefert gewiß den Stoff zu einem herrlichen Epos. Was ist aber dieses schöne Material unter der Feder unseres Dichters geworden? Nichts als eine schleppende, matte und unpoetische Darstellung der eine Welt umgestaltenden Ereignisse von acht Jahren. Wir finden hier keine Schilderung der furchtbaren, selbst von den trockenen Historiographen so lebhaft beschriebenen Stürme und Ungewitter, mit denen Pizarro auf seiner ersten Reise zu kämpfen hatte; keine Schilderung der schauerlichen Gorgoneninsel, auf der die Spanier sieben so qualvolle Monate zubrachten, daß sie dieses Eiland ihre „Hölle" nannten; kein Gemälde der üppigen Ufer jener prachtvollen Flüsse, die paradiesische Gegenden durchfurchen; keine Beschreibung der dürren, aller Vegetation entblößten Ebenen, welche die Eroberer mühsam durchziehen mußten; keine malerische Darstellung des beschwerlichen und gefahrvollen Ueberganges über die mächtige Kette der Anden. Wir finden nicht einmal eine poetische Schilderung des heißen Kampfes auf Puna, wo nach dem Glauben der Spanier der Erzengel Michael mit seiner Legion kämpfend in den Wolken erschien, oder der blutigen, entscheidenden Schlacht bei Cassamarca, die von allen Geschichtschreibern so feurig dargestellt wird. Durch 2264 Verse schleppt sich eine prosaische Geschichte, nur zuweilen von Lobeserhebungen des „guten Führer" (buen capitan) unterbrochen, die sowohl durch ihren Sinn als durch ihre poetische Werthlosigkeit ungenießbar sind, und die durch ihre häufige Wiederholung einen schlagenden Beweis der geistigen Armuth des Dichters liefern. Solche Stellen sind z. B.:

Digitized by Google

Oct. XXX:

¡O esfuerzo mayor que puedo pensar!
¡Hecho tan grande que no tiene nombre!
¡O hazaña que puede tomar por renombre,
Ser la primera que ha sido sin par.

Oct. LXIII:

¡O buen capitan cual nunca se vio!
Otro su igual ni hoy dia se halla.

Oct. LXXXVI:

¡O capitan de gran providencia!
O es fuerzo mayor que puede pensarse
Que pudo a si mismo poder sojuzgarse!

Cct. CCVI:

¡O buen capitan, que gran tentacion!
¡O buen capitan, que gran sufrimiento!
¡O buen capitan que buen pensamiento
Os han estorbado con tal intencion
¡O buen capitan, y que alteracion
Sintistes sintiendo su voluntad etc.

Pizarro iſt der Hauptgegenſtand des Gedichtes, ſeine groß-artigen Begleiter werden nur kurz abgefertigt; kaum erhält Almagro Gerechtigkeit, während andere Helden, die bei dem Unternehmen ſo mächtig mitgewirkt haben, wie Belalcazar und Antonio de Soto, nur nominal angeführt werden, der Pilote Bartolome Ruiz, einer der ausgezeichnetſten Begleiter Pizarro's, nicht einmal genannt iſt. Auf Hernando, Pizarro's Bruder, fällt ein Abglanz von Francisco's Lob in der zweiten Abtheilung Oct. CCXXVIII:

¡O capitan valiente animoso
Segundo de quien nacio sin igual
¡Bien con razon sois vos general,
General en virtudes por mas generoso etc.

Die blinde Verehrung des Dichters gegen die Pizarro's geht ſo weit, daß er die barbariſche Handlung Hernando's, welcher muthwilligerweiſe eine Anzahl Indianer ermordet, lobend erhebt, Oct. CCLXXIII:

Fue hecho digno aqui de loarlo
Que ansi como Hernando Pizarro salio
Las cabezas a todos aquellos cortó
Diciendo no quiero medroso al vasallo.

Die einzige Stelle im ganzen Gedichte, in der einiges poetiſche Gefühl ausgedrückt, iſt die Oct. CLXI, wo der Verfaſſer von der Zeit ſagt:

Segun su costumbre que siempre la tiene
El mismo deriba, el mismo sostiene,
El da la vida y es el que mata
Aquello que ata tambien el desata,

Digitized by Google

Las cosas que hace. al fin las deshace
Y lo que vemos que mucho nos place
Con ello a las vezes peores nos trata.

Das ganze Epos ist also weiter nichts als eine trockene historische Erzählung, untermengt mit Encomiastica auf Pizarro. Wenn wir es mit der fast gleichzeitigen Araucana von D. Alonso de Ercilla y Zuñiga vergleichen, so tritt seine Gehaltlosigkeit nur um so schroffer hervor, und kaum ist es Pedro de Oña's ganz werthlosem Arauco domado an die Seite zu stellen.

Unbegreiflich ist es, daß der Herausgeber in der Vorrede von einem „estilo romancero a la par que sublime y energico alguno tanto impregnado del genio caballeresco (!!) spricht, denn von einem Romanzenstyle ist im ganzen Gedichte keine Spur zu finden; auch müssen wir durchaus das Lob der „poetischen Wichtigkeit und der Treuheit der Erzählung als seltenes Verdienst," welche Hr. Sprecher in der Vorrede hervorhebt, zurückweisen.

Der Herausgeber hätte wohl vermuthen dürfen, daß diejenigen, welche diese „Conquista del Peru" lesen, auch eine spanische Vorrede und spanische Noten ohne gegenüberstehende französische Uebersetzung verstehen werden. Da diese letztere aber wahrscheinlich nur gegeben ist, um die oft unrichtigen und unverständlichen spanischen Anmerkungen zu erläutern, so mag gegen ihre Zweckmäßigkeit nichts Weiteres eingewendet werden. Nur soll schließlich noch die gränzenlose Papierverschwendung bei diesen Noten gerügt werden, die auf achtzig Seiten gedruckt sind, während sie bei gewissenhafter Raumbenutzung kaum zehn Seiten einnehmen würden.

Wien, im Februar 1848.

J. J. von Tschudi.

Art. V. Kosmos. Entwurf einer physischen Weltbeschreibung von Alexander von Humboldt. Erster Band. Stuttgart und Tübingen, bei Cotta, 1845. 8, XVI und 493 S.

Indem wir uns einem der edelsten Werke der Neuzeit und aller Zeiten nahen, um dasselbe zu betrachten und zu besprechen, thun wir es durchdrungen von dem Gefühle seines hohen Werthes und in dem Bewußtseyn, wie schwierig es ist, die Höhe des Standpunktes zu gewinnen, von welchem allein die richtige und wahre Ansicht des Werkes gewonnen werden kann. Unsern Lesern dazu zu verhelfen darf und soll allein unser Streben seyn; eine kritisirende Beurtheilung desselben, die den Meister meisterte und sich über ihn erheben wollte, würde keinen unserer Leser zu dem

Digitized by Google

Wahne verleiten, als ob wir über ihm stünden und besser wüßten, wie er seine große Aufgabe zu lösen habe, als er selber, und darum wird keiner das verlangen, keiner würde es gut heißen, wenn wir es in keckem Muthe oder vielmehr Uebermuthe versuchen wollten. Ein Werk von Meisterhand geschaffen, darf nicht herabgezogen und mit roher Hand betastet werden, sondern es soll seine Leser zu sich emporheben in die reine Atmosphäre seines Daseyns; sie sollen die Hoheit des erkennenden und denkenden Geistes empfinden lernen und ihre Brust durchdringen lassen von dem ahnungsvollen Schauer des Erhabenen, Wahren und Schönen. Das ist unendlich viel mehr werth, als jenes mäkelnde Suchen nach einzelnem Unvollendetem, welches so oft mit kritischem Geiste verwechselt wird, das die Freude an dem Großen und Schönen so sehr verkümmert, und wobei selbst im besten Falle nichts gewonnen wird. Es gibt Personen, welche diesen Gewinn gegen den Genuß des Schönen eintauschen, anatomische Seelen, die sich im Zerschneiden gefallen und darin befriedigt fühlen, aber wir beneiden sie darum nicht.

Im Jahre 1827 kehrte Alexander von Humboldt von Paris nach Berlin zurück, um fortan im letzteren Orte zu leben. Mit dem Anfange des Novembers eröffnete er zu Berlin, wie früher zu Paris, einen Cursus von Vorlesungen über die physische Weltbeschreibung, welche eine so ungewöhnliche Theilnahme erregten, daß er genöthigt war, sie in zwei verschiedenen Lokalen, im großen Saale der Singakademie und im großen Hörsaale der Universität, vorzutragen. Ein höchst zahlreiches und dennoch sehr gewähltes Publikum folgte mit dem gespanntesten Interesse diesen Vorträgen, die mit einem eigenen Zauber von dem beredten Munde des bewunderten und in dem weiten Gebiete seiner Vorlesungen so wohl bewanderten Naturforschers flossen. Von allen Seiten regte sich der Wunsch, das schnell vorüberrauschende geflügelte Wort gefesselt vor sich zu sehen, um in den so anmuthig geschilderten Gebieten der Wissenschaft sich nach eigener Lust ergehen und verweilen zu können. Bald vernahm man, daß Herr von Humboldt diesem Wunsche zu entsprechen gedenke und seine Vorlesungen herausgeben werde. Hätten lebhafte Wünsche die Angelegenheit fördern können, so wären die Vorträge gar bald erschienen; aber nicht bloß die brennendste Ungeduld, auch die langmüthige Geduld mußte sich zügeln, denn es vergingen Jahre auf Jahre, ohne daß das so sehnlich erwartete Buch erschien. Täglich erweitern sich die Gebiete der Naturwissenschaft, die Ansichten berichtigen und verändern sich, und was vor Jahren genau den Zustand der Wissenschaft darstellte und bezeichnete, fällt nach Ablauf von zehn Jahren schon der Geschichte um so mehr anheim,

Digitized by Google

je genauer jene Darstellung war. Man mußte daher auf die Hoffnung verzichten, die gehörten Vorlesungen gedruckt zu erhalten; nur in umgearbeiteter und veränderter Gestalt konnten sie erscheinen, und dazu war noch Hoffnung vorhanden. Endlich, nach sechzehn inzwischen verflossenen Jahren verbreitete sich die Nachricht, das Werk würde gedruckt. Mit großen Erwartungen sah man ihm aller Orten entgegen, mit Ungeduld wurde es herbei gesehnt, und ein Jahr später, 1845, war es da. Alle öffentlichen Blätter verkündigten dasselbe mit Recht als eine der bedeutsamsten Erscheinungen der Literatur, es wurde mit Begierde gelesen und studirt, es ist bis zum gegenwärtigen Augenblicke in fast alle europäische Sprachen — zuletzt noch durch C. A. von Schumacher in die dänische — übersetzt, und dadurch ein Gemeingut aller gebildeten Völker der Erde geworden.

Daß ein Buch dieser Art sehr verschieden beurtheilt werden würde, konnte man voraussehen, eben weil es eine so bedeutsame Erscheinung war. Ueber das Gewöhnliche sind alle Stimmen einig; das Ungewöhnliche paßt nicht in den Kreis der gewohnten Vorstellungen, verlangt seinen eigenen Maßstab, regt auf und verlangt ein Studium, weßhalb die frühen Urtheile in der Regel voreilige sind. Es muß sich sein Publikum erst bilden, und wird darum meist erst von der Nachwelt gerecht gewürdigt. Der Kosmos hat zu dieser Wahrheit nur einen neuen Beleg geliefert. Zwar sind alle Stimmen über den hohen Werth und die Trefflichkeit des Werkes einig, aber wie unendlich verschieden ist der Maßstab, der für die Beurtheilung an das Werk gelegt wird. Die Wenigsten fragen dabei, ob sie denn überhaupt in sich, ihrem Wissen und ihrer Anschauung einen Maßstab zur Würdigung des Buches mitbringen, sondern setzen das sehr naiv als sich von selbst verstehend voraus. Und dennoch, wie einseitig und unzureichend sind diese Maßstäbe, wie verkehrt oft die ganze Ansicht! Der von dem Verfasser genau und mehrfach bezeichnete Standpunkt, aus welchem sein Werk zu betrachten ist, wird ohne Weiteres verlassen, und dafür der eigene als der absolut gültige eingenommen; jetzt holt der Beurtheiler seine oft schlecht geschliffene, nicht immer ungefärbte Brille hervor und setzt sie auf, dann nimmt er den auf seinem Grund und Boden gewachsenen, von ihm zurecht geschnitzten Maßstab zur Hand, und nun vergleicht er, was er sieht, zu sehen glaubt und mißt, mit seinen Vorstellungen von der Sache, die natürlich wiederum die absolut gültigen und richtigen seyn müssen. Unsere Leser werden sagen, das sei das Schicksal eines jeden Buches, und die Würde der Wissenschaft, die literärische Gerechtigkeit und Unparteilichkeit gestatte keine Ausnahme zu Gunsten irgend eines Buches. Sie haben in dem Ersteren Recht, in

Digitized by Google

dem Anderen Unrecht. Ja, wenn der literärische Areopag aus den Meistern der Wissenschaft und wahrhaft mobilen Geistern bestände, möchte der Satz immerhin wahr seyn; so wie die Sache aber steht, können wir nur bedauern, daß keine Ausnahmen möglich sind.

Die Einzelnen, welche mehr oder weniger ihre Erwartungen in dem Buche nicht befriedigt finden, gehören hauptsächlich zweien großen Klassen an. Die eine ist die der eigentlichen Fachgelehrten. Die finden die Fächer, mit denen sie vertraut sind, zu kurz, zu aphoristisch behandelt; es ist keine Uebersicht des ganzen Gebietes seines Faches gegeben, noch lernt man dasselbe daraus kennen, selbst die neuesten Ansichten sind nur theilweise angedeutet, streitige Fragen entweder übergangen oder ihre Entscheidung nur berührt.

Anders die zweite Klasse von Lesern aus dem gebildeten, aber nicht wissenschaftlichen Publikum. Sie verstehen nur einzelne Theile des Buches, weil ihnen gelehrtes Wissen fehlt, und das Buch die Kenntniß des Materials meist in sehr specieller Weise voraussetzt; sie lesen Worte, ohne den Sinn zu erfassen, und finden das Buch zu schwer.

Was vorauszusehen war, ist demnach geschehen; die Urtheile gehen bei vieler lobenden Anerkennung auf das Mannigfachste auseinander. Haben die Personen, welche sie aussprechen, Unrecht? — Nein! Jeder hat von seinem Standpunkte aus Recht; aber dieser Standpunkt ist eben nicht der rechte, weil er nicht der des Herrn Verfassers ist. Nichts von alle dem, was diese Wünsche aussprechen, hat er geben wollen, seine Absicht war eine andere und höhere. Hören wir ihn selber darüber.

(S. VI.) „Was mir (zu allen Studien) den Hauptantrieb gewährte, war das Bestreben, die Erscheinungen der körperlichen Dinge in ihrem allgemeinen Zusammenhange, die Natur als ein durch innere Kräfte bewegtes und belebtes Ganze aufzufassen." — (S. XVI.) Es ist das Werk „ein Versuch, die Natur lebendig und in ihrer erhabenen Größe zu schildern, in dem wellenartig wiederkehrenden Wechsel physischer Veränderlichkeit das Beharrliche aufzuspüren." — (S. 6.) „Das wichtigste Resultat des sinnigen physischen Forschens ist: in der Mannigfaltigkeit die Einheit zu erkennen, von dem Individuellen alles zu umfassen, was die Entdeckungen der letzteren Zeitalter uns darbieten, die Einzelnheiten prüfend zu sondern, und doch nicht in ihrer Masse zu unterliegen, der erhabenen Bestimmung des Menschen eingedenk, den Geist der Natur zu ergreifen, welcher unter der Decke der Erscheinungen verhüllt liegt. Auf diesem Wege reicht unser Bestreben über die enge

Digitized by Google

Grenze der Sinnenwelt hinaus, und es kann uns gelingen, die Natur begreifend, den rohen Stoff empirischer Anschauung gleichsam durch Ideen zu beherrschen." — (S. 18.) „Es ist ein besonderer Zweck dieser Unterhaltungen über die Natur, einen Theil der Irrthümer, die aus roher und unvollständiger Empirie entsprungen sind, und vorzugsweise in den höheren Volksklassen (oft neben einer ausgezeichneten literarischen Bildung) fortleben, zu berichtigen, und so den Genuß der Natur durch tiefere Einsicht in ihr inneres Wesen zu vermehren. Das Bedürfniß eines solchen veredelten Genusses wird allgemein gefühlt; denn ein eigener Charakter unsers Zeitalters spricht sich in dem Bestreben aller gebildeten Stände aus, das Leben durch einen größeren Reichthum von Ideen zu verschönern." — (S. 29.) „Man hat vielleicht mit einigem Rechte wissenschaftlichen Werken unserer Literatur vorgeworfen, das Allgemeine nicht genugsam von dem Einzelnen, die Uebersicht des bereits Ergründeten nicht von der Herzählung der Mittel zu trennen, durch welche die Resultate erlangt worden sind. Dieser Vorwurf hat sogar den größten Dichter unserer Zeit zu dem humoristischen Ausruf verleitet: „Die Deutschen besitzen die Gabe, die Wissenschaften unzugänglich zu machen." Bleibt das Gerüste stehen, so wird uns durch dasselbe der Anblick des Gebäudes entzogen." — (S. 30.) „Unsere Nachbarn jenseits des Rheins besitzen ein unsterbliches Werk, Laplace's Entwicklung des Weltsystems, in welchem die Resultate der tiefsinnigsten mathematisch-astronomischen Untersuchungen verflossener Jahrhunderte, abgesondert von den Einzelnheiten der Beweise vorgetragen werden. Der Bau des Himmels erscheint darin als die einfache Lösung eines großen Problems der Mechanik. Und wohl noch nie ist die Exposition du Système du Monde, ihrer Form wegen, der Ungründlichkeit beschuldigt worden. Die Trennung ungleichartiger Ansichten, des Allgemeinen von dem Besondern, ist nicht bloß zur Klarheit der Erkenntniß nützlich, sie gibt auch der Behandlung der Naturwissenschaft einen erhabenen und ernsten Charakter. Wie von einem höheren Standpunkte übersieht man auf einmal größere Massen. Wir ergötzen uns, geistig zu fassen, was den sinnlichen Kräften zu entgehen droht." — (S. 31.) „In meinen Betrachtungen über die wissenschaftliche Behandlung einer allgemeinen Weltbeschreibung ist nicht die Rede von Einheit durch Ableitung aus wenigen, von der Vernunft gegebenen Principien. Was ich physische Weltbeschreibung nenne (die vergleichende Erd- und Himmelskunde), macht daher keine Ansprüche auf den Rang einer rationellen Wissenschaft der Natur: es ist die denkende Betrachtung der durch Empirie gegebenen Erscheinungen als eines Naturganzen. In

Digitized by Google

dieser Beschränktheit allein konnte dieselbe, bei der ganz objectiven Richtung meiner Sinnesart, in den Bereich der Bestrebungen treten, die meine lange wissenschaftliche Laufbahn ausschließlich erfüllt haben. Ich wage mich nicht auf ein Feld, das mir fremd ist, und vielleicht von Andern erfolgreicher bebaut wird. Die Einheit, welche der Vortrag einer physischen Weltbeschreibung, wie ich mir dieselbe begrenze, erreichen kann, ist nur die, welcher sich geschichtliche Darstellungen zu erfreuen haben. Einzelnheiten der Wirklichkeit, sei es in der Gestaltung oder Aneinanderreihung der Naturgebilde, sei es in dem Kampfe des Menschen gegen die Naturmächte, oder der Völker gegen die Völker, alles, was dem Felde der Veränderlichkeit und realer Zufälligkeit angehört, kann nicht aus Begriffen abgeleitet (construirt) werden." — S. 34.) „Durch diese Richtung des Naturstudiums, durch diesen glücklichen, aber oft auch allzuleicht befriedigten Hang nach allgemeinen Resultaten kann ein beträchtlicher Theil des Naturwissens das Gemeingut der gebildeten Menschheit werden, ein gründliches Wissen erzeugen, nach Inhalt und Form, nach Ernst und Würde des Vortrags, ganz von dem verschieden, das man bis zum Ende des letzten Jahrhunderts dem populären Wissen genüglich zu bestimmen pflegte. Wem daher seine Lage es erlaubt, sich bisweilen aus den engen Schranken des bürgerlichen Lebens heraus zu retten, erröthend, „daß er lange fremd geblieben der Natur und stumpf über sie hingehe," der wird in der Abspiegelung des großen und freien Naturlebens einen der edelsten Genüsse finden, welche erhöhte Vernunftthätigkeit dem Menschen gewähren kann." — Den objectiven Inhalt, die reale empirische Ansicht des Naturganzen, gibt der Herr Verfasser in der „wissenschaftlichen Form eines Naturgemäldes." (S. XII und 50.) Er überschreibt dasselbe (S. 79) ausdrücklich mit dem Worte Naturgemälde; er sagt (S. 85): „Eine physische Weltbeschreibung, ein Weltgemälde beginnt nicht mit dem Tellurischen, sie beginnt mit dem, was die Himmelsräume erfüllt;" denn „die weiten Himmelsräume gehören einem Weltgemälde an." (S. 84.) Ja selbst die letzten Zeilen des Textes bezeichnen noch das Ganze als ein physisches Naturgemälde. Man vergleiche diese so bestimmt ausgesprochenen Aeußerungen des Herrn Verfassers und die daraus nothwendig sich ergebenden Consequenzen mit den vorhin angegebenen Ausstellungen und tadelnden Bemerkungen, und man wird zugestehen müssen, daß es ihm nicht in den Sinn kommen konnte, ihnen zu begegnen oder sie zu vermeiden.

Ein Naturgemälde wollte der Herr Verfasser geben. Ein solches ist aber zugleich ein Bild unsers Wissens von der Natur; denn was wir von ihr äußerlich anschauen, wird in die in-

Digitized by Google

nere Vorstellung übersetzt, und nur so viel, als in diese einging und übersetzt wurde, verstehen wir von ihr. Ein Gemälde ist weder ein System der Natur, noch ein Weltsystem oder System der Naturwissenschaft, es ist kein Compendium, kein Lehrbuch, keine Anatomie der Natur. Ein Gemälde soll das Einzelne durch einen leitenden Gedanken vereinigen und in einen bestimmten Zusammenhang bringen, nicht bloß neben einander stellen oder Jedes von allen Seiten zeigen wollen. Es soll einen Hinter-, Mittel- und Vordergrund haben, seine Mannigfaltigkeit soll in der Einheit des Gedankens aufgehen, nicht Alles darf sich gleichwerthig in den Vordergrund drängen, sondern ist anmuthig und zweckgemäß zu gruppiren, Vieles wird zum Theil gedeckt, Anderes nur leicht angedeutet, die Hauptgruppen müssen im hellen Lichte stehen, aber auch der Schatten darf nicht fehlen, ohne welchen alles flach bleibt. Scharf, bestimmt, richtig und schön müssen die Figuren des Vordergrundes erscheinen, weniger farbenreich und hell die des Mittelgrundes, blaß und nebelig verschwimmen die des Hintergrundes. Die Kunst der Composition, die Correctheit der Zeichnung, die Schönheit des Colorits und der Farbengebung, die geschmackvolle Behandlung des Helldunkels, der Schatten und der Luftperspective, machen ein Bild zu einem Kunstwerke, welches das Schönheitsgefühl wohlthuend anregt, auf den ästhetischen Sinn belebend und erhebend einwirkt und zum oft wiederholten genußvollen Anschauen nöthigt. Aber das Bild stellt seine Figuren hin, ohne sie zu erklären, es setzt ihr Verständniß voraus, und wo dieses fehlt, fordert es zur Beschäftigung mit ihm und zum Verständniß auf, damit sein Sinn begriffen werde und man in ihn eindringe. Ein schönes Bild wird jeden unbefangenen und empfänglichen Sinn ansprechen, selbst wenn ihm anfangs manche Figuren in ihren Umrissen unklar und dunkel bleiben sollten; sie werden bei fortgesetztem Betrachten schon hervortreten. Es ist ein Gemeingut der Welt, wenigstens aller Gebildeten, und darum im edelsten Sinne populär, wie es Raphael's bewunderte Bilder sind.

Der Gedanke, ein wissenschaftliches Weltgemälde in künstlerischer Anordnung und Ausführung zu geben, ist groß und erhaben, und ganz eines solchen Geistes und eines Meisters der Wissenschaft würdig. Es eröffnet sich damit für die stylistische Darstellungskunst ein ganz neues Feld, und die Aesthetik hat künftig diesen Zweig als eine neue Kunstform zu berücksichtigen, die ohne allen Zweifel an den, der sich ihrer bedienen will, große Anforderungen macht. Hier muß der wissenschaftliche Stoff in seinem ganzen Umfange zum freien Eigenthum des kunstsinnigen Gelehrten geworden seyn, er muß ihn von allen Seiten erfaßt und durchdrungen haben, damit er sich ihm so leicht dar-

Digitized by Google

biete und er ihn so unbehindert bewege, wie der Dichter die Gebilde seiner Einbildungskraft, auf daß er sie mit voller Freiheit und den ästhetischen Anforderungen gemäß dahin stellen könne, wo sie wirksam werden sollen. Was in der Iliade die historischen Personen und Begebenheiten sind, das sind in jener Darstellungsweise die Naturkörper und die Naturerscheinungen, vielleicht auch die Naturgesetze, wenn man diesen nicht lieber die Rolle des Fatums zutheilen will, und wenn das Gleichniß auch hinkt, so wird es dennoch dienen, zu verdeutlichen, was wir meinen. Man sage aber nicht, das Eine sei ein freies Erzeugniß der Phantasie, in dem Andern fühle sich der Geist gebunden durch die Bestimmtheit der wissenschaftlichen Thatsachen. Es ist dieß nicht zuzugeben, denn der, oder wenn man lieber will, die Verfasser und Rhapsoden der Iliade nahmen die darin dargestellten Personen und Begebenheiten, wie noch lange nachher die Griechen, für eben so gewisse Thatsachen, wie wir die Naturkörper und ihre Erscheinungen, denn Personen und Handlungen waren eben so schlechthin gegeben. Der Unterschied in der künstlerischen Behandlung liegt nur darin, daß sich historische Thatsachen mehr für ein Epos, physikalische Thatsachen mehr für ein wissenschaftliches Gemälde eignen; daß in dem ersteren die Poesie freier walten und nach jetziger Ansicht selbst die Gestalten verwandeln kann, was sie in dem letzteren nicht darf. Im ersteren wird darum die gebundene Rede, in dem letzteren die freie mehr an ihrer Stelle seyn, so daß die schöpferische Kraft in beiden gleichen Spielraum gewinnt, indem die Rede sich um so freier bewegt, je mehr die Objecte sie zu fesseln streben. Poesielos darf das Eine so wenig seyn als das Andere, obgleich diese Ansicht sich erst Bahn brechen muß, da man bisher gewohnt gewesen ist, über physikalische Gegenstände nur poesielose Referate zu lesen, wie denn in der That in allen Beispielsammlungen mustergültiger poetischer und prosaischer Bruchstücke die Physik eben so leer ausgegangen ist, wie die Mathematik.

Ein wissenschaftliches Weltgemälde ist daher einem Epos nicht ganz adäquat, sowohl was den Umfang, als was die Behandlung angeht. Mancher Leser dürfte statt des Epos vielleicht lieber an die Weltgeschichte denken; aber sie entfernt sich von ihm noch mehr, als unser Vergleich. Wir besitzen Geschichtsgemälde, welche in ihrer Weise denjenigen Naturgemälden parallel gesetzt werden können, wie sie der Herr Verfasser in seinen Ansichten der Natur gegeben hat. Ein Weltgeschichtsgemälde ist nicht vorhanden, und müßte sich zur Weltgeschichte verhalten, wie ein (poetisches) Gemälde zur schlichten Erzählung. Beide geben dasselbe, beide richtig und wahr, und dennoch jedes in anderer Weise. Die Composition eines Weltgemäldes, oder auch

Digitized by Google

eines Weltgeschichtsgemäldes, verhält sich zu der in einer Weltbeschreibung oder in einer Weltgeschichte, wie die Composition eines Parks zu der der freien Natur. Dem Gärtner sind seine Bäume, Blumen, Hügel, sein Rasen und Wasser eben so schlechthin gegeben, wie dem wissenschaftlichen Naturmaler die physikalischen Körper und Thatsachen; wie aber jener sie benutzt, um schöne landschaftliche Bilder zu gestalten, so dieser in ähnlicher Weise, und in höchster Potenz liefert er ein Weltgemälde, in welchem wir den von ihm wissenschaftlich componirten Park in der Vogelperspective beschauen können, nicht aus einer solchen Ferne, daß die Schönheit des Bildes darunter leidet, wohl aber von einem höheren Standpunkte, um auf einmal größere Massen und Gruppen, so wie den Zusammenhang des Ganzen übersehen zu können.

Doch es bedarf keiner weiteren Auseinandersetzungen, denn das Weltgemälde des berühmten Herrn Verfassers liegt ja vor uns, und wird sich und seine Art am besten erläutern, wenn man den angegebenen Gesichtspunkt festhalten will. Aber wie es der Zeit nach das erste seiner Art ist, so ist es das gewiß auch dem Range nach auf lange, ganz in ähnlicher Weise, wie wir beides auch bei der Iliade vereinigt finden. Vielleicht vergehen Jahrhunderte, ehe wieder Jemand im Stande ist, unter so glücklichen und begünstigenden Verhältnissen, ausgerüstet mit hohen Talenten und allen Hülfskenntnissen, während einer langen wissenschaftlichen Laufbahn, auf großen Reisen in mehreren Welttheilen, in Küsten- und Binnenländern, auf Meeren und Bergen, in der Studirstube und in Bibliotheken, wie im Umgange und Schriftwechsel mit den vorzüglichsten Forschern aller Länder, sich das Wissen von der Natur in so staunenswerthem Umfange anzueignen. Es ist kein Theil dieses Wissens, in welchem dieser seltene Geist nicht specielle Studien gemacht, wo er nicht die Grenzen erweitert, neue Gesichtspunkte gewonnen, oder an dessen Fortschritten und Entdeckungen er unbetheiligt geblieben wäre, sei es auch, wenn nicht anders, nur durch Unterstützung, Handbietung, nützlichen Rath oder Anregung. Dabei vergesse man nicht, daß die Periode seines Lebens für die Naturwissenschaften die glänzendste war, welche die Weltgeschichte kennt, in der sich Entdeckung auf Entdeckung häufte, und die ausgezeichnetsten Talente ihre begeisterten Förderer und Verkündiger waren. Alle diese Umstände vereinigt machten es ihm möglich, sich zu der Höhe zu erheben, auf welcher wir ihn erblicken, von welcher aus er mit sicherm Urtheile das Wesentliche von dem Unwesentlichen zu scheiden, in dem Besondern das Allgemeine zu erkennen, das Entlegenste mit dem Nächsten zu verknüpfen, und mit Leichtigkeit die Gegenstände

Digitized by Google

seines Wissens und Erkennens so zu ordnen und zu gruppiren vermag, daß sie sich unter einander tragen, heben, verstärken und zu einem schönen Ganzen vollenden. Influirt von dem Geiste der Natur, begeistert von ihrem hohen Reize, lauscht er ihren Offenbarungen; aus einem Borne tiefer Erkenntniß schöpfend, prägt er sie aus in der Schönheit der künstlerischen Composition seines großen Weltgemäldes, in dem tiefen Gehalte seiner Darstellung, wie dieß kein Anderer vermocht hätte.

Nicht minder erklärt sich daraus die Sicherheit und Richtigkeit, mit welcher das Ganze wie jeder einzelne Gegenstand gezeichnet ist; man fühlt die Fertigkeit des Meistergriffels, und dieses Gefühl ist ungemein wohlthätig. In den bisherigen Weltbeschreibungen, selbst den besseren ihrer Art, waren wohl einzelne Partien von den Verfassern selbstständig, mehr oder weniger gut und richtig ausgeführt; die übrigen Figuren entnahm er andern Bildern, weil er mit ihnen nicht vertraut war, und suchte sie den seinigen, so gut es ging, und oft schlecht genug, anzupassen. Es war keine Wiedergeburt des Empfangenen aus dem Geiste, man fühlte die Unsicherheit des Künstlers in diesen Partien, der selber nur seine Figuren auf Treu und Glauben erborgt hatte; von künstlerischer Composition war keine Rede, und welche Fehler in der Zeichnung bei solchem Verfahren mit unterlaufen, wie unangenehm das Mosaikartige einer solchen Arbeit auffällt, ist bekannt. Nichts von alle dem zeigt sich in unserm Weltgemälde. Hier ist Alles bis zur entlegensten Ecke sauber, reinlich, klar und bestimmt, jeder Ausdruck ist dem eigenen Geiste entsprungen und wesentlich bezeichnend, in wenigen Zügen ist oft der Inhalt ganzer Bücher in sicherer Erfassung angedeutet, und mit Leichtigkeit hätte der Meister aus ihnen einen sehr detaillirt gezeichneten Gegenstand gestalten können, wenn dieß die Schönheit des Bildes gefordert und gefördert hätte. Wie schwer mag es ihm oft geworden seyn, sich das zu versagen, und nur anzudeuten, wo er lange und noch immer interessante Gemälde hätte liefern können! Aber er zeigt sich nicht bloß als Meister in dem was er sagt, sondern auch in dem was er verschweigt. Niemand wußte besser, welch ein bändereiches Werk sein Kosmos werden mußte, wenn er etwas anderes seyn sollte als ein Weltgemälde. Diese Selbstbeschränkung vermögen nur alle die nicht zu begreifen, welche gern Alles, was sie im Kopfe oder im Herzen haben, bei günstiger Gelegenheit aussprechen, und wenn wir bedenken, wie neu der Gedanke eines Weltgemäldes, wie die aus ihm hervorgehenden Bedingungen sind, so ist das wohl zu entschuldigen. Wer aber diesen Gesichtspunkt festhält, wird sich über die große Präcision, mit welcher sowohl die Hauptgegenstände als die Andeutungen ausgeführt sind, in gleichem Maße erfreuen.

Digitized by Google

Wenn die Composition, Richtigkeit und Treue der Zeichnung in dem Weltgemälde den wohlthätigsten Eindruck erzeugen, so erhöht die Farbengebung den Glanz desselben noch ganz besonders. Wer weiß es nicht, welch' ein Meister des Styls Alex. von Humboldt ist, wen haben seine begeisterten Naturgemälde in seinen Ideen zu einer Physiognomik der Gewächse, in seinen Ansichten der Natur nicht entzückt? Es sind keine Beschreibungen, es sind Schilderungen von Natureindrücken, welche in tiefster Seele empfunden, mit einem Farbenglanze ausgestattet sind, wie ihn nur die tropische Sonne erzeugt, durchweht von dem lebenswarmen Hauche jener Zone. Mit ihnen eröffnete der Herr Verfasser eine neue Seite künstlerischer Darstellung durch die Sprache, die Naturschilderung; sie bildet seit jener Zeit einen eigenthümlichen Zweig der Redegattungen, und als vollendete Muster derselben sind seine Gemälde selbst in Schulbücher aufgenommen worden. Dieß ist der Weg, den der Herr Verfasser jetzt weiter verfolgt; aber seine Aufgabe ist eine größere geworden; es sind nicht mehr Naturbilder, Schilderungen von einzelnen Naturgebieten oder Naturscenen, er gibt jetzt das Bild der ganzen Natur, ein Weltgemälde. Doch die Hand des Meisters, der jene farbenreichen Bilder geschaffen, ist auch hier unverkennbar, und kunstgeübt hat er sein Weltgemälde mit dem edelsten Farbenschmelze ausgestattet, wo der Stoff dieß nur irgend erlaubte. Allerdings nicht durchgehend so glänzend, denn nicht überall leuchtet die Welt im Glanze der tropischen Zone, und wo es auf die Darstellung physikalischer Verhältnisse in kurzen Umrissen ankam, verbietet sich der Farbenreichthum meist von selbst. Sie bilden den Schatten, neben welchem die gefärbten Partien um so glänzender hervortreten, die ihre Wärme von dem durch das ganze Buch athmenden tiefen Gefühle für die Schönheit und Herrlichkeit der Natur erhalten.

Indem die seltene Meisterschaft des Herrn Verfassers ihn vor Allen in den Stand setzte, ein treffliches Gemälde der Welt nach allen Anforderungen der Kunst und Wissenschaft, durchweht von dem Hauche des künstlerischen Genius wie der höchsten Wissenschaftlichkeit zu liefern, ist von der andern Seite nicht zu verkennen, daß der Gegenstand, trotz mancher Sprödigkeit des Stoffes in einzelnen Partien, der künstlerischen Anordnung günstig war. Als Hintergrund des großen Gemäldes boten sich sofort die so ungeheuer entfernten, nur schwach leuchtenden, dem Auge kaum erkennbaren und selbst in unserm Wissen noch so wenig erhellten Nebelmassen und Sternsysteme des Himmels, unser eigenes mit eingeschlossen dar, ein wahrhaft erhabener Hintergrund, ein sternendurchwirkter Teppich. Im Mittelpunkte erscheint das System

Digitized by Google

unserer Sonne, mit Ausschluß der Erde, die Planeten- und Kometenwelt. Im Vordergrunde, und daher in bestimmterer Zeichnung und lebhafterer Färbung, unsere Erde mit Allem, was ihre Oberfläche trägt und schmückt. Aber wie sich in einem Bilde diese drei Gründe nirgend scharf sondern, vielmehr allmälig in einander übergehen, so auch in unserm Weltgemälde, weßhalb denn auch die für ganz andere Zwecke erfundenen, durch Kapitel und Paragraphen angedeuteten scharfen Grenzlinien in ihm gänzlich, und wie sich von selbst ergibt, mit Recht fehlen.

Nach diesen allgemeinen Andeutungen über die Anordnung des großen Gemäldes sei es uns nun gestattet, dieselbe mehr im Einzelnen nachzuweisen, und auch die ihm vorausgehenden Abschnitte zu berücksichtigen.

Das Werk beginnt mit einer Vorrede, die Niemand ungelesen lassen darf, weil sie den Gesichtspunkt für die Beurtheilung desselben bezeichnet. Fast ein halbes Jahrhundert lang, sagt der Hr. Verf., hat das Bild dieses Werks vor seiner Seele geschwebt, oft hat er es für unausführbar gehalten, und ist doch immer wieder zu ihm zurückgekehrt. Sehr bescheiden äußert er sich über das, was ihn dazu aufgemuntert, und er in sich und seiner Lebensstellung Begünstigendes gefunden, und geht dann zur näheren Charakterisirung des ganzen Werks über. Außer dem vorliegenden Bande werden noch zwei Bände erscheinen. Sie sollen enthalten die Anregungsmittel zum Naturstudium (durch Belebung von Naturschilderungen, durch Landschaftsmalerei und durch Gruppirung erotischer Pflanzengestalten in Treibhäusern); die Geschichte der Weltanschauung, d. h. der allmäligen Auffassung des Begriffs von dem Zusammenwirken der Kräfte in einem Naturganzen; das Specielle der einzelnen Disciplinen, deren gegenseitige Verbindung in dem Naturgemälde des ersten Bandes angedeutet worden ist. (Der zweite Band, die Geschichte der Weltanschauung enthaltend, ist bereits erschienen.) Die bibliographischen Quellen sind von dem Texte getrennt, und mit Angabe der Seitenzahl in Anmerkungen an das Ende eines jeden Abschnittes verwiesen. Sie enthalten aber auch weitere Ausführungen, Urtheile, Ergänzungen, und sind in mehr als einer Beziehung von Wichtigkeit.

Nach der Vorrede folgen einleitende Betrachtungen über die Verschiedenartigkeit des Naturgenusses und eine wissenschaftliche Ergründung der Weltgesetze. Es ist dieß die einzige von allen den Vorlesungen, welche der Hr. Verf. im J. 1827 u. f. gehalten hat, und mit welcher er die Reihe derselben eröffnete; doch ist sie nicht ohne spätere Einschaltungen geblieben. Die verschiedenen Stufen des Naturgenusses sind hier mit großer Feinheit, tiefem Gefühle und in so blühender, ausdrucksvoller Sprache geschildert,

Digitized by Google

daß man mitempfindet, daß die Gegenden, die gedrängt dem Auge in wenigen, aber treffend bezeichnenden Zügen vorüber geführt werden, sich plastisch gestalten, und bei oft wiederholtem Lesen sich in immer größerer Mannigfaltigkeit zeigen. Ueberhaupt lasse man sich nicht durch die Glätte des Styls und die Gewandtheit des Ausdrucks zu schnellem Lesen verleiten; man bringt sich dadurch um einen großen Genuß. Schön ist der Uebergang zur Ergründung der Naturgesetze; treffend das, was er über die Besorgniß sagt: die Natur verliere durch das Forschen von ihrem Zauber, von dem Reize des Geheimnißvollen und Erhabenen, die übrigens nicht schlagender, als durch sein eigenes Beispiel widerlegt werden könnte; zu weiterem Nachdenken fordert die Beantwortung der Frage auf: in wiefern generelle Ansichten der Natur zu einer gewissen Deutlichkeit gebracht werden können, ohne ein tiefes und ernstes Studium einzelner Disciplinen. Sehr bestimmt spricht sich der Hr. Verf. dann über seine Absicht bei der Abfassung seines Werkes aus, woraus wir oben schon manches Einzelne mitgetheilt haben. Es liest sich das Alles ungemein leicht, und es scheint an und für sich sehr verständlich und einleuchtend, aber es scheint nur so. Wie wenig es allgemein verstanden ist, zeigen die Mißverständnisse über die Bestimmung des Buches. In der That ergibt sich erst bei wiederholtem Lesen und angestrengtem Nachdenken der große Gedankenreichthum dieses Abschnittes, Sinn und Bedeutung desselben und sein Zusammenhang mit dem Ganzen.

Hierauf folgt ein Abschnitt über die Begrenzung und wissenschaftliche Behandlung einer physischen Weltbeschreibung, also Inhalt, Umfang und Methode derselben, so wie eine Rechtfertigung der Benennung Kosmos, die ursprünglich Schmuck, Ordnung bedeutete, sich aber in den Begriff: Wohlgeordnetheit der Welt erweiterte, aber sich weiterhin auch in dem Begriffe Welt und Weltkörper verengte. Auch die Römer haben das ursprünglich mit Kosmos oder Frauenschmuck gleichbedeutende Wort Mundus zur Welt und zum Weltall umgewandelt. (Es ist merkwürdig, daß im Deutschen das Wort Staat eine ganz ähnliche Erweiterung erfahren hat.) Schön paralleliſirt der Hr. Verf. hier Weltgeschichte und Weltbeschreibung, und entwickelt die alte Bedeutung des Worts Historie. Schade, daß er den Unterschied zwischen Weltgemälde und Weltbeschreibung übergeht, es würde dieß manches Mißverständniß beseitigt haben. Schön ist, was er über die gruppenweise Anordnung der Erscheinungen und über die Anordnung in den sogenannten Natursystemen sagt, und mit Interesse wird man lesen, was er über die Beschränkung auf eine empirische Betrachtung, so wie über die Gegensätze von Natur und Geist, Natur und Kunst mittheilt. — Mit aller Hochachtung

Digitized by Google

gegen den verehrten Herrn Verfasser und mit gerechtem Mißtrauen gegen unser Urtheil müssen wir jedoch bekennen, daß dieser Abschnitt an einer gewissen Unbestimmtheit zu leiden scheint. Eine scharfe Begrenzung der Weltbeschreibung vermögen wir nicht, ihre Methodik nur zum Theil darin zu finden, aber über Beides geistreiche Betrachtungen einzelner Seiten, die viel Treffliches enthalten. Wir schiffen bei dem Lesen auf offenem heitern Meere, die Wellen schaukeln uns, es zeigen sich viele reizende Inseln zu beiden Seiten, aber wir landen nicht an. Das wenigstens ist unsere Empfindung bei oftmaligem Lesen dieses Abschnittes, die wir aber gern als eine vielleicht nur individuelle Preis geben.

Nunmehr beginnt das eigentliche Naturgemälde, oder da die von dem Hrn. Verf. in den Ansichten der Natur gelieferten Schilderungen auch Naturgemälde sind, bestimmter gesagt, das Weltgemälde, als eine allgemeine Uebersicht der Erscheinungen. Nach einer Einleitung voll großartiger Ansichten und tiefer Poesie entwickelt sich der Hintergrund des großen Gemäldes, der ungemessene Weltraum mit seiner dämmernden ungeballten Materie, den Nebelmassen des Himmels, die Sternsysteme, hier sehr passend Weltinseln genannt, und darunter am ausführlichsten, wenn gleich nur in sehr allgemeiner Betrachtung, unser Sternensystem mit seiner Milchstraße, den einzelnen und vielfachen Sternen. Auf diesem Hintergrunde erscheint nun im Mittelgrunde unser Sonnensystem, nicht nach den einzelnen Körpern geschieden, sondern gruppenweise zusammengefaßt, und nach Zusammensetzung, Abständen, Größen, Dichtigkeiten ꝛc. betrachtet. Die Sonne ist dabei nur als Centralkörper und vergleichender Maßstab benutzt, über ihre Natur, Lichthülle ꝛc. nichts ausgesprochen, auch über die Oberflächen anderer Weltkörper fehlen die Angaben, da hier nur von allgemeinen Ansichten und sicher ergründeten Thatsachen die Rede ist. Dem schließt sich die Betrachtung der Monde und dann in größerer Ausführlichkeit die der Kometen an. Noch umfassender sind die Aerolithenschwärme behandelt, um deren nähere Kenntniß sich der Herr Verfasser so wesentliche Verdienste erworben. Mit großer Wahrscheinlichkeit hält er sie für kosmische Körper, die, wenn sie die Atmosphäre der Erde durchschneiden, als Sternschnuppen und Feuerkugeln, und wenn sie zur Erde fallen, als Meteorsteine erscheinen. Die Astronomie wird diese Körper künftig in den Kreis ihrer Betrachtungen ziehen müssen, welche man sonst allein der Physik oder der Meteorologie überlassen zu können glaubte. Nach Dom. Cassini's, Laplace's, Schubert's und Poisson's Vorgange rechnet der Hr. Verf. mit Wahrscheinlichkeit auch noch einen zwischen der Venus- und Marsbahn liegenden sehr abgeplatteten Ring dunstartiger Materie, der das Zodiakallicht

Digitized by Google

hervorbringt, zu unserm Sonnensysteme, und allerdings ist es befremdend, diese Erscheinung in den meisten astronomischen Büchern noch immer auf eine sehr ausgedehnte Sonnenatmosphäre zurückgeführt zu sehen, nachdem die mechanische Unmöglichkeit einer solchen, die das bewirken könnte, längst dargethan ist. Die Mittheilungen über diesen Gegenstand sind sehr wichtig. — Indem das Gemälde zur Fortbewegung unsers Sonnensystems übergeht, berücksichtigt es in vergleichender Weise auch die Bewegung der Doppelsterne und deren Massen, die Vertheilung der Sterne durch den Raum, die Milchstraße der Sterne und die der Nebelflecke. Es kehrt noch einmal zurück zur Sternenwelt und den kosmischen Nebeln, um auf den Flügeln des Lichts die Räume zu durcheilen, und großartige Blicke in die Unermeßlichkeit des Raums und der Zeit zu gestatten. Damit ist der Mittelgrund des Gemäldes vollendet; in den Vordergrund tritt die tellurische Sphäre der Natur.

Geistreiche schöne Bemerkungen eröffnen den neuen Abschnitt und verbinden ihn mit dem vorhergehenden; ein kurzer Ueberblick über den Inhalt des Folgenden, der die Erkenntniß des Zusammenhanges erleichtert, bereitet darauf vor. Die Gestalt und Raumverhältnisse der Erde machen den Anfang. Vortrefflich sind die kurzen Andeutungen über den Zusammenhang zwischen ihrer Gestalt und der Art ihrer Entstehung; in wenige Zeilen drängt sich hier eine große Geschichte zusammen. Nicht minder gedrängt sind die Betrachtungen über die Bestimmung der Größe der Erde aus Gradmessungen, aus Pendelschwingungen und Mondungleichheiten, setzen aber zu ihrem Verständniß die Kenntniß dieser Methoden in keinem oberflächlichen Grade voraus. Das Resultat unendlich langwieriger Messungen, Beobachtungen und Rechnungen ist hier kurz auf wenigen Seiten enthalten, der Gegenstand nach den verschiedensten Beziehungen aufgefaßt und mit treffenden Bemerkungen begleitet. Die Dichtigkeit der Erde nach den drei verschiedenen Methoden wird sehr kurz besprochen, eigentlich nur angedeutet, aber eine Anmerkung vervollständigt das Gesagte. Warum hier Baily's Dichtigkeitsbestimmung unerwähnt geblieben ist, vermögen wir nicht zu erklären. Auch die Meinung von dem Hohlseyn der Erde wird besprochen, aber natürlich als unstatthaft zurückgewiesen. Hieran schließt sich die Schilderung der Erdwärme in ihren verschiedenen Aeußerungen, die Tiefe invariabler Temperatur, der Zusammenhang der Wärme mit der Tageslänge, fast ganz nach Fourier geschildert; dann der Magnetismus der Erde, um dessen Kenntniß sich der Hr. Verf. die größten Verdienste erworben, und wie sich erwarten läßt, sehr schön und ausführlich dargestellt, da dieser Gegenstand für die Physik

Digitized by Google

der Erde von hoher Wichtigkeit ist und es wahrscheinlich künftig noch in höherem Maße seyn wird. Hieran schließt sich unmittelbar das Erd- oder Polarlicht, eine ganz vorzügliche und alles Wesentliche umfassende Darstellung, ein lebenvolles Gemälde dieser schönen Erscheinung. Magnetismus und Polarlicht wurden als mit der inneren Erdwärme im Zusammenhange betrachtet; diese wird nun eine Hauptquelle geognostischer Erscheinungen des Plutonismus und Vulcanismus. Zunächst sind es die Erdbeben, deren Bild höchst lebendig und umfassend im Vordergrunde des Gemäldes steht. In Verbindung damit sehen wir die stoffartigen Productionen, die Gasquellen, kalten und heißen Quellen, die Salsen und die Vulcane mit den begleitenden Erscheinungen, welche letzteren wiederum sehr umfassend und nach allen Richtungen hin geschildert werden. Obgleich der große Reichthum des Stoffes überall nur Andeutungen erlaubt, so bildet der Vulcanismus dennoch einen Hauptgegenstand im Vordergrunde des Gemäldes, das mit Meisterhand ausgeführt ist. Wir theilen als Probe mit, was der Hr. Verf. über den Bau und die dynamische Thätigkeit der Vulkane sagt:

„Ein eigentlicher Vulkan entsteht nur da, wo eine bleibende Verbindung des inneren Erdkörpers mit dem Luftkreise errungen ist. In ihm ist die Reaction des Inneren gegen die Oberfläche in langen Epochen dauernd. Sie kann, wie einst beim Vesuv (Fisove), Jahrhunderte lang unterbrochen seyn und dann doch wieder in erneuerter Thätigkeit sich darbieten. Zu Nero's Zeiten war man in Rom schon geneigt, den Aetna in die Classe allmälig erlöschender Feuerberge zu setzen; ja später behauptete Aelian sogar, die Seefahrer fingen an, den einsinkenden Gipfel weniger weit vom hohen Meere aus zu sehen. Wo die Zeugen des ersten Ausbruchs, ich möchte sagen, das alte Gerüste sich vollständig erhalten hat, da steigt der Vulkan aus einem Erhebungskrater empor, da umgibt den isolirten Kegelberg circusartig eine hohe Felsmauer, ein Mantel, der aus scharf aufgerichteten Schichten besteht. Bisweilen ist von dieser circusartigen Umgebung keine Spur mehr sichtbar, und der Vulkan, nicht immer ein Kegelberg, steigt auch als ein langgedehnter Rücken, wie der Pichincha, an dessen Fuß die Stadt Quito liegt, unmittelbar aus der Hochebene auf.

„Wie die Natur der Gebirgsarten, d. h. die Verbindung (Gruppirung) einfacher Mineralien zu Granit, Gneiß und Glimmerschiefer, zu Trachyt, Basalt und Dolerit, unabhängig von den jetzigen Klimaten, unter den verschiedensten Himmelsstrichen dieselbe ist; so sehen wir auch überall in der unorganischen Natur gleiche Gesetze der Gestaltung sich enthüllen, Gesetze, nach welchen

die Schichten der Erdrinde sich wechselseitig tragen, gangartig durchbrechen, durch elastische Kräfte sich heben. In den Vulkanen ist dieses Wiederkehren derselben Erscheinungen besonders auffallend. Wo dem Seefahrer nicht mehr die alten Sterne leuchten, in Inseln ferner Meere, von Palmen und fremdartigen Gewächsen umgeben, sieht er in den Einzelheiten des landschaftlichen Charakters den Vesuv, die domförmigen Gipfel der Auvergne, die Erhebungskrater der canarischen und azorischen Inseln, die Ausbruchsspalten von Island wiederkehrend abgespiegelt; ja ein Blick auf den Begleiter unsres Planeten, den Erdmond, verallgemeinert die hier bemerkte Analogie der Gestaltung. In den mittelst großer Fernröhre entworfenen Karten des luft- und wasserlosen Satelliten erkennt man mächtige Erhebungskrater, welche Kegelberge umgeben oder sie auf ihren Ringwällen tragen: unbestreitbare Wirkungen der Reaction des Inneren gegen die Oberfläche des Mondes, begünstigt von dem Einfluß einer geringeren Schwere.

„Wenn in vielen Sprachen Vulkane mit Recht feuerspeiende Berge genannt werden, so ist ein solcher Berg darum keineswegs durch eine allmälige Anhäufung von ausfließenden Lavaströmen gebildet; seine Entstehung scheint vielmehr allgemein die Folge eines plötzlichen Emporhebens zäher Massen von Trachyt oder labradorhaltigem Augitgesteine zu seyn. Das Maß der hebenden Kraft offenbart sich in der Höhe der Vulkane; und diese ist so verschieden, daß sie bald die Dimension eines Hügels (Vulkan von Cosima, einer der japanischen Kurilen), bald die eines 18000 Fuß hohen Kegels hat. Es hat mir geschienen, als sei das Höhenverhältniß von großem Einfluß auf die Frequenz der Ausbrüche, als wären diese weit häufiger in den niedrigeren als in den höheren Vulkanen. Ich erinnere an die Reihenfolge: Stromboli (2175 Fuß), der fast täglich donnernde Guacamayo in der Provinz Quiros (ich habe ihn oft in 22 Meilen Entfernung in Chillo bei Quito gehört), der Vesuv (3637 F.), Aetna (10200 F.), Pic von Teneriffa (11424 F.) und Cotopari (17892 F.). Ist der Heerd dieser Vulkane in gleicher Tiefe, so gehört eine größere Kraft dazu, die geschmolzenen Massen zu einer sechs- und achtmal größeren Höhe zu erheben. Während daß der niedrige Stromboli (Strongyle) rastlos arbeitet, wenigstens seit den Zeiten homerischer Sagen, und, ein Leuchtthurm des tyrrhenischen Meeres, den Seefahrern zum leitenden Feuerzeichen wird, sind die höheren Vulkane durch lange Zwischenzeiten von Ruhe charakterisirt. So sehen wir die Eruptionen der meisten Colosse, welche die Andeskette krönen, fast durch ein ganzes Jahrhundert von einander getrennt. Wo man Ausnahmen von diesem Gesetze bemerkt, auf welches ich längst schon aufmerksam

Digitized by Google

gemacht, mögen sie in dem Umstande gegründet seyn, daß die Verbindungen zwischen dem vulkanischen Heerde und dem Ausbruchkrater nicht bei allen Vulkanen, die man vergleicht, in gleichem Maße als permanent frei gedacht werden können. In den niedrigen mag eine Zeit lang der Verbindungscanal verschlossen seyn, so daß ihre Ausbrüche seltener werden, ohne daß sie deshalb dem Erlöschen näher sind.

„Mit den Betrachtungen über das Verhältniß der absoluten Höhe zur Frequenz der Entflammung des Vulkans, in so fern dieselbe äußerlich sichtbar ist, steht in genauem Zusammenhange der Ort, an welchem die Lava sich ergießt. Bei vielen Vulkanen sind die Ausbrüche aus dem Krater überaus selten, sie geschehen meist, wie am Aetna im sechzehnten Jahrhundert der berühmte Geschichtschreiber Bembo schon als Jüngling bemerkte, auf Seitenspalten, da wo die Wände des gehobenen Berges durch ihre Gestaltung und Lage am wenigsten Widerstand leisten. Auf diesen Spalten steigen bisweilen Auswurfskegel auf; große, die man fälschlich durch den Namen neuer Vulkane bezeichnet und die an einander gereihet die Richtung einer, bald wieder geschlossenen Spalte bezeichnen; kleine in Gruppen zusammengedrängt, eine ganze Bodenstrecke bedeckend, glocken- und bienenkorbartig. Zu den letzteren gehören die hornitos de Jorullo, und die Kegel des Vesuvausbruchs im October 1822, des Vulkans von Awatscha nach Postels und des Lavenfeldes bei den Baidaren-Bergen nach Erman, auf der Halbinsel Kamtschatka.

„Stehen die Vulkane nicht frei und isolirt in einer Ebene, sind sie, wie in der Doppelkette der Andes von Quito, von einem neun- bis zwölftausend Fuß hohen Tafelland umgeben, so kann dieser Umstand wohl dazu beitragen, daß sie bei den furchtbarsten Ausbrüchen feuriger Schlacken, unter Detonationen, die über hundert Meilen weit vernommen werden, keine Lavaströme erzeugen. So die Vulkane von Popayan, der Hochebene von Los Pastos, und der Andes von Quito, vielleicht unter den letzteren den einzigen Vulkan von Antisana ausgenommen.

„Die Höhe des Aschenkegels und die Größe und Form des Kraters sind Elemente der Gestaltung, welche vorzugsweise den Vulkanen einen individuellen Charakter geben; aber beide, Aschenkegel und Krater, sind von der Dimension des ganzen Berges völlig unabhängig. Der Vesuv ist mehr als dreimal niedriger als der Pic von Teneriffa, und sein Aschenkegel erhebt sich doch zu $\frac{1}{3}$ der ganzen Höhe des Berges, während der Aschenkegel des Pics nur $\frac{1}{22}$ derselben beträgt. Bei einem viel höheren Vulkan als dem von Teneriffa, bei dem Rucu-Pichincha, tritt dagegen ein Verhältniß ein, das wiederum dem des Vesuvs näher

kommt. Unter allen Vulkanen, die ich in beiden Hemisphären gesehen, ist die Kegelform des Cotopari die schönste und regelmäßigste. Ein plötzliches Schmelzen des Schnees an seinem Aschenkegel verkündigt die Nähe des Ausbruchs. Ehe noch Rauch sichtbar wird in den dünnen Luftschichten, die den Gipfel und die Krateröffnung umgeben, sind bisweilen die Wände des Aschenkegels von innen durchglüht, und der ganze Berg bietet dann den grausenvollsten, unheilverkündigenden Anblick der Schwärze dar.

„Der Krater, welcher, sehr seltene Fälle ausgenommen, stets den Gipfel der Vulkane einnimmt, bildet ein tiefes, oft zugängliches Kesselthal, dessen Boden beständigen Veränderungen unterworfen ist. Die größere oder geringere Tiefe des Kraters ist bei vielen Vulkanen ebenfalls ein Zeichen des nahen oder fernen Bevorstehens einer Eruption. Es öffnen und schließen sich wechselweise in dem Kesselthale langgedehnte dampfausströmende Spalten oder kleine rundliche Feuerschlünde, die mit geschmolzenen Massen gefüllt sind. Der Boden steigt und sinkt; in ihm entstehen Schlackenhügel und Auswurfskegel, die sich bisweilen hoch über die Ränder des Kraters erheben, den Vulkanen ganze Jahre lang eine eigenthümliche Physiognomie verleihen, aber urplötzlich während einer neuen Eruption zusammenstürzen und verschwinden. Die Oeffnungen dieser Auswurfskegel, die aus dem Kraterboden aufsteigen, dürfen nicht, wie nur zu oft geschieht, mit dem Krater selbst, der sie einschließt, verwechselt werden. Ist dieser unzugänglich durch ungeheure Tiefe und durch senkrechten Absturz der Ränder nach innen, wie auf dem Vulkan Rucu-Pichincha (14946 Fuß), so blickt man von jenen Rändern auf die Gipfel der Berge hinab, die aus dem theilweise mit Schwefeldampf gefüllten Kesselthal emporragen. Einen wunderbareren und großartigeren Naturanblick habe ich nie genossen. In der Zwischenzeit zweier Eruptionen bietet ein Krater entweder gar kein leuchtendes Phänomen, sondern bloß offene Spalten und aufsteigende Wasserdämpfe dar; oder man findet auf seinem kaum erhitzten Boden Schlackenhügel, denen man sich gefahrlos nähern kann. Sie ergötzen gefahrlos den wandernden Geognosten durch das Auswerfen feurigglühender Massen, die auf den Rand des Schlackenkegels herabfallen und deren Erscheinen kleine, ganz locale Erdstöße regelmäßig vorherverkündigen. Lava ergießt sich bisweilen aus offenen Spalten und kleinen Schlünden in den Krater selbst, ohne den Kraterrand zu durchbrechen und überzufließen. Geschieht aber ein solcher Durchbruch, so fließt die neueröffnete Erdquelle meist dergestalt ruhig und auf so bestimmten Wegen, daß das große Kesselthal, welches man Krater nennt, selbst in dieser Eruptions-Epoche besucht werden kann. Ohne eine genaue Darstellung von

Digitized by Google

der Gestaltung, gleichsam dem Normalbau der feuerspeienden Berge, können Erscheinungen nicht richtig aufgefaßt werden, die durch phantastische Beschreibungen und durch die Vieldeutigkeit oder vielmehr durch den so unbestimmten Sprachgebrauch der Wörter Krater, Ausbruchkegel und Vulkan lange verunstaltet worden sind. Die Ränder des Kraters zeigen sich theilweise weit weniger veränderlich, als man es vermuthen sollte. Saussure's Messungen, mit den meinigen verglichen, haben z. B. am Vesuv das merkwürdige Resultat gegeben, daß in 49 Jahren (1773 — 1822) der nordwestliche Rand des Vulkans (Rocca del Palo) in seiner Höhe über der Meeresfläche in den Grenzen der Genauigkeit unserer Messungen als fast unverändert betrachtet werden darf.

„Vulkane, welche, wie die der Andeskette, ihren Gipfel hoch über die Grenze des ewigen Schnees erheben, bieten eigenthümliche Erscheinungen dar. Die Schneemassen erregen nicht bloß durch plötzliches Schmelzen während der Eruption furchtbare Ueberschwemmungen, Wasserströme, in denen dampfende Schlacken auf dicken Eismassen schwimmen; sie wirken auch ununterbrochen, während der Vulkan in vollkommener Ruhe ist, durch Infiltration in die Spalten des Trachytgesteins. Höhlungen, welche sich an dem Abhange oder am Fuße der Feuerberge befinden, werden so allmälig in unterirdische Wasserbehälter verwandelt, die mit den Alpenbächen des Hochlandes von Quito durch enge Oeffnungen vielfach communiciren. Die Fische dieser Alpenbäche vermehren sich vorzugsweise im Dunkel der Höhlen; und wenn dann Erdstöße, die allen Eruptionen der Andeskette vorhergehen, die ganze Masse des Vulkans mächtig erschüttern, so öffnen sich auf einmal die unterirdischen Gewölbe, und es entstürzen ihnen gleichzeitig Wasser, Fische und tuffartiger Schlamm. Dieß ist die sonderbare Erscheinung, welche der kleine Wels der Cyclopen, die Preñadilla der Bewohner der Hochebene von Quito gewährt. Als in der Nacht vom 19. zum 20. Junius 1698 der Gipfel des 18000 Fuß hohen Berges Carguairazo zusammenstürzte, so daß vom Kraterrande nur zwei ungeheure Felshörner stehen blieben, da bedeckten flüssiger Tuff und Unfruchtbarkeit verbreitender Lettenschlamm (lodazales), todte Fische einhüllend, auf fast zwei Quadratmeilen die Felder umher. Eben so wurden, sieben Jahre früher, die Faulfieber in der Gebirgsstadt Ibarra, nördlich von Quito, einem Fischauswurfe des Vulkans Imbaburu zugeschrieben.

„Wasser und Schlamm, welche in der Andeskette nicht dem Krater selbst, sondern den Höhlen in der Trachytmasse des Berges entströmen, sind demnach im engeren Sinne des Worts nicht den eigentlichen vulkanischen Phänomenen beizuzählen. Sie stehen

nur in mittelbarem Zusammenhange mit der Thätigkeit der Vulkane, fast in demselben Maße wie der sonderbare meteorologische Proceß, welchen ich in meinen früheren Schriften mit der Benennung vulkanischer Gewitter bezeichnet habe. Der heiße Wasserdampf, welcher während der Eruption aus dem Krater aufsteigt und sich in den Luftkreis ergießt, bildet beim Erkalten ein Gewölk, von dem die viele tausend Fuß hohe Aschen- und Feuersäule umgeben ist. Eine so plötzliche Condensation der Dämpfe und, wie Gay-Lussac gezeigt hat, die Entstehung einer Wolke von ungeheurer Oberfläche vermehren die electrische Spannung. Blitze fahren schlängelnd aus der Aschensäule hervor, und man unterscheidet dann (wie am Ende des Ausbruchs des Vesuvs in den letzten Tagen des October 1822) deutlichst den rollenden Donner des vulkanischen Gewitters von dem Krachen im Inneren des Vulkans. Die aus der vulkanischen Dampfwolke herabfallenden Blitze haben einst in Island (am Vulkan Katlagia 17. October 1755), nach Olaffen's Bericht, 11 Pferde und 2 Menschen getödtet."—

Ein Uebergang von da zur Lehre von den Gesteins- und Gebirgsbildungen ergibt sich höchst natürlich. Der Herr Verf. verläßt die gewohnte Eintheilung, und sondert die Steine für seinen Zweck in Eruptions-Gesteine (endogene), in Sediment-Gesteine (exogene), in umgewandelte (metamorphosirte) Gesteine und in Conglomerate, also nach den Entstehungsformen der Gebirgsarten. Die ersten beiden Abtheilungen werden nach ihren Gesteinarten kurz charakterisirt, darauf wird das Hervortreten und Wirken des Eruptions-Gesteins näher betrachtet, besonders in Bezug auf die von ihm bewirkten Metamorphosen in den Contact-Phänomenen, der Marmorbildung, Verkieselung, Gneiß- und Glimmerschiefer-Bildung, Dolomitisirung, ferner der Gips-, Steinsalz- und Schwefel-Bildung, die Quarz- und Granat-Bildung, die Gestein- und Erzgänge, und nun erst werden die Conglomerate besprochen.

Der Chronometrik der Erdrinde geht voraus eine kurze Erwähnung der Versteinerungslehre und der wichtigsten untergegangenen Thiergeschlechter, und an diese schließt sich der Typus der Sediment-Gebilde in sechs Abtheilungen an, worauf schöne Bemerkungen über die geognostischen Vegetations-Epochen folgen, und die Steinkohlen- und Ligniten-Formationen nebst dem Bernstein kurz besprochen werden. Die verschiedenen Erhebungsepochen der einzelnen Gebirge nach der Schichtenaufrichtung und Elie de Beaumont's Grundsätzen sind unerwähnt geblieben. Die Findlingsblöcke, wie überhaupt das Schuttland, sind nur berührt. Bemerkungen über das uranfängliche Gestein, wo der

Digitized by Google

Hr. Verf. den Granit in seine alten Rechte mit Wahrscheinlichkeit einsetzt, schließen dieses Bild.

Die räumliche Vertheilung der Feste und des Flüssigen wird nun Gegenstand der Betrachtung. Zuerst ein Blick auf die frühere Vertheilung und auf geognostische Karten, dann die Quantität der hervorragenden gehobenen Feste und ihre horizontale Ausbreitung. Die Hebung der Continente, der Schwerpunkt ihres Volums werden kurz vorüber geführt. Das Gemälde wendet sich dann zum Ocean. Gegenstände der Betrachtung sind seine Wärmeabnahme in vertikaler Richtung, die größte Dichtigkeit des Meereswassers, die Polarströmung, der Salzgehalt, das Niveau der Meere, die Wellen, Ebbe und Fluth, Strömungen, der Rotationsstrom, der Golfstrom, der südatlantische Strom, alles nur kurz berührt, manches vielleicht zu kurz. Reicher und schön entwickelt ist die Belebung des Meeres. Das Eis des Meeres ist übergangen, eben so wie früher die Gletscherbildung mit alle dem, was Agassiz für die Geognosie und eine frühere Periode der Schöpfung daraus gefolgert hat. Der Winterschlaf der Natur und die Erscheinungen der Polarzonen sind überhaupt, wenn wir das Polarlicht und die Polarströmung ausnehmen, in dem Gemälde des Herrn Verfassers, wie es scheint, absichtlich vermieden. In der mit tropischen Lebensanschauungen so reich ausgestatteten Phantasie des Herrn Verfassers haben so farblose, dunkle, meist nur von Mond- und Schneelicht erhellte und vom Frost erstarrte Bilder keinen Platz finden können, ohne in der Wärme derselben zu schmelzen und zu zerfließen; ein Naturgemälde scheint sie aber doch, schon des Schattens wegen, nicht entbehren zu können.

Es wird nun der Luftocean der Betrachtung vorgeführt. Zunächst seine chemische Zusammensetzung, die stündlichen Schwankungen des Barometers, die mittlere Barometerhöhe und die isobarometrischen Linien, die barometrischen Windrosen nebst Dove's Drehungsgesetz der Winde, — vielleicht etwas zu kurz, — dann die Isothermen, Isotheren und Isochimenen, i. J. 1817 zuerst vom Hrn. Verf. in die Wissenschaft eingeführt, das Klima und die mittlere Wärme, die Umstände, von denen sie abhängig ist, das Insel- und Continentalklima, Kulturgrenzen, Jahrestemperaturen, Schneegrenze, Thaupunkt und Thau. Es ist alles nur ganz kurz behandelt, aber mit einer Menge erfahrungsreicher Ansichten und treffender Bemerkungen durchwebt, die einen sehr weiten Gesichtskreis zeigen und oft überraschende Beziehungen entdecken lassen, wo man sie nicht gesucht hätte. Daran schließt

Digitized by Google

sich die Betrachtung über die Electricität des Luftkreises, das Gewitter und allgemeine Bemerkungen über den Zusammenhang der meteorologischen Erscheinungen schließen das Gemälde des unorganischen Erdenlebens.

Er wendet sich nun zur Sphäre des organischen Lebens. Einleitende Bemerkungen eröffnen sie. Die Strömungen im Zellenbau der Pflanzenorgane und die Infusorien in ihrer Bedeutung für die Erde werden der Betrachtung unterworfen, interessante Bemerkungen über den physiognomischen Charakter einer Gegend, über die Möglichkeit der von dem Herrn Verfasser geschaffenen Geographie der Pflanzen und ihre Wichtigkeit für die Wanderungen der Thiere, über die Vegetationsgebiete, würden bedauern lassen, daß der in diesem Gebiete so vortrefflich schildernde Hr. Verf. sich darauf beschränkt und die Skizze unvollendet läßt, wenn wir nicht erwarten dürften, darüber noch in einem der folgenden Theile Beiträge zu einem weiter ausgeführten Gemälde zu erhalten. Die Geographie der Thiere und was sonst darauf Bezug hat übergeht er, und wendet sich sofort zum Menschen in seinen physischen Abstufungen und in der geographischen Verbreitung seiner gleichzeitig vorhandenen Typen. Es ist insonderheit „das dunkle und viel bestrittene Problem von der Möglichkeit gemeinsamer Abstammung, welches die physische Weltbeschreibung umfaßt. Die wichtigsten Fragen der Bildungsgeschichte der Menschheit knüpfen sich an die Ideen von Abstammung, Gemeinschaft der Sprache, Unwandelbarkeit in einer ursprünglichen Richtung des Geistes und des Gemüthes.“ Der Hr. Verf. findet nur eine Gliederung in Abarten und behauptet die Einheit des Menschengeschlechts. Eine Eintheilung in höhere und niedere Menschenrassen verwirft er schlechthin. „Es gibt bildsamere, höher gebildete, durch geistige Kultur veredelte, aber keine edleren Volksstämme.“ Mit einer vortrefflichen Stelle Wilhelm von Humboldt's aus dessen Werke über die Kawisprache, welche die freie Entwickelung innerlicher Kraft als Ziel der Menschheit, an welcher alle gleichberechtigt sind, in herrlichen, tiefgefühlten Ausdrücken hinstellt, schließt der Hr. Verf. höchst würdig sein großes Gemälde, hier, wo die Sphäre der Intelligenz beginnt, die er nicht bezeichnet, deren Grenze er aber nicht überschreitet.

Nur das Nebeneinander und die Gruppirung der Gebilde, welche das große Gemälde der Schöpfung enthält, haben wir unseren Lesern vorführen können, wenig mehr. Auf dem weiten Hintergrunde trat nichts besonders hervor, in tiefer Ferne dämmerten kosmische Nebel, teleskopische Weltinseln und das Heer unserer Sterne. Im Mittelpunkte sind es die Aerolithenschwärme, der Nebelring und die Kometen, welche sich mit dem Lichte den

Digitized by Google

Gebilden des Hintergrundes anschließend, den bedeutendsten Raum einnehmen, während Sonne, Planeten und Monde im gedämpften Lichte erscheinen. Im Vordergrunde aber treten als glänzende Gestalten auf die innere Erdwärme, der Magnetismus der Erde, das Polarlicht, die Erdbeben, der Vulcanismus, die Gesteins- und Gebirgsbildung, das Meer, die Luft, die Pflanzendecke und der Mensch. Mehr oder weniger gedeckt oder beschattet von diesen ziehen sich andere Gebilde zurück, heben dadurch jene hervor und vermitteln den Zusammenhang der Gestalten, wie die Einheit und Harmonie des Gemäldes. Diese unvollkommene Skizze ist alles, was wir von ihm dem Leser geben konnten. Wir fühlen dabei wohl, daß wir die Rolle eines Anatomen übernommen haben, der einen schönen Körper zergliedert. Er mag immerhin die Vollkommenheit der einzelnen Theile bewundern und rühmen, die Schönheit und das Ebenmaß des unzerschnittenen Körpers geht doch dabei verloren, weil sich die Verbindung und das Verhältniß der Theile zu einander und zum Ganzen gelöset hat. Gerade die Vereinigung der Theile zu einem Ganzen, ihre schöne Verbindung und Harmonie ist aber einer der Hauptvorzüge des Buchs, und macht dasselbe zu dem was es seyn soll, zu einem Gemälde, zu einem wahrhaften Kunstwerke. Es ist, wenn wir einen artistisch-technischen, aber sehr bezeichnenden Kunstausdruck darauf anwenden dürfen, aus Einem Guß. Wir bitten unsere Leser, ganz besonders darauf zu merken und ihr Urtheil nach dem ersten Lesen zurückzuhalten, wo das Interesse am Stoff und die Beschäftigung mit demselben überwiegt, selbst bei denen, welche mit ihm vertraut sind. Die gedankenreiche Fülle des Buchs, die feinen, oft nur angedeuteten, überraschend schönen Beziehungen, die plastische Prägnanz der Schilderungen, kommt nur bei wiederholtem Lesen zum Bewußtseyn, und allerdings nur bei genauer Bekanntschaft mit dem Stoffe zum vollen Verständniß; dann aber ist man erst im Stande, sich mit der schönen Composition, mit der freien sicheren Zeichnung der Umrisse und individualisirenden Linien, mit den höchst geistreichen, oft keck hingeworfenen Andeutungen und dem Glanze der reichen, naturwahren, den Schönheitssinn wie die Phantasie gleich sehr ansprechenden Farbengebung zu beschäftigen. Das Buch gefällt, wie jedes wahre Kunstwerk, schon bei der ersten Bekanntschaft mit ihm, aber es will dennoch, wie jenes, studirt seyn. Wie es Gesichter gibt, die um so schöner werden, je länger man sie betrachtet, weil sich in ihnen die Tiefe einer reinen Seele, die Hoheit eines edlen Herzens, die fesselnde Gewalt eines schönen Gemüthes abspiegelt, und wie dieß eben die Probe wahrer dauernder Schönheit ist, so bei diesem Buche. Es hat in der ganzen gebildeten Welt einen großen Kreis von Verehr-

Digitized by Google

rern und Bewunderern gefunden, es wird diesen Kreis noch vergrößern in dem Maße, als es mehr und mehr verstanden und in seiner wahren Tendenz erfaßt wird, unter allen denen, welche für die Erhabenheit der Wissenschaft und für ächte Schönheit empfänglich sind; es wird insonderheit dazu dienen, auch die vornehme Welt mit dem Umfange eines Theils der in unseren Zeiten so überaus wichtig gewordenen Naturwissenschaften in geschmackvoller und würdiger Form bekannt zu machen. Noch die späte Nachwelt wird sich daran erfreuen und erheben, und seinen gefeierten Urheber bewundern, denn wir glauben, daß es der edelste Vorzug des Menschen ist, das wahrhaft Schöne und Große bewundern zu können und sich ihm ohne Vorbehalt hinzugeben.

Und wenn einst die Nachwelt dieses Buch liesst, so wird ihr zugleich das Bild eines Hofes vor die Seele treten, wo ein geistreicher Herrscher, beseelt von dem edelsten Enthusiasmus für Wissenschaft und Kunst, die trefflichsten Geister um seinen Thron zu versammeln, und was noch mehr sagen will, durch die liebenswürdigsten Eigenschaften des Geistes und Herzens an sich zu fesseln wußte. Wie einst der Hof der Mediceer seinen strahlendsten Glanz, mit dem er durch die Nacht der Zeiten leuchtet, jenen großen Genien verdankt, die seine Zierde waren, so wird einst mit gleicher Bewunderung die Nachwelt den Hof sich vor die Seele zaubern, der jenen Glanz sich neu zu erringen weiß, und unter dessen schützender Aegide dieses Buch geschrieben wurde.

Berlin. Dr. Klöden.

Art. VI. Allgemeine Kulturgeschichte der Menschheit von Gustav Klemm. Sechster Band: China und Japan. Mit 8 Tafeln Abbildungen. Leipzig, Verlag von B. G. Teubner, 1847. 527 S.

Der unermüdlich thätige Verfasser fährt fort auch in diesem Bande mit derselben Genauigkeit und Umsicht, welche wir bei Herausgabe der frühern Bände anerkennen mußten, die Resultate seines treufleißigen und genauen Quellenstudiums mitzutheilen.

Was die Resultate seiner früheren Forschungen betrifft, so ergibt sich aus dem Rückblicke auf dieselben, daß wir auf dem verfolgten Wege der Betrachtungen der Kulturzustände der Menschheit immer auf den grellen Gegensatz der passiven und der activen Rasse trafen. In den entlegenen Ländern der Continente fanden wir die rohesten Zustände; in den Steppen und Ebenen von Amerika und Asien, in den südlichen und westlichen Ländern von Afrika sehen wir die passiven Stämme als Autochthonen noch wenig berührt von den Ausläufern der activen Wanderer. In der Südsee lernten wir die activen Enies als tyrannische Herren der passiven

Digitized by Google

Ureinwohner kennen. Wir fanden ferner die Anfänge der Civilisation in den alten Reichen von Mittelamerika und die weitere Entwicklung dieser Zustände im alten Aegypten, wo aus der Vereinigung der passiven Urbevölkerung mit den Einwanderern activer Rasse sich eine Mischlingrasse gebildet hatte, welche den Kern der Nation ausmachte, und das vermittelnde Element zwischen den Herrschern und der, zum Theil der reinen Negerrasse angehörenden Urbevölkerung bildete.

Aehnliche Erscheinungen bietet uns Asien, die auch hier aus ähnlichen Ursachen sich entwickelten. Zunächst treffen wir in Indien, am Ganges auf die wiederholt gestörten Trümmer einer Kultur, die uns in ihren Denkmalen altamerikanische wie altägyptische Formen zeigt. Auf Java namentlich finden sich Bild- und Bauwerke, welche mit den aztekischen Denkmalen auf eine merkwürdige Weise übereinstimmen, ohne daß ein Grund vorhanden wäre, eine gegenseitige Nachahmung zu vermuthen. Mehr entwickelte Formen bieten die Denkmale des Landes am Ganges dar. Die Kastenabtheilung des Volkes, die reiche Mythologie, das ausgebildete Priesterthum, die großartigen Bauwerke, der eigenthümliche Todtencultus, die reiche Literatur sind Trümmer einer Kultur, welche wenigstens auf gleicher Stufe mit der ägyptischen stand, wenn sie dieselbe nicht gar überflügelt hatte, wie denn die Sanskritschrift bei weitem entwickelter ist, als die Schriftarten des alten Aegyptens.

Diese altindische Kultur wurde durch mehrfache Einfälle von Seiten der Araber und der Abkömmlinge Timur's, dann auch seit dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts durch die Einfälle der Europäer, namentlich der Portugiesen, in ihrer ruhigen Entwickelung unterbrochen. So treffen wir in Indien neben den in den Felsen gehauenen Tempeln und den Denkmalen buddhistischen und braminischen Cultus Paläste und Moscheen im arabischen Style und christliche Kathedralen und Festungswerke.

Dagegen erwuchsen im Osten Asiens ungestört, wenn auch nicht unberührt von den westasiatischen und europäischen Eroberern, zwei große Reiche, die bis auf den heutigen Tag ihre Eigenthümlichkeit in merkwürdiger Reinheit bewahrt haben: China, welches durch Gebirge und die See gegen fremde Einfälle bewahrt wird, und das große Inselreich Japan.

Der Verfasser verhandelt nunmehr in dem, in zwei Sectionen zerfallenden Bande die gedachten Reiche, wovon der bei weitem größere Theil sich mit China und nur ein kleiner sich mit Japan beschäftigt. Im ersten wird die körperliche Beschaffenheit der Chinesen, ihre Nahrung, Getränke, Kleidung, Schmuck, Wohnung, Schiffahrt, Lastthiere, Werkzeuge, Gewerbe, Viehzucht,

Digitized by Google

Acker- und Gartenbau, Handwerke, Bergbau, Familienleben, Schauspiele, Staatsverfassung, Regierung, Provinzialverwaltung, Staatswesen, Finanzen, Gesetzgebung, Strafen der öffentlichen Verbrecher, das Kriegswesen, die Religion, Wissenschaft und Literatur, Kunst und Geschichte auf eine Weise untersucht und zur Anschauung gebracht, daß wir eine genaue und vollständige Kenntniß der Verhältnisse des himmlischen Reiches erhalten.

Von besonderem Interesse sind die Mittheilungen über Wissenschaft und Literatur, die Poesie, die Musik und die bildende Kunst bei den Chinesen.

Der Verfasser zeigt, wie sehr die Naturwissenschaften bei den Chinesen gepflegt werden. Die Naturwissenschaften der Chinesen sind aus der Heilkunde und dem Bestreben hervorgegangen, alle Naturprodukte, welche für ökonomische und technische Zwecke von Nutzen sind, kennen zu lernen, und diese Kenntniß durch fortgesetzte Beobachtungen zu vermehren. Die ältesten naturhistorischen Bücher China's sind die medizinischen. Hoangti soll bereits vor 4400 Jahren ein Buch über die Krankheiten und den Puls abgefaßt haben. Ein noch älterer, der göttliche Bauer genannter Schriftsteller schrieb über die Eigenschaften der Pflanzen, auf welches Buch sich die gesammte Botanik und Materia medica der Chinesen gründet. Dieser göttliche Bauer entdeckte 365 Heilmittel, die vorzugsweise der Pflanzenwelt angehören. Die meisten naturhistorischen Werke glichen daher auch jenem Hortus sanitatis und andern derartigen Büchern, welche das europäische Mittelalter hervorbrachte, das die Naturgeschichte ebenfalls nur als Dienerin der Medizin, Alchymie und Oekonomie betrachtete und behandelte.

Die Chinesen kennen die Metalle, die Fels- und Steinarten, die Steinkohlen und andere Fossilien ihres Landes genau, und verstehen sie auf das Mannigfaltigste zu verarbeiten. Sie kennen sehr genau alle Pflanzen, welche ihre ungeheure Bodenfläche hervorbringt. Ein umfangreiches chinesisches botanisches Werk, Pün-theo, theilt die gesammten Pflanzen in fünf Classen: Gesträuche, Körner, Kräuter, Früchte, Bäume. Die erste Classe umfaßt folgende Geschlechter: wilde, riechende, Sumpf-, Gift-, Felsen-, Kriech-, Wasser-, kryptogamische und vermischte Pflanzen: die zweite: Weizen, Gerste, Hirse, Mais und andere Körner; zur dritten gehören: lauchartige, schleimige, kriechende, wässerige und Schwammgewächse; zur vierten: wilde, fremde, aromatische und wässerige Früchte; und in die fünfte: wohlriechende, riesenförmige, üppige, schmarotzende, biegsame und vermischte Bäume. Alle diese Geschlechter zerfallen dann wieder in 1094 Arten.

Digitized by Google

Die Chinesen kennen die Thiere ihres Landes genau und pflegen Insekten, sammeln und verwenden sie als Schmuck. Man fertigt auch ganze Sammlungen von Insekten, die man in Kästchen aufspießt und in solchen verkauft. Muscheln, Fische, Vögel, Vierfüßer werden häufig abgebildet, und es kommen ganze Sammlungen solcher Abbildungen auf Reispapier überaus sauber ausgeführt in den Handel, worunter sich namentlich die Schmetterlinge auszeichnen.

Einen tiefern Blick in den wissenschaftlichen Charakter der chinesischen Naturforscher gewähren uns die Bruchstücke, welche von den Bemerkungen des Kaisers Kang-ti, Kieng-long's Großvater, in den Memoiren der Jesuiten mitgetheilt werden. Kang-ti beobachtete Alles, was ihm seiner Aufmerksamkeit werth schien, und schrieb die Ideen, welche diese Gegenstände in ihm erweckten, sorgfältig mit eigener Hand nieder. Da er häufig auf Reisen war, fehlte es ihm nie an neuen Gegenständen der Betrachtungen. Die wichtigsten werden vom Verfasser mitgetheilt.

Nächst den Naturwissenschaften erfreut sich namentlich die Geschichte einer sorgfältigen Pflege von Seite der chinesischen Gelehrten und einer kräftigen Unterstützung von Seite der Regierung. Das Gesetz beschützt nicht allein jedes Denkmal, welches auf die Geschichte des Landes Bezug hat, eben so wie es das Andenken an die Vorfahren zur Pflicht macht; sondern es besteht in China schon seit uralter Zeit das Amt der Geschichtschreiber, denen die Verpflichtung obliegt, alle merkwürdigen Ereignisse, die sich am Himmel wie auf der Erde zutragen, vor Allem aber die Handlungen und Gedanken der Kaiser aufzuzeichnen. Es sind dieß die beiden Censoren, die dem Kaiser immer zur Seite stehen, auf seine Handlungsweise Acht und die Pflicht haben, ihn auf jede Gesetzwidrigkeit aufmerksam zu machen.

Aus den Aufzeichnungen dieser Censoren werden nach dem Ableben des Kaisers die Jahrbücher seiner Regierung abgefaßt, und diese Jahrbücher dienen sodann als Quelle für die Geschichte der Dynastien und des gesammten Reiches.

Das angesehenste und wichtigste Geschichtbuch der chinesischen Nation ist unstreitig der Schu-king, den Confucius aus den zu seiner Zeit vorhandenen Chroniken und Annalen zusammenstellte. Er hatte dabei die moralischen Grundsätze der alten weisen Regenten des Landes vorzugsweise im Auge, und beginnt mit der Geschichte von Yao und Schün; der Schu-king ist also mehr eine moralisch-politische Beispielsammlung, als eine eigentliche Geschichte.

Ein sehr altes Geschichtbuch ist der Tschou-schou-ki-nien, wörtlich Bambusbuch-Jahresberichte, so genannt, weil man

Digitized by Google

das Werk im J. 284 vor Chr. Geburt auf Bambustafeln geschrieben in einem Grabe der Fürsten von Wei entdeckte. Sie enthalten eine Reichsgeschichte von Koang-ti bis 299 vor Chr. Geb., und sind deßhalb wichtig, weil sie das einzige alte Werk der Chinesen bilden, welches zuverläßige chronologische Notizen darbietet. Es erinnert in der Abfassung an die alten Annalen, wie sie aus den Klöstern des europäischen Mittelalters hervorgingen. Als Probe möge der Anfang des Buches dienen. Erstes Buch: Hoang-ti aus der Familie Hien-youen. Im ersten Jahre wurde er als Herrscher anerkannt. Er residirte in Yaou-hioung. Er ordnete zuerst die Form der kaiserlichen Mütze und Kleider. Im zwanzigsten Jahre wurden Wolken von einer glücklichen Vorbedeutung gesehen. Er bestimmte die Abzeichen und die Namen seiner Beamten nach der Farbe der Wolken. Im fünfzigsten Jahre, im Herbste, im siebenten Monate am Tage Keng-schin, kam der Vogel Foung (Phönix). Der Herrscher opferte auf dem Strome Lo in Ho-nan. Im neun und fünfzigsten Jahre unterwarf sich der Stamm Kouan-hioung. Der Stamm Tschang-kou unterwarf sich. Im sieben und siebzigsten Jahre unterwarf sich Tschang-y. Er residirte am Flusse Jo. Er erzeugte den Herrscher Kan-hoang. Im hundertsten Jahre that sich die Erde auf. Der Herrscher stieg auf (d. h. er starb).

In dieser Weise ist denn allemal der Name des Kaisers an die Spitze eines Abschnittes gestellt, und dann folgen hinter der Jahreszahl die einfachen Facta in wenig Worten angegeben, z. B. die Ordnung des Kalenders, die Anfertigung eines Gesanges, die Geburt kaiserlicher Prinzen, Feldzüge, Einrichtungen im Staate wie im Heere, die Erscheinung merkwürdiger Sterne, die Abhaltung großer Opfer, die Regulirung des Strombettes der Flüsse, die Verheiratung der Prinzessinnen, die Erbauung von Palästen, die Reisen der Kaiser, die Abänderung der Gesetze.

Das erste große historische Werk nach dem Schu-king sind die 130 Bücher des Sse-ma-tsien, der 104 Jahre vor Chr. G. vom Kaiser Ou-ti den Auftrag erhielt, den gesammten geschichtlichen Stoff der vorigen Dynastien in ein Ganzes zu fassen. Man suchte alle nur mögliche geschichtliche Werke nicht allein aus China, sondern auch aus Korea, Japan, ja aus Persien zusammen. Es entstand auf solche Art eine kolossale Bibliothek, aus welcher Sse-ma-tsien, unterstützt von anderen Gelehrten, im Laufe von sieben Jahren seine Arbeit herstellte. Er beginnt seine Geschichte mit dem Hoang-ti und führt sie im ersten Buche bis zum Yü; das zweite Buch enthält die Geschichte der Dynastie Ya, das dritte die der Schang, das folgende die der Tschaou; die sechs nächsten die der Tsin und der Han bis zum Jahre 104 vor Chr. Geb. Es folgen nun chronologische Abtheilungen, dann besondere Bücher

Digitized by Google

über Ceremoniel, Religion, Musik, Kalender, Astronomie; besondere Bücher über die Geschichte der Familien, berühmten Personen, der Prinzen, der Fürstenthümer. Sse-ma-tsien wird von den französischen Berichterstattern als geistreicher Schriftsteller geschildert, der geizig mit Worten, aber übersprudelnd von Gedanken ist, und der nur weniger Worte bedarf, um ein Gemälde deutlich hinzustellen und in der Seele des Lesers Gedanken zu wecken, die er nicht erst ausspricht. Diese Kürze ist aber auch Ursache, daß man Anmerkungen zu seinem Texte setzen mußte, um die alten Charaktere, die den King enthobenen Redensarten, die Ceremonialworte und Gleichnisse zu erläutern, deren er sich bedient. Sse-ma-tsien starb arm und in der Ungnade des Hofes, und erlebte nicht den Ruhm, der sein Werk nachmals umstrahlte.

Auf ihn folgte Pan-kou, der alle hinterlassenen Papiere desselben vorfand und zur Fortsetzung der Jahrbücher benutzte. Er begann sein Geschichtbuch erst mit der Dynastie der Han und setzte es in zwölf Büchern bis Pin-ti fort. Darauf ließ er eine Art Encyclopädie folgen, worein er die Chronologie, die specielle Geschichte der Prinzen und berühmten Personen, die Civil- und Criminalgesetze, die Naturgeschichte des Himmels und der Erde, die Wissenschaften und Künste, die Sitten und die Religion betrachtet. Pan-kou hatte die Absicht, seinen Vorgänger zu übertreffen; allein er hatte nicht die Stärke des Geistes, den Schwung der Gedanken, den klaren und malerischen Styl, und sein Werk enthält mehr Worte als Thatsachen.

Nach Pan-kou schrieb Sse-ma-tschin, der Enkel des Sse-ma-tsien; er nahm sich vor, das Werk seines Großvaters zu ergänzen, und zog deßhalb Bücher der Tao-sse, die Ausleger der King, die alten Romane zu Rathe, um die älteste Geschichte von Fohi bis Hoang-ti zusammenzustellen. Es folgten nach ihm noch mehrere Historiker, über welche die französischen Jesuiten berichten.

Diese Werke wurden nach und nach von verschiedenen Geschichtschreibern fortgesetzt, und es erschien die Geschichte einer jeden Dynastie gewöhnlich, wenn sie ihre Endschaft erreicht hatte. Daraus entstand eine Reichsgeschichte. Nian-nul-szu oder die 22 Geschichtschreiber, der im Jahre 1739 die Geschichte der Ming-Dynastie beigefügt wurde. Dieses Werk enthält 120 Hefte.

Außerdem hat man nun in chinesischer und mandschurischer Sprache noch eine ziemliche Anzahl geschichtlicher Werke, wie den Chafu-buleku-bische oder Spiegel der Geschichte, den Ming-szu oder Geschichte der Ming-Dynastie, worüber Klaproth ausführliche Nachricht gibt, den Tung-kian-kong-mu von Tschu-si im dreizehnten Jahrhundert.

Digitized by Google

Was die Poesie der Chinesen betrifft, so war sie in der Zeit vor Confucius überaus mannigfaltig und reich in allen Fächern; allein es ist uns von diesen älteren Erzeugnissen der Dichtkunst nichts erhalten als das, was die Liedersammlung des Confucius, der schon mehrfach von uns erwähnte und wörtlich eingeführte Schiking darbietet. China war vor Confucius eine Feudalmonarchie, der es nicht an allen den Elementen fehlte, welche das europäische Mittelalter bewegten und hier jene romantische Poesie erweckten, die wir bei den Tscherkessen und Beduinen finden. Die höheren, ritterlichen Stände China's gaben sich dieser Poesie hin, während das der passiven Rasse ursprünglich angehörige Volk in einfachen Geschichten sich gefiel, und seine Erfahrung zum Theil in Sprichwörter zusammenfaßte, deren eine große Menge, allerdings von den Lehren des Confucius durchdrungen, bis auf unsere Tage gekommen ist. Confucius stellte die Moral der Nation fest, und die allgemein eintretende gegenseitige Beschränkung, die Stellung, die den Frauen, der Jugend, dem Krieger, der Musik allgemach angewiesen wurde, konnte der Poesie nicht günstig seyn.

Confucius sammelte aus dem poetischen Schatze der Nation, was ihm für seine Zwecke brauchbar und denselben nicht widersprechend erschien, und legte dieß in seinem Schiking nieder. Schiking zerfällt in vier Abschnitte. Der erste heißt Kue-fung, Volksgesänge, welche sich auf Hochzeit und Liebe, die verschiedenen Arbeiten in Feld und Haus u. s. w. beziehen. Die zweite und dritte Abtheilung Siao-ja und Ta-ja, große und kleine Erhabenheit, sind in höherem Tone gehalten und entsprechen unseren Oden; sie feiern die erhabenen Tugenden der Kaiser, Fürsten, der großen und verdienstvollen Männer der Nation, oder sie enthalten auch Tadel der Laster. Einige sind Danklieder und Gesänge, die bei den Gastmälern abgesungen werden. Der vierte Theil, Sung, besteht aus Hymnen und Lobgesängen auf den Tien oder Himmel und Ehrengesänge für die Ahnen. Viele dieser Gedichte stammen aus den Zeiten der Schung, d. h. 1756 — 1112 vor Christus. Die Form der Lieder, sagt Kurz, ist mit wenig Ausnahmen ein Vers von vier Sylben, der in einigen verschiedenen Versmaßen eingekleidet und mit harmonischen, manchen prosodischen Regeln unterworfenen Reimen geendet ist. Der Styl ist einfach, kräftig, an's Herz sprechend. Man kann ihn nur mit dem des alten Testaments vergleichen.

Obschon nun Confucius durch den Stempel, den er der Nation aufprägte, der poetischen Entwicklung ein Hemmniß anlegte, so sind doch fortwährend Dichter in allen Gattungen der Dichtung aufgetreten.

Digitized by Google

Als die bedeutendsten Dichter nach der Zusammenstellung des Schiking nennt Kurz Tu-fu und Li-thaipa, die beide dem achten Jahrhundert nach Chr. Geb. angehören. Tu-fu stand seinem Zeitalter als Fremdling gegenüber, er entsagte daher auch allen Ansprüchen auf höhere Stellen und lebte nur der Dichtung. Thaipe dagegen lebte am Hofe. Seine Gedichte sind nebst andern gesammelt worden.

Eine epische Literatur haben die Chinesen nicht, obschon sie in alter Zeit gewiß vorhanden gewesen ist; aber wie bei uns, ist sie in den Roman übergegangen und lebt als solcher noch heute fort. Das Epos mußte zu allererst von dem Geiste, den Confucius hervorgerufen hatte, beseitigt werden.

Die Romanenliteratur China's ist überaus reich, und es sind schon mehrere derselben in das Französische, Englische und Deutsche übersetzt worden.

Diese Romane bieten eine außerordentliche Fülle von Schilderungen der chinesischen Zustände, Sitten und Gebräuche, Ansichten und Meinungen dar. Die Geschichte spiegelt sich in ihnen so ruhig wieder, wie das Bild einer Landschaft in der glatten Oberfläche eines vom Winde nicht berührten Sees, und Niemand, dem das chinesische Wesen nicht ganz fremd ist, wird diese Bücher unbefriedigt aus der Hand legen. Die Charakterschilderung ist stets treffend und sehr mannigfaltig, obschon stets chinesisch. Minder ansprechend für uns ist das chinesische Drama.

Die dramatische Literatur ist überaus zahlreich und ist fortwährend im Wachsthum begriffen, wie denn unter andern die k. Bibliothek zu Berlin eine Sammlung von sechzig dramatischen Stücken besitzt, deren Titel den Inhalt andeuten, z. B. die Päonie, der weiße Hase, der Ring von Jaspis, die beiden Perlen, der Goldspatz, die tausend Goldstücke, die beiden Kuschen u. s. w.

Die chinesischen Dramen sind meist historischen Inhalts, doch ist der Stoff immer einem entfernten Zeitalter entnommen. Stoffe, welche die herrschende Dynastie berühren, kommen nicht auf die Bühne. Das Gesetz verbietet, die alten Kaiser und großen Männer der Nation der Schaulust des Volkes preis zu geben. Die Bühne selbst, deren jedes größere Privathaus eine hat, ist sehr einfach und von künstlicher Decoration dabei keine Rede. Der Phantasie des Zuschauers bleibt es überlassen, den Schauplatz sich als Garten, Stadt, Zimmer oder Festung auszumalen.

Der Geist des chinesischen Drama läßt sich am besten aus einem Auszuge aus dem jüngst erschienenen Pi-pa-li erkennen. Dem Drama geht eine Art Vorrede in Gestalt eines Dialogs zwischen einem chinesischen Herausgeber und einem jungen Gelehrten voraus.

Digitized by Google

Der Gelehrte fragt, welche Bücher er für die Meisterwerke der chinesischen Literatur halte. Der Herausgeber bezeichnet als solche die Werke des Tschouang-tseu, Khio-youen, Sea-ma-thsien, Tou-fou, Chi-mai-nyan und Wang-schi-fou; bemerkt aber auf den Einwurf, daß es deren wohl noch mehrere gebe, und daß, wenn man mit den Fingern alle Schriftsteller von großem Verdienst abzählen wollte, sich wohl noch mehr als sechs zusammenfinden würden. Als nun der Gelehrte fragt, warum man immer nur jene sechs anführe, erwidert der Herausgeber: Verstehen wir es recht; was ist das Genie (Thsai)? Das Genie hat seine Quelle in der Natur; es entfaltet sich, es bildet sich durch die Leidenschaften; es lehnt sich an die Gebräuche, an die Gerechtigkeit, und nimmt, fürchtend sich zu verirren, nie seinen Weg ohne Führer und auf das Gerathewohl. Es weiß von der Freude an wunderbaren und an fabelhaften Begebenheiten abzustehen. Tschouang-tseu z. B. überläßt sich seiner Einbildungskraft, aber er erreicht seinen Zweck. Khio-youen hat vielleicht zu viel Feuer, zu viel Glut; aber er hat Gerechtigkeit und Gesetzmäßigkeit. Tou-fou hat die Harmlosigkeit eines Kindes, aber auch Freimüthigkeit und Weisheit. So hat denn jeder Schriftsteller seinen eigenthümlichen Genius und eine Art, welche natürlich ist. Die Seeräuber spielen eine große Rolle im Schoui-hou-tschouen; dennoch entfernt sich Chi-nai-nyan nicht von der Gerechtigkeit und Billigkeit. In dem Pavillon des Westens finden Besprechungen über die Wollust Statt; allein man muß bekennen, daß Wang-schi-fou tief in die Leidenschaften eingeht. Jeder dieser Schriftsteller besitzt ein geistiges Gepräge, welches ihm eigenthümlich ist; daher hat man diese sechs Thsai-tseu Schriftsteller von Genie genannt. Wer kann ihnen diesen Titel streitig machen? Man vergleiche nur die geschichtlichen Schauspiele der Tsang- und Song-Dynastien (8. und 10. Jahrh. nach Chr. Geb.) und der Youen-Dynastie (13. und 14. Jahrh.), welche allein mehr als 500 Bände bilden. Man lese die Stücke der Ming-Dynastie. Was findet man da? Einen narrenhaften Dialog, eine Menge von Scenen, in denen man den Straßenlärm und die gemeine Sprache der Kreuzwege zu vernehmen meint; die Ausschweifungen der Dämonen und Geister, ferner Liebeshändel, die wider die Zartheit der Sitte verstoßen, und was folgt daraus? Daß der Blick des Menschen getrübt und verwirrt wird, daß das Herz von dem wilden Strome der Leidenschaften gefaßt wird und darin endlich untergeht. Wenn man den Zweck aufsucht, nach welchem Pa-schin-fou und andere Schriftsteller der Youen-Dynastie strebten, so erkennt man sofort, daß die einzige Absicht ihrer Schriften dahin ging, die Menge durch das Schauspiel der Freude zu erfreuen

Digitized by Google

oder durch das der Trauer aufzuregen. Was aber die betrifft, welche die Erziehung des Menschen durch Lehre und Beispiel befördern wollen, so kommen auf zehntausend nicht Einer.

Hierauf befragt der Gelehrte den Herausgeber über seine Ansicht von Pi-pa-ki, und dieser erwidert: Ein Minister, der seinem Fürsten dient, ein Sohn, der seinen Aeltern dienen will, zwei vollkommene Gatten, eine erste und eine Nebenfrau, die sich lieben, Freunde, die sich helfen, das sind die Hauptpersonen, welche Kao-tong-kia in seinem Stücke vorführt. Wo nun, selbst im kleinsten Flecken, eine Bande Schauspieler auf die Bühne steigt, um Pi-pa-ki darzustellen, füllt sich sofort der Saal. Und wenn sie nun die Scenen der Hungersnoth und der Trennung, die Scene, wo Tsai-yong das Mitleid des Himmelssohnes im kaiserlichen Palast erfleht, oder die Scene darstellen, wo Tschao-ouniang ihr Haar verkauft, um einen Sarg zu kaufen, und Erde zu einem Grabe zusammenhäuft, dann röthen sich alle Wangen, dann brennen alle Ohren bei allen Zuschauern, Eigenthümern, betagten Frauen, jungen Hirten, Holzhauern, ehrwürdigen Greisen. Die Thränen rinnen ihnen über die Wangen, alle Gesichter sind verstört, man hört nur seufzen und schluchzen bis zum Ende des Stückes. Als ich dieses Stück zum ersten Male aufführen sah, so rief ich in meiner Begeisterung: dieses Stück ist das siebente Thsai-tseu, Geniewerk. Sofort unternahm ich eine Revision des Textes: ich verweilte mit Sorgfalt bei der Form jeder Redensart, ich übergab die Handschrift meinem Sohne und trug ihm auf, die Abschrift mit dem Originale zu vergleichen, nützliche Veränderungen vorzunehmen und mir zu helfen, die letzte Hand daran zu legen. Als ich nun später das von meinem Sohne corrigirte Werk überlas, der sich seines Auftrages trefflich entledigt und die lyrischen Stücke in regelmäßige Strophen getheilt und die Arien den Worten angeeignet hatte, so war es mir, als stünde ich einem Werke der Alten gegenüber und als hätte ich Personen in's Leben zurückgerufen, die vor tausend Jahren gelebt hatten. In dieser Weise enthält dann die dialogisirte Vorrede, welche 18 Seiten einnimmt, eine Kritik des Stückes.

Darauf folgt das Personenverzeichniß mit 35 Namen, vielen sprechenden Dienern, Fahnenträgern, Gerichtsdienern, so wie eine Menge stummer Personen, nämlich 500 Baccalauren, übernatürlicher Wesen und höllischer Miliz.

Der Inhalt des Stückes geht dem eigentlichen Texte voraus, indem ein Schauspieldirector mit seiner Bande auftritt und denselben nach kurzem Dialoge folgender Gestalt hersagt.

Tschao ist eine junge Frau von besonderer Schönheit, Tsai-yong ein vollendeter Baccalaureus. Sie waren kaum zwei Monate

Digitized by Google

durch gesetzmäßige Bande vereinigt, als der Kaiser alle Gelehrten des Reiches zusammenberief und die Eröffnung der Prüfungen ansetzte. Tsai-yong gab den Bitten seines Vaters nach und reiste nach der Hauptstadt ab, errang die akademische Palme und erlangte auf einmal den ersten Rang der Doctoren. Sofort ging er ein neues Ehebündniß ein, er heiratete Neou-tschi; aber da er einmal durch seine Erfolge auf den Gipfel des Ruhmes, der Größe und des Glückes gestiegen, konnte er sich dem Staatsdienste nicht länger entziehen. Während dieser Zeit richtete eine Hungersnoth in seinem Geburtslande Verwüstungen an; sein Vater und seine Mutter starben eins nach dem andern; welch eine Quelle von Jammer für den jungen Mann. Tschao, die junge Frau, vor Kummer trunken, erfüllt alle Pflichten, welche die Gebräuche ihr auferlegen. Sie schneidet ihr Haar ab und verkauft dasselbe, um den Aeltern ihres Gatten die Bestattung gewähren zu können; sie sammelt Erde in ihrem hänfenen Gewande und errichtet ihnen einen Hügel. Dann ergreift sie ihre Laute und wandert nach der Hauptstadt. Man sieht sie, wie sie auf den Straßen die häuslichen Tugenden preiset und besingt. Die Wiedererkennung von Tschao und Tsai-yong findet in einer Bibliothek Statt. Auf diese Wiedererkennung folgen Thränen, Seufzer und bittere Klagen. Der junge Mann ist durchdrungen von kindlicher Frömmigkeit, Nieou-schi von Weisheit und Mäßigung. Endlich begibt sich Tsai-yong, von seinen beiden Frauen begleitet, in seine Heimat zurück und erfüllt die Trauergebräuche.

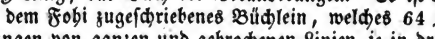
Nun erst beginnt das Stück selbst, das in 24 Bilder oder Scenen abgetheilt ist. Auch dieses Stück athmet, wie alle Producte chinesischer Literatur, die reinste Moral, und vor Allem die innigste Liebe und Ehrfurcht gegen die Aeltern, und gleich die erste Scene enthält den lebendigsten Ausdruck derselben. Es würde jedoch zu viel Raum wegnehmen, wollten wir auf die Einzelnheiten eingehen.

Wie nun kein Werk der chinesischen Literatur auf allgemeine Anerkennung und dauernden Beifall Anspruch machen kann, wenn es nicht im Geiste der durch Confucius zur Geltung gebrachten Lehren abgefaßt ist, so sind die Schriften des Confucius selbst die Quelle, auf welche der Chinese, der auf Geistesbildung sein Streben richtet, immer wieder zurückkommt. Diese Schriften, so wie die im Geiste derselben abgefaßten Erläuterungen nennt der Chinese die King oder Hauptwerke und klassische Bücher. Es sind aber:

1) der Schu-King, das Buch der Geschichte in vier Abtheilungen. Den Umfang dieses Werkes kann man daraus ermessen, daß es 90 Doppelseiten in Hochquart in der französischen Uebersetzung von G. Pauthier einnimmt.

Digitized by Google

2) Y-King, das Buch der Veränderungen. Es ist dieß ein uraltes, dem Fohi zugeschriebenes Büchlein, welches 64 Zusammenstellungen von ganzen und gebrochenen Linien je in drei Reihen enthält, z. B.:



u. s. w. Es hat schon seit Leibnitz selbst in Europa vielfache Erklärungsversuche veranlaßt, allein schon Confucius war mit den Auslegungen seiner Landsleute nicht zufrieden.

3) Der Schi-king.

4) Der Ta-sio oder das große Studium, ein Werk von Confucius und seinem Schüler Thseng-tseu. Man hatte dasselbe ehedem in dem großen Lehrsaale oder dem großen kaiserlichen Collegium als Lehrbuch eingeführt, und Jedermann richtete darnach seine Handlungsweise ein, wie Doctor Tschou-si in der Einleitung zu diesem Werke bemerkt. Es besteht aus nicht mehr als sieben Kapiteln, der Commentar des Schülers aber aus zehn.

5) Tschoung-Young oder die Unveränderlichkeit in der Mitte, von dem Enkel des Confucius Tseu-sse zusammengetragen, enthält 33 Kapitel und die Lehre von der Vernunft und den Vorschriften, die sie dem Menschen gibt.

6) Lün-yü oder philosophische Gespräche im Sinne des Confucius.

7) Das Buch des Meng-tseu, das hauptsächlich von der Gerechtigkeit und Menschlichkeit handelt und durch Beispiele aus der Geschichte zu belehren sucht, und wobei Confucius immer als die vornehmste Quelle angeführt wird.

Die Kunst ist in China eben so wie die Literatur im vollständigen Einklange mit den übrigen Lebenserscheinungen und ein wesentlicher Theil derselben. Dieses gilt namentlich von der Musik, die Confucius nicht allein als eines der wichtigsten Bildungsmittel der einzelnen Menschen betrachtete, sondern auch, nach dem Beispiele der Alten, als einen der wirksamsten Hebel für die patriotischen und religiösen Gefühle der Nation anempfahl. Die chinesische Musik ist aber ganz von der unsrigen verschieden, und die unsrige macht gar wenig Eindruck auf die Chinesen. Als Pater Amiot, welcher Flöte und Klavier spielte, europäische Stücke vortrug, bemerkte man ihm, daß diese Sachen nicht für chinesische Ohren, oder chinesische Ohren für diese Melodien nicht gemacht seien, und daß sie die Schönheiten derselben durchaus nicht empfinden könnten. Ein chinesischer Doctor aus der Akademie der Hanlin bemerkte noch: die Klänge unserer Musik gleiten vom Ohre bis in's Herz und von da in die Seele. Wir fühlen sie, wir begreifen sie; was Ihr uns vortragt, thut das nicht. Die

Digitized by Google

Arien unserer alten Musik waren aber noch viel mehr, wenn man sie hörte, war man entzückt. Alle unsere Bücher machen die größten Lobeserhebungen davon, aber sie belehren uns auch, daß wir viel von der vortrefflichen Methode verloren haben, womit unsere Alten so herrliche Wirkungen hervorgebracht haben. Pater Amiot forschte deßhalb nach und fand, daß die Chinesen eine große Anzahl Bücher über die Musik besitzen, von denen er dann auch ein Verzeichniß mittheilt, das 69 Nummern enthält, und aus denen er ein eigenes, durch zahlreiche Abbildungen erläutertes Werk zusammenstellte, das mit der Lehre von den Tönen beginnt. Darauf werden die Töne betrachtet, welche die verschiedenen Stoffe von sich geben; namentlich die Haut, der Stein, das Metall, die gebrannte Erde, die Seide, das Holz, der Bambus, die Calabasse. Aus allen diesen Stoffen hatte man Instrumente gefertigt, und sie führten damit Musiken auf, die auf genauer Berechnung der Töne beruhten.

Diese Instrumente waren Trommeln verschiedener Art, Tsou-Kou, Yng-Kou, die zum Theil sehr groß auf Gestellen standen, theils an langen Handhaben gehalten wurden; ferner der Pien-bing, ein Instrument, das aus sechzehn Steinen zusammengesetzt ist, welche flach sind, die Gestalt einer Axt haben und in zwei Reihen an einem Holzgestelle aufgehängt sind. Der Stein ist schwarz und klingt wie Metall, es ist wahrscheinlich ein Kieselschiefer oder Probirstein. Der moderne King besteht aus Jade und soll nicht übel klingen. Man hat ferner Glocken aus Metall, Becken, die je nach der Größe in einem Holzgestelle aufgehängt sind; den größeren Gong oder die aus Metallfäden geflochtenen und durch Schlagen, in der Art der Damascirung vereinigten Becken von außerordentlich kräftigem Tone.

Aus Holz ist ferner ein seltsames Instrument, das die Gestalt eines liegenden Tigers hat, von dessen Rücken eine Art Kamm aufragt, über den man hinfährt, um demselben einen Ton zu entlocken. Dann hat man eine Art Klavier oder Hackebrett, das mit Seidenfäden bespannt ist, vor welches man sich setzt, und das man nach Art der Harfe mit den Fingern spielt. Man hat ferner mehrere lauten- und geigenartige Instrumente, mit längerem und kürzerem Halse, ovalen oder kreisrunden, flachen oder gewölbten Kasten, die mit den Fingern oder dem Bogen gestrichen werden. Sehr mannigfaltig sind die Blasinstrumente aus Rohr, Holz, Horn, Metall, die unsern Flöten, Clarinetten, Trompeten und Hörnern, so wie dem Dudelsacke gleichen. Das seltsamste Blasinstrument ist wohl der Scheng, es gleicht fast einer Theekanne mit Sförmigem Ausgußrohre, in die obere Oeffnung sind 24 Pfeifenröhre von verschiedener, nach dem Tone

Digitized by Google

berechneter Länge in guter Ordnung eingelassen. Wenn man nun durch die Röhre Luft hinein bringt, wird diese in die Pfeifen getrieben, und bringt den bestimmten Ton hervor.

Wir sehen also, daß die Musik, obschon ganz verschieden von der europäischen, sehr ausgebildet ist; daß man den Klang der verschiedenen Stoffe kennt, das Verhältniß der Töne zu einander berechnet hat und dadurch eine beabsichtigte Wirkung auf das Gemüth hervorzubringen versteht. Allein schon Confucius klagte zu seiner Zeit über den Verfall der musikalischen Kunst; er suchte die alten Musiker sorgsam auf und suchte auch der Musik ihre frühere Geltung wieder zu verschaffen. Die gegenwärtigen Chinesen haben dieselbe Klage. Eigentliche Noten haben die Chinesen nicht, obschon sie gewisse musikalische Zeichen besitzen, womit sie die flüchtigen Töne festhalten und Andern zu überliefern im Stande sind.

Die bildende Kunst der Chinesen ist wie bei allen Völkern aus der Baukunst hervorgegangen. Der Verfasser zeigt, wie in der frühesten Zeit auch in China jene großen, aus Erde aufgeführten Pyramiden wahrscheinlich vorhanden gewesen, die wir noch in Aegypten und den altamerikanischen Reichen angetroffen haben. Fortschreitende Bearbeitung des Bodens, namhafte Vermehrung der Volksmenge ließen diese großen Bauwerke allgemach von der Oberfläche der Erde verschwinden, oder gaben ihnen eine angemessene, weniger Raum begehrende Gestalt, wie sie uns in den heiligen Thürmen entgegentritt. Die alten Pyramiden bestanden wahrscheinlich, wie die der Azteken, Aethiopier und Perser, aus vierseitigen Hügeln, auf deren Vorderseite eine Freitreppe hinanging. Malpière gibt die Abbildung eines solchen heiligen Thurmes, auf dessen Vorderseite allerdings noch eine steile Freitreppe die Fassade des ersten Stockwerkes durchschneidet. Die übrigen Stockwerke, oft bis zu neun, ruhen in Absätzen eines über dem andern. Man bemerkt auf den chinesischen Bildern das Bestreben, dieser einer architectonischen Entwickelung allerdings sehr ungünstigen Grundform durch Gliederung einige Mannigfaltigkeit zu gewähren; man sieht Thürme, deren einzelne Stockwerke, wie die über einander ruhenden Kugeln der Calabasse, da, wo sie sich berühren, abgerundet sind; an andern ist die Kante der Würfel abgeplattet, so daß sie vier breite und vier schmale Seitenflächen zeigen; wieder andere haben zwischen den Stockwerken breite Simse, andere kleine Dächer, die weit heraustreten und von denen Glöckchen herabhängen. Auch Sculpturen fehlen nicht.

Die übrigen dem Staate oder Privatpersonen angehörigen Gebäude sind sämmtlich in dem vom Verfasser früher geschilderten,

Digitized by Google

aus dem Bedürfniß und der Bequemlichkeit hervorgegangenen Style errichtet. Die Kunst tritt hiebei weniger als die eigentliche Bildnerin des Ganzen, denn vielmehr als die verschönernde Schmückerin auf. Sie wirkt sowohl durch plastische Verzierungen als auch durch die glänzenden Farben, womit sie die einzelnen Theile, die Wände, das Dach, die Säulen übergießt. Die Säulen sind meist sehr schlank, mit niedrigen, fast nur in einem Wulst bestehenden Fuße; die Kapitale bilden einen Würfel, woran in Gold oder andern grellen Farben schön gezeichnete Inschriften stehen. Die Chinesen benutzen überhaupt ihre Schrift, namentlich die alte Kanzleischrift, zur Verzierung der Wände und Säulen, und wie wir Bilder und Kupferstiche in unsern Zimmern aufhängen, so sieht man in den chinesischen Gebäuden Schrifttafeln in herrlichen Farben und von schöngeschnitzten Rahmen zierlich umfaßt. Die Säulen sind oben wie unten am Boden oft durch ein buntes Latten- und Gitterwerk mit einander in Zusammenhang gebracht, das uns alle nur erdenkliche mäandrische Verzweigungen und Kreuzungen fast stets im rechten Winkel zeigt. Hie und da benutzt man namentlich in den Ecken die natürliche Wurzelform zur Verbindung der Stäbe, was eine angenehme Wirkung hervorbringt.

An steinernen Mauern sind diese Balustraden, Fensteröffnungen und Gewände im Runden ausgeführt, und sie stellen die niedlichsten und geschmackvollsten Verschlingungen dar, denen wir auch in der byzantinischen Kunst begegnen. Man hat da Knoten, Schleifen, Schlingungen, wie sie in der Natur, namentlich bei Schlangen, Wurzeln, Schlingpflanzen, Korallenbildungen öfters vorkommen. Solche Ornamente sind dann meist in anderer Farbe, gewöhnlich dunkler, an den Rändern, unter den Simsen der Gartenmauern angebracht.

Die Giebel, Dachecken und Firsten der Gebäude werden häufig mit Vogelgestalten oder mit Drachen plastisch ausgeschmückt, die immer reich vergoldet sind; auch das Fabelthier Ki-lin, das wir bei der Geburt des Confucius kennen lernten, erscheint dabei. Zum Theil dienen diese Gebilde als Wetterfahne, zum Theil auch als Mündungen der Regenrinnen, wie wir sie auch an Gebäuden des deutschen Mittelalters bemerken.

Es ist wohl überhaupt kein Naturgebilde, was die Chinesen nicht in den Bereich ihrer plastischen Kunst und Ornamentistik gezogen hätten, den Wurm wie den Schmetterling, Käfer und Cicade, die Coralle, die Muschel und Schnecke, die Schildkröte wie die Eidechse und Schlange, die Fische in allen Formen, die Vögel, die Säugethiere und die Menschengestalt, Pflanzen jeder Gattung, so wie die Felsenbildung des Süßwasserquarzes, wie

Digitized by Google

des Basaltes, treten uns in den Verzierungen der chinesischen Gebäude entgegen.

Allen chinesischen Wohnhäusern ist eine gewisse Zierlichkeit und Nettigkeit eigen, die jedoch nicht in's Kleinliche und Gezierte übergeht. In den Abbildungen bei Malpière sehen wir mehrere Häuser und deren Inneres dargestellt, aus denen wir manche Eigenthümlichkeit der chinesischen Architektur erkennen. Der Verfasser verweist namentlich auf die Landhäuser, welche mitten im Wasser angelegt sind, und deren Unterbau die Gestalt eines Schiffes hat; auf die schönen, geschmackvollen Pavillons, die sich durch Reichthum der Verzierungen auszeichnen, und die schönen Säle und Corridore, die wir dort erblicken.

Die Bildnerei der Chinesen ist niemals eine selbstständige und allein dastehende Kunst. Die Statuen der Gottheiten, Menschen und Thiere sind stets mit Tempeln, Grabmälern und Wohnhäusern oder Palästen in Zusammenhang, sie erscheinen nie als selbstständige Kunstwerke.

Bei Darstellung der buddhistischen Gottheiten begegnen wir einem den Chinesen eigentlich fremdartigen indischen Styl, den wir später kennen lernen. Nationell chinesisch sind die Statuen der Genien, der Kouan-yn, des Confucius, der Geistlichen, der Beamten, die immer in voller, reicher Kleidung erscheinen, und an denen nur Gesicht und Hände Gelegenheit zu naturgetreuer Darstellung geben, die denn auch stets meisterhaft ist. Die Gesichter, natürlich stets mit volksthümlichem Ausdruck, sind mit Genauigkeit ausgeführt, die Hände an den Frauenbildern immer sehr zierlich und schön. Die Gewänder, der Faltenwurf sind naturgetreu wiedergegeben und bis in's kleinste Detail, in Stickerei und Beiwerken sorgfältig ausgeführt.

Die Thiere, welche die Chinesen plastisch darstellen, sind Elephanten, Büffel, Hunde, Hasen, Pferde, Rinder, dann Adler, Hähne, Tauben, Enten, Goldfische, Schildkröten, Schmetterlinge, Muscheln. — Nicht minder gelungen sind die Blumen, welche namentlich in Porzellan vortrefflich ausgeführt werden, und besonders als Verzierung an Tassen, Kannen, Flaschen und andern Gefäßen erscheinen. Die mythologischen Thiere, wie die Tempel bewachenden, auf dem Hintertheile sitzenden Löwen, die Drachen, das heilige Thier Ki-lin und andere öfter vorkommende Gebilde erinnern an die neuseeländischen, altmerikanischen und ägyptischen Formen. Sie kommen in Marmor und andern harten Steinarten, in Bronzeguß auch colossal vor, und sollen dann mit größter technischer Vollendung ausgeführt seyn. Der vortrefflichen Elfenbeinarbeiten, besonders der Schiffmodelle, Schachspiele, ist bereits Erwähnung gethan.

Digitized by Google

Die halberhabenen Arbeiten, die man an Theebüchsen, an Gefäßen, Kästen, dann aber auch als selbstständige Kunstwerke für die Ausschmückung der Zimmer antrifft, kommen in außerordentlicher Anzahl vor. Wir finden sie in Holz, Elfenbein, Speckstein, dann aber auch in mehreren verschiedenartig zusammengesetzten Stoffen; so kommen z. B. Reliefs aus Speckstein auf Papier, Seide und Holz, aus Perlmutter auf Holz, aus Pappe und Seide auf Papier vor; es sind theils menschliche Scenen, worunter oft etwas obscöne Darstellungen, theils Blumen, Gefäße u. dgl. Eigenthümlich sind den Chinesen jene Reliefstafeln, die an einander geheftet oder geklebt und zum Zusammenfalten eingerichtet wie Bücher erscheinen.

Die Malerei der Chinesen ist sehr ausgebildet, und wird durch den technisch sehr vollkommenen Apparat unterstützt. Wir lernten die Geschicklichkeit der Chinesen in Herstellung ihrer vortrefflichen Tusche, der verschiedenartigen Farben, der Lacke und Firnisse bereits kennen. Man hat chinesische Farbenkästen, die, wie Alles, was aus China kommt, überaus zierlich eingerichtet sind, und eine große Auswahl Erd- und Saftfarben in Porzellannäpfen enthalten. Man hat ferner ganze Farbenpalletten, die aus mehreren zusammen vereinigten Porzellannäpfen bestehen. Die besten chinesischen Bilder sind in Wasserfarben ausgeführt und auf Papier oder Seide aufgetragen. Doch kennt man auch die Oelfarben. Zum Vertreiben derselben bedienen sich die Chinesen eines Pinsels, der aus Schweinsborsten besteht, die in eine wie beim Bleistift übliche Hülse gefaßt sind, und je nachdem der Pinsel hart oder weich seyn soll, mehr oder minder herausgezogen werden. Die feinen, nur aus wenig Haaren bestehenden Malerpinsel sind stets durch ein aufgesteckes Rohr vor Staub geschützt. Die Gemälde auf Reispapier, welche aus China nach Europa kommen, und menschliche Figuren und Gruppen, Scenen, Schiffe, naturhistorische Gegenstände darstellen, zeigen große Vollendung; seltener sind die auf Seidenstoff ausgeführten, meist in langen Rollen gebrachten historischen Gemälde, die noch vorzüglicher sind. Die Farben sind vortrefflich, allein in der Zeichnung wie in der Anordnung von Licht und Schatten vermißt man die bewußte, auf mathematischen Regeln berechnete Perspective, wie sie in Europa seit Albrecht Dürer und Leonardo da Vinci angewendet wird. Die im menschlichen Auge begründete natürliche Perspective fehlt jedoch in besseren Gemälden niemals, obschon sie auf Vasenbildern eben so wenig anzutreffen ist, wie auf den altetruriſchen und altgriechischen Vasen.

Die Gefäßbildnerei ist vielleicht derjenige Kunstzweig, worin es die Chinesen am weitesten gebracht haben. Sie fertigen Gefäße

Digitized by Google

in Metall, allen Stein- und Erdarten, Porzellan, Glas, Elfenbein, Thierhorn, Schildkröten- und Muschelschale, Holz und anderen Pflanzenstoff. Auch in neuerer Zeit fertigt man in Bronze vortreffliche Gefäße, vornehmlich Räuchervasen, deren Körper gemeiniglich eine melonenartige Frucht bilden, während Füße und Henkel so wie Deckelgriff von dem Ranken- und Blattwerke hergestellt werden. Der Guß ist meist überaus dünn, die Oberfläche farbig gehalten. Man fertigt auch aus getriebenem Kupfer Gefäße von merkwürdiger Dünne und Leichtigkeit, die man farbig emaillirt. An diesen Gefäßen, namentlich den Gießkannen, finden wir kühn geschwungene Henkel und im Ganzen schöne durchgebildete Formen. Die Malerei ist in der Regel der Pflanzenwelt entlehnt, die Farben sind überaus glänzend und lebhaft. Die aus Thiergehörn, Jade, Schildkrötenschale und andern derartigen Stoffen geschnitzten Gefäße bestehen meist in Bechern, an denen durch Blatt- und Rankenwerk ein Fuß oder Henkel gebildet wird und die überaus zierlich gearbeitet sind. Es kommen auch, namentlich in Jade, schlanke Fläschchen vor, deren Henkel in einem Drachen oder einer Eidechse und Schlange besteht.

Den Schluß der Untersuchungen und Mittheilungen über China machen die über die chinesische Geschichte.

Die Mittheilungen über Japan sind kurz, nur gleichsam übersichtlich, und betreffen die Körpergestalt, Nahrung, Kleidung, Wohnung, Fahrzeuge, Ackerbau, Gewerbe, Familienleben, Leichenfeier, Staatsverfassung, Ministerium, Bevölkerung, Verkehr, Kriegswesen, Religion und Wissenschaften der Japanesen.

Art. VII. 1) Gedichte von Emanuel Geibel. Zehnte Auflage. (Miniatur-Ausgabe.) Berlin (bei Alex. Duncker, königl. Hofbuchhändler). 1848. 16°. 343 S.

2) Gedichte von E. Dräxler-Manfred. Dritte, durchaus verbesserte und vermehrte Auflage. (Miniatur-Ausgabe.) Frankfurt a. M. (J. D. Sauerländer's Verlag.) 1848. 16°. 347 S.

3) Gedichte von Friedrich Bach. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig. (Verlag von J. J. Weber.) 1847. 8°. XVI und 219 S.

4) Gedichte von Theodor Stamm. Leipzig. (F. A. Brockhaus.) 1845. X und 360 S.

Wer den Entwickelungsgang unserer Zeit aufmerksamer beobachtet, wird es sich nicht verhehlen können, daß die Gegenwart in einem großen Gährungsprozesse begriffen ist, welcher sich auf alle Lebenselemente gleichmäßig erstreckt, und das Resultat,

Digitized by Google

wozu er sich endlich gestalten wird und muß, wohl ahnen, aber nicht mit Bestimmtheit voraus berechnen läßt. In allen Sphären menschlicher Thätigkeit, sowohl materieller als geistiger, herrscht eine Unsicherheit, ein Schwanken, ein ruheloses, umsonst nach festen Haltpuncten haschendes Umhergreifen, welches an den Zustand eines Fieberkranken erinnert, in dessen erhitztem Gehirne Vorstellung auf Vorstellung sich drängt, ohne daß eine zur völligen Reife gelangt. Träges Sichgehenlassen wechselt mit toller Ueberstürzung, Großartigkeit im Einzelnen mit Kleinlichkeit im Ganzen, kühne Hoffnung mit entmuthigender Trostlosigkeit; daß wir aus dem Geleise gerathen sind, fühlen wir Alle; ängstlich wenden wir uns bald rechts, bald links, um wieder einzulenken, allein es ist als ob Sinnestäuschung uns verblendete, — die rechte Fährte zu finden will uns noch immer nicht gelingen. Verdammt zu Phaëton's Loose, scheinen wir früher noch irgend einem Eridanus verfallen zu sollen, damit dann die alte Lenkerhand den Zügel, den sie uns allzunachgiebig anvertraut hat, wieder aufnehmen und das scheu gewordene Gespann auf die gewohnten Bahnen zurückleiten könne. Wir wollen hier dieses Gleichniß nicht weiter ausführen, noch es auf die politischen und socialen Zustände anwenden, sondern nur einen flüchtigen Blick auf das uns zunächst liegende Gebiet der ästhetischen Entwickelung werfen. Abgesehen von der Aesthetik als Wissenschaft, als welche sie mit der neueren Philosophie die gleichen Phasen durchgemacht hat, nehmen wir die obigen Erscheinungen nicht minder in der Praxis wahr als in der Theorie, und fast jeder Zweig der ästhetischen Literatur spiegelt in den Leistungen, die ihm zugehören, nur allzudeutlich den unentschiedenen Charakter unseres Gesammtlebens.

So hat denn auch die Poesie, und vorzugsweise die lyrische, als die unmittelbarste, dem Gemüth und der Gesinnung willfährigste, alle jene Gährungsstoffe nach einander in sich aufgenommen, welche jetzt im Leben überhaupt sich regen. Seit nicht vollen zwanzig Jahren ist für die deutsche Lyrik ein Abschnitt eingetreten, von welchem an die Literärgeschichte eine neue Periode wird zu beginnen haben. Es ist unglaublich, welchen Umschwung sie seither genommen, wie sie in ihrem Innersten sich verändert, wie weit sie von der Periode der Romantik, an die sie unmittelbar sich anschließt, in dem kurzen Zeitraume von wenigen Jahren sich entfernt hat. Man ist gewöhnt, die politische Richtung als die erste Phase der modernen Poesie zu bezeichnen; unseres Erachtens lag diese schon durch ein anderes Element vorbereitet, nämlich durch das Element der Negation, welches an H. Heine seinen namhaftesten Vertreter fand. Aus dieser schneidenden Ironie, aus dieser selbstvernichtenden Unzu-

Digitized by Google

friedenheit, aus dieser wildlustigen Verneinung alles Hohen und Heiligen, aus diesem schmerzlichen Muthwillen, der Alles auf den Kopf zu stellen, Erhabenes und Gemeines durch einander zu werfen, Lumpen zu vergolden und Perlen in Koth zu fassen liebt, — entwickelte sich jenes Mißbehagen an allem Bestehenden, jene Unverträglichkeit mit dem Altherkömmlichen, jene Gereiztheit und Tadelsucht, mit einem Worte jener Geist der Opposition, wodurch die Verneinung aus dem Gebiete der Moral auf das der Politik übertragen und die Poesie zur Trägerin der letzteren gemacht worden ist. Noch war sie aber erst liberal, und, obwohl fremdem Zwecke dienstbar, statt selbst sich Zweck zu seyn, immer noch, in so weit sie tüchtige Vertreter fand, auf einem ihrer würdigen Gebiete. Allein bald schritt sie, durch den Beifall der Parteien, deren Sympathien sie traf, verlockt, dem Extreme zu. Wilde Leidenschaftlichkeit, ungeberdiger Haß gegen Alles, was nicht die Farbe trug, der sie huldigte, wahnsinniges Ueberspringen jeder Grenze eines geregelten Fortschrittes und blinde Zerstörungswuth bemächtigten sich ihrer; die friedliche Muse, vorerst zur Amazone geworden, artete nun völlig zur Bachantin aus. Sie glaubte nicht wühlerisch, nicht destructiv, nicht incendiarisch genug sich äußern zu können; auf ihrem Banner stand das Wort „Radicalismus." — Dieß war die zweite, oder in sofern wir den „Weltschmerz und die Zerrissenheit" für mehr als ein bloßes Vorspiel rechnen wollen, die dritte Phase der modernen deutschen Lyrik. Nachdem sie in dieser Richtung das Ihrige geleistet und ihre reichste Lorbeerernte gethan zu haben glaubte, sah sie nach einem anderen Felde sich um, wo, um gleich wohlfeilen Preis, neue zu gewinnen wären. Die Fermentation im socialen Leben der Gegenwart bot ihr reichen und willkommenen Stoff dar. Rasch trat sie auf die Seite Aller, die außer der Gesellschaft stehen. Ohne es vielleicht zu wollen, ward sie die eifrigste Bundesgenossin der neufranzösischen Romantik. Sie nahm das Proletariat unter ihre Flügel, aber nicht als Versöhnerin, sondern um den Riß, der durch die menschliche Gesellschaft geht, zur Kluft zu erweitern, um den Gegensatz von Arm und Reich auf's Grellste herauszuheben, um die Pestbeulen und Wunden, woran die Stiefsöhne der Zeit leiden, in ihrer ekelhaftesten Scheußlichkeit bloßzulegen, um den physischen Jammer und den moralischen Aussatz mit cynischer Wollust zu conterfeien, — und dadurch jenen Umsturz aller Verhältnisse, den sie früher durch politische Hebel zu fördern bemüht war, durch sociale zu beschleunigen. Also wie dort, griff sie auch hier zum Extrem, und wurde zur Prophetin des Communismus. Fast gleichzeitig wendete sie, der eben auftauchenden religiösen Wirren wahr-

Digitized by Google

nehmend, in einer minder zahlreichen Fraction auch dieſen ſich zu. Dieß war die vierte Phaſe der modernen deutſchen Lyrik. Nachdem ſie auch dieſes Feld zur Genüge ausgebeutet und ſich indeß einigermaßen beſonnen und ermannt hatte, trat ſie allmälig in die Sphäre des Socialismus zurück, in welcher ſie, von edleren Naturen vertreten und auch der Denk- und Gefühlsweiſe der Gemäßigteren näher rückend, vielfachen, mitunter wohlverdienten Anklang fand. Zum Theile noch in dieſer ihrer fünften Phaſe, zum Theile ſchon im Uebergange zu einer neuen, ſchöneren, vielleicht der ſchönſten, die ihr vor dem Abſchluſſe der Gährungsperiode, worin wir uns mit ihr befinden, noch vorbehalten iſt, erblicken wir ſie jetzt, es iſt die Phaſe der Humanität, die wir meinen, jener verſöhnenden Vermittelung der Widerſprüche, woran die Menſchheit krankt, die in Leben und Kunſt ſo Noth thut, und dem Zwecke der Poeſie: „eine Verſchönerin des Lebens zu ſeyn," ſo vollkommen entſpricht. Man fordert von der Poeſie im Allgemeinen und von der Lyrik insbeſondere, daß ſie nicht außer die Zeit ſich ſtelle, daß ſie den Pulsſchlag derſelben belauſche, ihren Anforderungen Gehör gebe, ihre Wünſche, Hoffnungen und Befürchtungen abſpiegle, mit Einem Worte, daß ſie zeitgemäß ſei; — nach dieſer Richtung hin kann und ſoll ſie es ſeyn: denn die Idee der Humanität iſt eben ſo poetiſch als practiſch, ſo, daß wer ſie richtig, mit der Kraft ſeines Talentes, erfaßt, ſicher ſeyn kann, die Anforderungen des Lebens in dem Maße zu befriedigen, als er den künſtleriſchen genügt, und obwohl jetzt mit ſeiner Zeit lebend, über dieſelbe hinauszuleben.

Das Auge auf dieſe, wie uns dünkt, ſchon im Anbruche begriffene Phaſe der deutſchen Lyrik richtend, wollen wir noch einmal einen Blick auf ihre jüngſte Vergangenheit werfen, um dabei auf den Standpunct zu gelangen, von welchem aus wir die Producte einiger in den Wiener Jahrb. noch nicht beſprochener Lyriker zu beurtheilen gedenken. Es iſt eine ſchwere Aufgabe für den Dichter, namentlich für den lyriſchen, als dem auf die einfachſten Mittel beſchränkten, in einer vielbewegten, mit ſich ſelbſt zerfallenen, von den verſchiedenartigſten Meinungen, Anſichten und Tendenzen durchkreuzten Zeit ſich eine anhältige Geltung zu erringen. Hat er zu ſehr die Wirkung nach Außen im Auge, ſo betrügt er ſich damit nur allzuleicht um ſeine dichteriſche Zukunft; iſt dieſe ſein eigentlicher Zielpunct, ſo läßt ſeine Zeit ihn fallen, und er verkümmert am nagenden Wurme der Verkennung. Beſtrebt er ſich für beide Zwecke Förderſames zu leiſten, ſo läuft er Gefahr, in unentſchiedener Halbheit ſeine beſte Kraft zu zerſplittern, und für ein unbefriedigtes, ſeine Sehnſucht nie ganz ausfüllendes Daſeyn mit der Ausſicht auf ein beſcheidenes

Digitized by Google

Plätzchen in einem Conversationslexikon oder in der Literärgeschichte sich vertrösten zu müssen. Und dennoch ist der zuletzt bezeichnete dritte Weg derjenige, den die meisten Lyriker einschlagen, die den ersten mit ihrer Individualität, ihren Verhältnissen oder mit der Tragweite ihres Talentes, den zweiten mit ihrem Ehrgeize, ihren Hoffnungen und ihrem Selbstgefühle nicht vereinbaren können. Sie huldigen daher der vorherrschenden Geschmacksrichtung nur aus Condescendenz, nicht aus reiner Ueberzeugung, oder nur nebenher, um sich selbst zu versuchen und sich an den gepriesenen Bannerträgern der Zeit zu messen; oder gar nur aus kluger Berechnung, um sich dadurch als Gleichgesinnte zu signalisiren, und, von der Partei getragen, sich oben zu erhalten. Die Zahl derjenigen, welche von solchen Mitteln, in die Masse zu dringen, sich ganz rein erhalten haben und, unbekümmert um die „Mobilium turba Quiritium," ruhig den Weg wandeln, auf welchen ihr Talent und ihre Ueberzeugung sie anweist, ist in der That sehr gering. Und dennoch finden wir gerade unter diesen Wenigen so manche, deren Liedern eine längere Dauer sich verbürgen läßt, als Vielen, die, als die Helden des Tages, in allen Journalen beweihraucht, gepriesen, über die Heroen einer früheren Periode erhoben, oder wenigstens bis zur Uebergebühr besprochen und beurtheilt werden. Dessen ungeachtet aber finden auch die Werke jener Wenigen Anklang, wenn auch nur allmälig und langsam, so doch in steigendem Verhältnisse, — ein Beweis, daß der richtige Tact der Genießenden durch die nüchterne Sprödheit der Richtenden sich nicht beirren läßt. Wir halten es daher für nicht unpassend, in diesen Jahrbüchern, die es sich stets zur Aufgabe stellten, die beachtenswertheren Erscheinungen in der Literatur mit ruhiger Würdigung zu besprechen, nach und nach auch einige lyrische Erzeugnisse vorzuführen, welche, ungeachtet sie von den gewöhnlichen Tendenzen der Gegenwart ganz oder doch größtentheils sich frei erhalten haben, größere Theilnahme gefunden oder sie zu gewärtigen haben, und daher auch von einer unparteiischen und leidenschaftslosen Kritik näher beachtet zu werden verdienen. Unter die Erzeugnisse dieser Art gehören die eingangs angeführten vier Gedichtesammlungen.

1) Wir stellen diese Sammlung an die Spitze des zu besprechenden Doppelpaares, weil sie schon in vorhinein durch die hohe Ziffer der Auflage, deren sie sich rühmen kann, unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Es will immerhin, besonders in unserer Zeit, etwas sagen, wenn ein Band lyrischer Gedichte in der kurzen Frist von ungefähr acht Jahren so viele Auflagen erlebt, zumal wenn diese Gedichte von jenen Elementen,

Digitized by Google

denen man gegenwärtig vorzugsweise seine Sympathie zuzuwenden pflegt, nur wenig an sich tragen. Ohne der oft mißbrauchten, aber deßhalb doch nicht ganz verwerflichen Sentenz: „Vox populi vox Dei," zu viel einzuräumen, kann man doch nicht läugnen, daß Poesien, welche so vielseitigen Anklang finden, daß sie in kurzen Zwischenräumen wiederholte Ausgaben nöthig machen, irgend etwas an sich tragen müssen, was sie vor anderen auszeichnet und die allgemeine Theilnahme dafür rechtfertigt. Wir wollen daher die Sammlung näher betrachten, um den Grund dieser außergewöhnlichen Wirksamkeit zu erörtern und um zu ermitteln, in wie weit das ästhetische Urtheil mit dem Effecte nach außen zusammenstimmt.

Die Sammlung zerfällt in vier Bücher mit drei Intermezzo's, und enthält im Ganzen auf 343 Sedezseiten 202 Gedichte. Das erste Buch (S. 3—51) umfaßt 26 Stücke, welche theils der lyrischen, theils der epischen Gattung angehören, und uns den Charakter des Dichters schon mit ziemlicher Bestimmtheit erkennen lassen. Sie fallen in die Jahre 1834—1835 und scheinen, der Angabe nach, zu Lübeck und Bonn entstanden zu seyn. Sie beurkunden sämmtlich eine empfängliche, seelenvolle Auffassung der Natur, eine gemüthreiche Beziehung gegebener Verhältnisse und Situationen auf die Individualität des Dichters und die gefällige Gabe, den gebotenen Gegenstand von jener Seite zu fassen, die einer mehr weichen als kräftigen Lyrik die besten Anhaltspuncte darbietet. Daher kommt es, daß auch jene Stoffe, welche unter Uhland's, Lenau's oder Freiligrath's Händen, je nach Maßgabe ihrer Gestaltungsweise, zur epischen Objectivität sich ausgewachsen hätten, unter Geibel's Händen der lyrischen Subjectivität zufallen und zu Liedern, höchstens zu Romanzen werden. So schlägt gleich das erste Gedicht: „Die Rheinsage" (S. 3), das uns den mächtigen Schatten Kaiser Carl's des Großen vorführt, wie er, alljährlich seiner Gruft zu Aachen entsteigend, in heller Mondnacht, bei Rüdesheim über den Rhein schreitet und, beide Stromufer bewandelnd, allenthalben die Trauben segnet, mit der Schlußstrophe in ein heiteres Trinklied um. So gestaltet sich das düstere, trostlose Treiben der unheimlichen, weltflüchtigen, überall und nirgends heimischen Zigeuner, dieser wahren âmes damnées, die, den thrakischen Vögeln gleich, ewig den Sturm hinter sich haben, in den Gedichten: „Zigeunerleben" (S. 5) und „Der Zigeunerbube im Norden" (S. 38), zur lieblichen Romantik. Ein Gleiches gilt von der kühnen Lebensverachtung des spanischen Abenteurers im „Hidalgo" (S. 32) und von der entsagungsvollen Liebe des ritterlichen „Pagen" (S. 34), zwei höchst

Digitized by Google

anmuthigen Romanzen. Verräth der Verf. in solchen Gedichten, welche, dem Stoffe nach, eher zur epischen Behandlung sich eignen, seine Hinneigung zum Lyrischen, so spricht er seine Befähigung hiefür unwiderlegbar durch die schönen Lieder aus, denen wir schon in diesem ersten Buche begegnen. „Der Knabe mit dem Wunderhorn" (S. 9), „Vorüber" (S. 19), „Einkehr" (S. 22), „Schmetterling" (S. 28), „O stille dies Verlangen" (S. 44) und vor Allem „Spielmanns Lied" (S. 47) fordern fast zum Gesang heraus, und nicht leicht dürfte Jemand, der halbwegs musikalischen Sinn in sich trägt, sie lesen, ohne unwillkürlich einer bekannten Melodie sie anzupassen oder halbbewußt zu einer neuen, ihnen entsprechenden sich angeregt zu fühlen, und das ist und bleibt doch am Ende der wahre Prüfstein für das Lied. Die Elegie „Rothenburg" (S. 14) bildet ein schönes Seitenstück zu Matthisson's allbekannter „Elegie auf den Ruinen eines alten Bergschlosses geschrieben," und bietet einen interessanten Vergleich zwischen damaliger und jetziger Auffassungsart dar, welcher eben nicht zum Nachtheile der letzteren ausfallen dürfte. Ausgezeichnet durch seine Einfachheit und Wahrheit ist die heitere, stillbehagliche „Apologie" (S. 24), welche, in ihrer schmuck- und reimlosen Form, beweist, wie weniger Mittel der Dichter bedarf, um zu wirken, wenn er einer wahrhaft poetischen Idee sich bemächtiget. Schade, daß der Vers:

Spring' ich hastig auf, auf weiße Blätter u. s. w.

durch eine Kakophonie stört, die doch so leicht zu beseitigen gewesen wäre („Spring' ich rasch empor, auf weiße Blätter" u. s. w.). — Das Gedicht: „Die beiden Engel" (S. 26), spinnt einen Gedanken zu weit aus, welcher, unserer Ansicht nach, wirksamer, weil anspruchloser, ausgedrückt ist in dem bekannten Volksliedchen:

Die Freundschaft währt ewig,
Die Liebe vergeht:
D'rum wähle die Freundschaft,
Die ewig besteht.

Die Liebe bringt Rosen,
Die Freundschaft bringt Ruh':
D'rum wähle sie beide; —
Wie glücklich bist du!

Die Romanze „Pergolese" (S. 11) erinnert, der Form nach, an Justinus Kerner's: „Die vier wahnsinnigen Brüder," in welchen jedoch die viermal wiederkehrenden Verse:

Dies irae, dies illa
Solvet saecla in favilla,

Digitized by Google

woran sich für die schwergestraften Sünder so erschütternde Erinnerungen knüpfen, mächtig wirken, während hier, wo die ruhige Situation einer Euthanasie keine Steigerung zuläßt, die Einschaltung einzelner Strophen des Stabat mater ohne besondere Wirkung bleibt. — Ganz hinweggewünscht hätten wir die Zeilen an eine „junge Freundin" (S. 7) wegen der derben Pointe;

— — Bist du größer, wirst du seh'n,
Daß zwischen den Rosen auch Disteln stehn.
Zürn' aber d'rum dem Gärtner nicht;
Er ließ sie bei den Blumen licht,
Damit die Esel und Recensenten
Für sich doch auch was finden könnten.

Die Stelle ist eben so trivial als unwahr; denn Ref. glaubt nicht, daß irgend ein Poet unter den Blumen seiner Poesie den Recensenten zu Liebe absichtlich Disteln stehen lasse; keinem Gärtner aber würde man es zum Lobe anrechnen, wenn er zwischen den lieblichen Beeten das Unkraut bloß darum duldete, damit die Esel auch ihre Freude haben. Solche zwecklose Herausforderungen sind eines Dichters wie G. unwürdig.

Dem ersten Buche folgt das Intermezzo, ein Strauß von 42 Liedern (S. 55—101), in welchen der Verf. sich in seiner wahren Sphäre zeigt. Sie athmen insgesammt innige Freude an der Natur, frische Lebenslust, wonnige Liebe oder auch süße Wehmuth, ernst-heitere Erinnerung, flüchtige Betrachtung, — das alles aber in so melodischen, sangbaren Versen, so ungezwungen, leicht und gefällig, daß es kein Wunder ist, wenn die Tondichter vorzugsweise nach diesem Büchlein greifen, um für die Melodien in ihrem Inneren ein passendes Wort zu finden. Da ist keine Zerrissenheit, keine Blasirtheit, keine Ironie, kein greller Uebersprung aus den Höhen des Idealen in die Tiefen der Gemeinheit, — Alles ist einfach, natürlich, warm, anspruchlos gebracht, leicht verständlich, daher auch den Keim der Popularität in sich tragend. In Vielem erinnert der Verf. an Wilhelm Müller als Sänger der „Müller-Lieder," die Schubert uns doppelt werth gemacht hat, und es ist Schade, daß die Jetztzeit keinen Liedercompositeur wie diesen hat, um Geibel's Lieder eben so in Töne zu kleiden. Freilich finden wir in der Art und Weise, wie G. singt, nicht jenes bedeutungsvolle Eingehen in die Geheimnisse der Welterscheinungen, nicht jene Symbolik der Natur, wie Lenau und Andere sie vertreten, — es sind keine Gesammtanschauungen, keine Totalauffassungen, sondern nur Einzelbildchen, Miniaturgemälde, flüchtige Ab- und Eindrücke, hingehaucht in der Sprache des Gefühles mit einem leisen Anfluge sinniger Reflexion. Wir heben unter dem vielen Trefflichen, was dieser Cyclus enthält,

Digitized by Google

nur Einiges hervor, nämlich die Nummern XX, XXII, XXVIII (echt volksthümlich), XXXII, XXXIII, XXXV, XXXVII u. m. a. Wie lieblich ist z. B. S. 75 (XX):

Wohl lag ich einst in Gram und Schmerz,
Da weint' ich Nacht und Tag;
Nun wein' ich wieder, weil mein Herz
Sein Glück nicht fassen mag.

Mir ist's, als trüg' ich in der Brust
Das ganze Himmelreich. —
O höchstes Leid, o höchste Lust,
Wie seid ihr euch so gleich!

Wie würdig in den Mund des Volkes überzugehen ist folgendes Liedchen (S. 88. XXXII):

Der Mai ist gekommen, die Bäume schlagen aus,
Da bleibe wer Lust hat mit Sorgen zu Haus;
Wie die Wolken wandern am himmlischen Zelt,
So steht auch mir der Sinn in die weite, weite Welt.

Herr Vater, Frau Mutter, daß Gott euch behüt',
Wer weiß, wie in der Ferne mein Glück mir blüht;
Es gibt so manche Straße, die nimmer ich marschirt,
Es gibt so manchen Wein, den ich nimmer noch probirt.

Frisch auf d'rum, frisch auf im hellen Sonnenstrahl,
Wohl über die Berge, wohl durch das tiefe Thal;
Die Quellen erklingen, die Bäume rauschen all',
Mein Herz ist wie 'ne Lerche, und stimmet ein mit Schall.

Und Abends im Städtlein, da kehr' ich durstig ein:
»Herr Wirth, Herr Wirth, eine Kanne blanken Wein!
Ergreife die Fiedel, du lust'ger Spielmann du,
Von meinem Schatz das Liedel das sing' ich ja dazu.«

Und find' ich keine Herberg, so lieg' ich zu Nacht
Wohl unter blauem Himmel, die Sterne halten Wacht;
Im Winde die Linde, die rauscht mich ein gemach,
Es küsset in der Frühe das Morgenroth mich wach.

O Wandern, o Wandern, du freie Burschenlust,
Da wehet Gottes Odem so frisch in die Brust;
Da singet und jauchzet das Herz zum Himmelszelt:
Wie bist du doch so schön, o du weite, weite Welt!

Das Lied X (S. 64), in welchem der Dichter sich selbst, in gehäuften Metaphern, eine Rose, einen Edelstein, einen Becher, eine Wolke, ein Memnonsbild und einen Menschen, den Gegenstand seiner Liebe aber den Thau, den Sonnenschein, den Wein, den Regenbogen, das Morgenroth und den Gottesengel nennt, bietet mir, so schön in Antithesen es gehalten ist, Gelegenheit dar, auf einen, eben mit dieser Art von Formgebung getriebenen Mißbrauch aufmerksam zu machen, dem wir bei unseren jüngeren und

Digitized by Google

jüngsten Dichtern nur allzuoft begegnen. In der vorliegenden Sammlung ist das erwähnte Gedicht das einzige, worin der Dichter sich dieser Accumulation von Vergleichungen bedient, um deren willen, als einer an und für sich erlaubten und mitunter höchst wirksamen, Redefigur um so weniger ein Vorwurf ihn treffen kann, als er sie, wie gesagt, nur einmal angewendet hat. Bei Anderen jedoch finden wir sie so häufig gebraucht, daß es uns beinahe bedünkt, der Dichter betrachte sie nur als einen bequemen Model, um jeden beliebigen Gedanken, der ihm unterkommt, zum normalen Maß eines Gedichtes auszudehnen. Was Ausfluß der Begeisterung, Product des Gefühles seyn soll, wird so zu einem Operat des Witzes, zu einem mechanischen Spiele mit Schlagwörtern. Nichts ist leichter, als zwischen den heterogensten Begriffen einzelne Berührungspuncte herauszufinden; die ganze Kunst besteht somit nur darin, den nämlichen Gedanken an sechs oder acht solchen Begriffen zu messen, das Gemeinschaftliche, worin sie zusammentreffen, in correspondirende Sprachwendungen auszudrücken, diese vereinzelten Epigramme dann wo möglich so an einander zu reihen, daß jenes, welches die frappanteste Spitze hat, die Schlußstrophe bildet, — und fertig ist ein sogenanntes Gedicht, welches, obwohl aus Geistesarmuth entstanden, dennoch Einzelne blendet und dem Verfasser das wohlfeile Lob „seltenen Bilderreichthums" einträgt. Die neuere Literatur hat manchen Lieder-Cyclus, ja ganze Sammlungen aufzuweisen, worin solche Mache als Poesie verkauft wird, und man könnte dem Markte diese Waare, die ohnehin, wie jeder Modeartikel, nur kurze Zeit im Course zu bleiben hat, füglich gönnen, wenn sie nicht allzubreit sich machte und den Geschmack für das Bessere wenigstens zeitweilig beeinträchtigte. Uebrigens ist auch diese Periode in der deutschen Literatur schon einmal da gewesen, nämlich zur Zeit der zweiten schlesischen Dichterschule um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, wo selbst namhafte Talente, durch falsche Geschmacksrichtung verleitet, die schwülstige, gekünstelte und baroke Sprache der damaligen italienischen Dichter nachzuahmen, in Unnatur und Verschrobenheit untergingen. Der echte Dichter wird vor dieser Manier sich sorgfältig hüten und eine Formgebung, die daran mahnt, nur dann in Anwendung bringen, wenn sie, wie in Geibel's Liede, durch den Stoff selbst unabweislich geboten ist.

Das zweite Buch: „Berlin 1836—1837" überschrieben, enthält 33 Stücke, theils Lieder, theils Romanzen, worunter wieder vieles Ausgezeichnete. Unter den ersteren heben wir „Scheiden, Leiden" (S. 147), als Muster eines wahren Liedes, heraus:

Digitized by Google

Und bist du fern, und bist du weit,
Und zürnst noch immer mir,
Doch Tag und Nacht voll Traurigkeit
Ist all' mein Sinn bei dir.
Ich denk' an deine Augen blau,
Und an dein Herz dazu —
Ach, keine, keine find' ich je,
Die so mich liebt, wie du.

Wie stand die Welt in Rosen schön,
Da ich bei dir noch war,
Da rauscht' es grün von allen Höh'n,
Da schien der Mond so klar.
Du brachst die Ros', ich küßte dich,
Ich küßt' und sang dazu:
Wohl keine, keine find' ich je,
Die so mich liebt, wie du.

Wohl bin ich frei nun, wie der Falk,
Der über Berge fliegt,
Vor dem die Welt, die schöne Welt
Hellsonnig offen liegt.
Doch hat der Falk sein heimisch Nest,
Und wo wird mir einst Ruh'?
Ach keine, keine find' ich je,
Die so mich liebt, wie du.

O schlimmer Tag, o schlimme Stund',
Die uns für immer schied;
Da sind aus meines Herzens Grund
Geschieden Freud' und Fried'.
Nun such' ich wohl durch Land und See,
Und hab' nicht Rast, nicht Ruh';
Doch keine, keine find' ich je,
Die so mich liebt, wie du.

Zu diesem Liedchen ist der Refrain kein müßiges Ausfüllsel, keine erzwungene Pointe, sondern eine psychologische Nüance der Empfindung, welche, bis zu einem gewissen Punct anschwellend, plötzlich abbricht mit dem Ausdrucke des Bewußtseyns: daß sie nichts Höheres mehr finden kann, als was sie verloren hat. — Das schöne Gedicht: „Wie es geht" (S. 141) ist ein vollständiger kleiner Roman. Zwischen zwei Liebende drängt sich die Cabale; sie fangen an einander zu mißtrauen, wiewohl ungläubig gegen ihre eigenen Zweifel. Ein freundlich offenes Wort könnte noch Alles ausgleichen, Stolz hält sie ab es auszusprechen. Sie trennen sich, thun sich Zwang an, die Liebe stirbt in ihnen;

— — — — — — — erst beweint,
Dann heiß zurückersehnt, und dann — vergessen,
Bis sie zuletzt, es sei ein Wahn, gemeint,
Daß sie sich je dereinst besessen.

Digitized by Google

Allein die Stimme in ihrem Inneren läßt sich nicht so leicht betäuben; in Träumen kehrt die Erinnerung an das aufgegebene Glück beiden jezuweilen wieder, fordert ihnen Thränen ab und quält sie mit dem Gedanken: daß sie unwiederbringlich für einander verloren sind. Der Schlußvers deutet mit den Worten:

O Gott, vergieb, vergieb den Beiden!

die Idee an: „Daß es unverzeihlich ist, die Liebe dem Zweifel zu opfern." Dieses Gedicht wäre würdig, in jeder Sammlung als Beispiel für die Behandlung des Sentimentalen zu stehen. — Unter den Romanzen dieses Buches ist vor Allem „Die junge Nonne" (S. 121) zu nennen; die Klage eines von seinen Aeltern der Klostereinsamkeit überantworteten Mädchens über seinen verfehlten Lebenszweck ist hier in ihrer volksthümlichen Einfachheit wahrhaft ergreifend. — Ein ansprechendes Nachtbild, gemildert durch das Streiflicht heiterer Liebeserinnerung, ist: „Der Husar" (S. 107) — „Friedrich Rothbart" (S. 164) erinnert zu sehr an Fr. Rückert's „Barbarossa," obwohl es die Sage prophetisch bis zur Erfüllung verfolgt, während lezterer mit dem Gefühle unbefriedigten Unmuthes abbricht. — Auffallend war uns in diesem Buche das Gedicht: „1787 und 1837" (S. 119): es lautet:

Ich kam in einen grünen Hain,
Viel Eichen standen in der Runde,
Durch die gewölbte Laubrotunde
Floß gold'ner Sonnenglanz herein,
Da streckt' ich mich in's Gras zur Ruh',
Und sah dem Spiel der Blätter zu.

Nach fünfzig Jahren kam ich wieder,
Doch mocht' ich and're da erschau'n,
Die schönen Wipfel lagen nieder,
Die Stämme waren ausgehau'n,
Statt dessen blühten in der Rund
Viel tausend Blümlein, klein, doch bunt.

Und weil die Eichen nun verschwunden,
Brüsten sich stolz die Blümelein,
Und meinen gar in manchen Stunden,
Sie möchten selbst wohl Eichen seyn.

Ref. weiß in der That diese Allegorie nicht anders mit der Individualität des Verf.'s zu vereinbaren, als wenn er sie vom literar-historischen Standpuncte aus auffaßt und sie als Vergleichung des Zustandes der deutschen Poesie vor fünfzig Jahren mit dem gegenwärtigen deutet. Damals standen die Heroen unserer Literatur als kräftige Eichen im heimischen Forste; wer jetzt ihn durchwandert, findet sie umgehauen und ihre Stelle von zahlreichen, kleinen, bunten Blumen besetzt, die gar viel sich zu Gute

Digitized by Google

thun und wohl gar, weil sie da stehen, wo früher unsere Eichen standen, selbst auch Eichen zu seyn sich einbilden. Wenn dieß wirklich der Sinn des Gedichtes seyn sollte, wie kam der Verf. dazu, diese an und für sich ganz richtige Bemerkung als eine subjective hinzustellen? Um wie viel weniger aber konnte er es thun, wenn das Gedicht keine Allegorie seyn sollte? — Jedenfalls ist dasselbe geeignet, uns in der Beurtheilung seiner Persönlichkeit und daher auch seiner Dichtungsweise, in sofern diese ein Ausfluß jener ist, irre zu führen. Man wird auf den ersten Blick versucht zu glauben, der Dichter habe bereits ein Halbjahrhundert des Lebens hinter sich, wonach die frühesten Gedichte dieser Sammlung, die vom J. 1834 datiren, mindestens in das sechzigste Jahr seines Alters fallen müßten, in welchem Glauben man durch ein paar Parallelstellen S. 129 und 131 fast sich bestärkt fühlen könnte. Dagegen heißt es S. 135 in dem schönen Gedichte: „Verlorene Liebe" wieder:

O wär' ich bei des ersten Kusses Tausch
Damals gestorben in beglücktem Rausch,
Aus weichen Armen in die Gruft getrieben!
Ich wäre jetzt kein Greis mit braunem Haar,
Frisch außen, innen Leiche — — — —

woraus, was wir in jeder Beziehung lieber glauben wollen, sich schließen läßt, daß der Verf. noch in frischem Mannesalter stehe. Unserer Ansicht nach wäre es daher besser gewesen, die obige Allegorie in einen epischen Rahmen zu fassen, als wenigstens einen Theil der Leser glauben zu machen, daß alle die warmen, lebensfrischen erotischen Lieder, an denen die Sammlung so reich ist, nur Nachklänge aus einer längst verrauschten Zeit seien, was der Ursprünglichkeit derselben eben so sehr Abbruch thäte, als es im entgegengesetzten Falle wehe thut, vom „Abendroth" (S. 130) sprechen zu hören, wo noch die Sonne hoch und glänzend über des Dichters Scheitel steht. Möchten doch alle Poeten, namentlich die lyrischen, bedenken, daß sie nie eindringlicher wirken, als wenn sie sich geben wie sie sind, und daß sie durch nichts empfindlicher sich schaden, als durch Verdächtigung ihrer Wahrhaftigkeit und Natürlichkeit. Uebrigens zielen wir mit diesen Worten nicht sowohl auf den Verf. der vorliegenden Sammlung, von dessen in dieser Hinsicht isolirt stehendem Liede wir nur den Anlaß dazu nahmen, als vielmehr auf jene allzeitfertigen Versemacher der Gegenwart, welche, ohne inneres Bedürfniß, ohne Fonds und Charakter, bald Jünglinge, bald Greise, bald Radicale, bald Conservative, bald Süd- bald Nordländer, mit einem Worte jederzeit nur jene Rolle spielen, von welcher sie,

Digitized by Google

dem eben herrschenden Modegeschmacke zu Folge, die weiteste Geltung nach außen sich erringen zu können glauben.

In dem nachfolgenden Intermezzo (S. 171 — 202) schildert der Verf. in klangvollen Sonetten und in wohlgefügten Distichen die Eindrücke, die er auf einer Reise durch Griechenland gesammelt hat. Auch diese Abtheilung enthält manches Schöne. Die antike Zeit ist dem Dichter keine Ruine; er faßt sie im lebendigen Zusammenhange mit der Gegenwart auf. Ein Feind des Pennalismus und der Pedanterie wandelt er über den Boden einer großen Vergangenheit mit empfänglicher Seele, gläubigem Gemüth und gesundem Herzen, und bemächtiget sich freudig des melodischen Rhythmus, den er gleichsam mit der Luft des Südens einsog, um, was ihn der Norden gelehrt hat, in schöne Form zu kleiden. Es ist leider! bei unseren modernen Poeten fast zur Seltenheit geworden, die antiken Versmaße kunstvoll, ja nur richtig gehandhabt zu sehen. Das Ohr allein kann hier den Mangel an klassischer Bildung nicht ersetzen, doch selbst dieses, nur gewöhnt an den werktäglichen Fall des Jambus oder Trochäus, versagt ihnen für den festlichen Schritt des Hexameters oder Pentameters den Dienst, weßhalb denn auch, wenn sie schon ausnahmsweise zu einem mehr quantitirenden Metrum sich versucht fühlen, nur allzuoft Ungeheuer zu Tage kommen, welche selbst den minder Feinhörigen zur Verzweiflung bringen könnten. Trochäen mit verkürzter Stammsylbe als Pyrrhichien, Kretiker als Daktylen gebraucht, Hexameter ohne Cäsur oder mit einem Trochäus auf dem fünften Fuße, Pentameter mit einem Trochäus in der zweiten Hälfte u. s. w. sind Fehler, welche zu rügen für Kümmelspalterei gilt. Von solcher Ungelenkheit oder Nachläßigkeit im Baue der Distichen ist Geibel weit entfernt; seine Verse fallen leicht, ungezwungen und doch edel und hochtönig. Zum Beweise dafür möge Nr. XIII (S. 202) hier Platz finden, worin der Verf. die Anforderungen ausspricht, die er selbst an den Dichter stellt:

Viel zu wissen geziemt und viel zu lernen dem Dichter,
Ach, für seinen Beruf däucht mir das Leben zu kurz.
Denn er kenne die Welt und ihre Geschichten; er gehe
Bei den alten mit Lust wie bei den neuen zu Gast.
Fremde Länder und Sprachen erforsch' er mit willigem Eifer,
Sei im Norden und sei unter den Palmen zu Haus,
Aber vor Allem versteh' er das Herz und die ewige Leiter
Seiner Gefühle; die Lust kenn' er und kenne den Schmerz,
Was aus Säul' und Gemälde dich anspricht, wiss' er zu deuten,
Was dir des Waldes Geräusch flüstert, er fass' es in's Wort.
Kunst und Natur und Welt und Gemüth, er beherrsche sie alle,
Aber der Thor nur verlangt, daß ein Gelehrter er sei.

Digitized by Google

Das dritte Buch (S. 204—257), „Athen 1838—1810" überschrieben, bringt 26 Gedichte verschiedenartigen Inhaltes. Der Angabe nach scheinen dieselben sämmtlich unter dem blauen Himmel der herrlichen Hellas, in der veilchenreichen Umgebung der alten Pallasstadt, entstanden zu seyn, wo dem Verf., wie er in seiner Elegie (S. 233) selbst sagt, die „schönste von allen Töchtern des Himmels," die Freude, im Gebirge, am Gestade des Meeres, unter Tempeltrümmern, ja überall entgegentrat, während sie in der Heimat nur selten, höchstens an der Seite seiner Geliebten, ihn überraschte. Sie bestehen zum Theil aus unmittelbaren Nachklängen der schönen, in Griechenland verlebten Tage, wie z. B. das Ghasel (S. 205), Das Mädchen von Paros (S. 244), Fahr wohl (S. 246) und die fünf neugriechischen Volkslieder (S. 226—232), welche in ihrer lieblichen Naivetät das echte Gepräge der Popularität an sich tragen, zum Theil in Schilderungen, die mehr der epischen Dichtungsart sich nähern, wie: Der Sclav (S. 210), Tannhäuser (S. 217), größtentheils aber aus rein lyrischen Poesien, die entweder heiteren Lebensgenuß (S. 210, 224, 240), ländliche Anschauungen (S. 242, 243, 250) und erotische Empfindungen (S. 208, 222) zum Gegenstande haben, oder in das Gebiet des Elegischen übergreifen (S. 236, 248). Die Gedichte: „Vorwärts" (S. 207) und „Thürmerlied" (S. 252) verrathen einen leisen Anflug von politischer Färbung. Auch dem trefflichen Platen, dem mächtigen Sprachbewältiger, ist ein rührendes Denkmal der Erinnerung (S. 212) gewidmet. Als Muster aus diesem Buche führen wir das Gedicht „Vorwärts" (S. 207) an:

Laß das Träumen, laß das Zagen,
Unermüdet wand're fort,
Will die Kraft dir schier versagen,
Vorwärts ist das rechte Wort.

Darfst nicht weilen, wenn die Stunde
Rosen dir entgegenbringt,
Wenn dir aus des Meeres Grunde
Die Sirene lockend singt.

Vorwärts, vorwärts! Im Gesange
Ringe mit dem Schmerz der Welt,
Bis auf deine heiße Wange
Gold'ner Strahl von oben fällt,

Bis der Kranz, der dichtbelaubte,
Schattig deine Stirn umwebt,
Bis verklärend über'm Haupte
Dir des Geistes Flamme schwebt.

Digitized by Google

Vorwärts d'rum durch Feindes Zinnen,
Vorwärts d'rum durch Todes Pein:
Wer den Himmel will gewinnen,
Muß ein echter Kämpfer seyn.

Wir finden in dieſem muthigfriſchen Liede zugleich die Vorzüge und die Fehler des Dichters vereiniget. Ein Vorzug iſt vor Allem die Klarheit des Gedankens, an der es dem Verfaſſer nirgend mangelt; ſo iſt auch hier die Idee: ſelbſtbewußte Entſchloſſenheit fördert den geiſtigen Fortſchritt, klar erfaßt und deutlich ausgeprägt. Allein in der Ausführung bemerken wir ein allzubehagliches Sichgehenlaſſen, wodurch im Detail Manches ſchwankend wird und aus dem Verhältniſſe tritt. Was ſoll z. B. im dritten Verſe der erſten Strophe das Wörtchen „ſchier", wenn ſchon „will" vorausgeht? — In der zweiten Hälfte der zweiten Strophe verlangt die Logik einen Gegenſatz zur erſten, während hier dem einen Falle nur ein zweiter, von jenem gar nicht ausgeſchloſſener, angefügt wird: denn eine falſche Lockung ſchließt den Eindruck des Angenehmen gar nicht aus; der logiſche Gegenſatz wäre geweſen: „(Du) darfſt nicht weilen, wenn die Zeit dir Roſen bringt, du darfſt aber auch nicht weilen, wenn ſie dir Dornen in die Stirne drückt; du darfſt dich nicht abſchrecken laſſen, wenn auf deiner Fahrt Klippen ſich dir entgegenthürmen, du darfſt dich aber auch nicht verführen laſſen, wenn dich aus des Meeres Grunde die Sirene lockt. So iſt auch in den folgenden Verſen, wenn man ſtreng es nähme, das Maß nicht eingehalten. Dem Dichter, der mit dem Weltſchmerze ringt, kann es nicht zur Erquickung und zum Troſte dienen, wenn auf ſeine ohnehin erhitzte Wange noch ein goldener Strahl von oben fällt; wohl aber, wenn ein ſanft ſchattender Friedens- oder Siegeskranz ſie kühlt, was in der erſten Hälfte der nächſten Strophe geſagt iſt, wonach alſo die beiden vorhergehenden Verſe als überflüſſig wegzufallen hätten. Der Ausdruck; „Vorwärts durch Feindes Zinnen," gibt kein richtiges Bild; man kann Zinnen erklimmen, ſtürzen, aber nicht durch ſie vorwärts ſchreiten. Es könnte vielleicht kleinlich ſcheinen, an einem leicht hingeworfenen Liedchen ſolche unbedeutende Mängel zu rügen, allein dieſe Rüge betrifft nicht ſpeciell nur eben dies Liedchen, ſondern eine gewiſſe Leichtfertigkeit der Ausdrucksweiſe im Allgemeinen, deren die meiſten neueren Poeten mehr oder minder ſich ſchuldig machen, und gleich ihnen auch der Verf. nicht nur in dem vorliegenden Gedichte, ſondern auch in anderen, was wir jedoch nur bemerken, weil wir vom Standpunct einer genaueren Kritik aus es nicht billigen können, ohne deßhalb allzuhoch ihm es anzurechnen. Ubi plura nitent, non ego paucis offendar maculis.

Digitized by Google

Die zwanzig Sonette, welche von S. 261 — 280 wieder als Intermezzo eingeschoben sind, zeichnen sich durch Klarheit der Gedanken, Adel der Gesinnung, Wärme des Gefühles und sprachlichen Wohlklang vortheilhaft vor den gewöhnlichen Erzeugnissen dieser Gattung aus, welche durch Mißbrauch und durch Unverständniß dieser schwierigen Dichtungsform fast in Verruf gekommen ist. Abgesehen davon, daß der Verf. auch den männlichen Reim gelten läßt, ist der ursprüngliche Bau genau beobachtet. Wir wissen wohl, daß die Italiener und die Spanier andere Ansprüche an das Sonett machten, als wir Deutsche, denen es gewissermaßen zum lyrischen Epigramm ward; allein wir sind auch überzeugt, daß es in unserer spröden Sprache eben nur unter solchen Modificationen sich geltend machen könne. Das deutsche Sonett fordert im ersten Quatrain das Bild, im zweiten das Gegenbild, in der ersten Terzine die Vermittelung beider und in der zweiten die Concentrirung der einzelnen Gedanken zur schlagend ausgesprochenen Hauptidee. Man möchte das deutsche Sonett in dieser Beziehung einen poetischen Syllogismus nennen. Das den Südländern eigenthümliche Ausklingenlassen des Gedankens in den Schlußversen würde unseren Sonetten, denen der Reim mehr Fessel als Behelf ist, etwas widerlich Schleppendes geben. Und davor hat den Verf. sein richtiger Tact gut bewahrt. Zugleich diente ihm diese Form, welche Rückert in seinen geharnischten Sonetten mit schöpferischer Gewalt einem bis dahin ihr fremden Zwecke dienstbar gemacht hat, um zeitgemäße Ideen in eindringlicher Weise auszusprechen. Lernten wir den Dichter in seinen Liedern lieben, so lernen wir in diesen Sonetten ihn achten. Mit lebendiger Kraft des Wortes tritt er manchen verkehrten Bestrebungen der Zeit kühn entgegen. S. 273 ruft er den „Aufgeregten," welche alle Kreuze aus der Erde reißen und sie in Schwerter verwandeln möchten, eine bedeutsame Warnung zu, womit er jedoch Cassandra's Schicksal zu erfahren fürchtet. S. 274 spricht er, obwohl sich bewußt, gegen den Strom zu schwimmen, seinen Abscheu vor der Pöbelherrschaft unumwunden aus. S. 275 hält er den lautmäuligen Wortführern der Partei, welche beim lärmenden Festmahl das Schicksal der Welt mit der Zunge entscheiden, einen treuen Spiegel vor. S. 276 führt er die Verneinenden, die Bannerträger des modernen Nihilismus, die er unter die Heiden stellt, da diese doch die Gottheit in ihren Erscheinungen anerkennten, jene aber, alles Göttliche mit frechem Spotte wegläugnend, den Menschen nichts als „die große Leere" lassen, auf's Absurdum hinaus. Ein Hülfeschrei aus innerster Brust nach einem Retter in den Wirren der Gegenwart ist das Sonett: „In schwerer Stunde" (S. 277).

Digitized by Google

— So polemiſcher Natur übrigens die angeführten Sonette auch ſeyn mögen, ſo bergen ſie doch alle einen wahrhaft poetiſchen Kern in glänzender Schale. Unter den „tendenzloſen" — wenn wir ſchon dieſes beliebt gewordenen Ausdrucks uns bedienen wollen — heben wir als Muſter für die Behandlungsart dieſer Dichtungsform das letzte: „Auferſtehung" (S. 280) heraus:

Wenn Einer ſtarb, den du geliebt hienieden,
So trag' hinaus zur Einſamkeit dein Wehe,
Daß ernſt und ſtill es ſich mit dir ergehe
Im Wald, am Meer, auf Steigen, längſt gemieden.

Da fühlſt du bald, daß Jener, der geſchieden,
Lebendig dir im Herzen auferſtehe,
In Luft und Schatten ſpürſt du ſeine Nähe,
Und aus den Thränen blüht ein tiefer Frieden.

Ja, ſchöner muß der Todte dich begleiten,
Um's Haupt der Schmerzverklärung lichten Schein,
Und treuer, — denn du haſt ihn alle Zeiten.

Das Herz hat auch ſein Oſtern, wo der Stein
Vom Grabe ſpringt, dem wir den Staub nur weihten,
Und was du ewig liebſt, iſt ewig dein!

Nachdem wir ſo vielfach Gelegenheit hatten, die Eigenthümlichkeit unſeres Dichters hervorzuheben und ſeine Dichtungsweiſe durch Eingehen in dieſelbe und durch Beiſpiele zu charakteriſiren, können wir über das vierte und letzte Buch (S. 283 — 343), welches 22 Gedichte, darunter einige von etwas längerem Umfange, enthält, uns kürzer faſſen. Wir finden den Dichter wieder in ſeinem deutſchen Vaterlande (Eſcheberg, St. Goar, 1842 — 1843), und zwar in demſelben eben ſo liebenswürdig, wie am Fuße der Akropolis. Der Schilderung iſt in dieſer Abtheilung ein größerer Spielraum eingeräumt, als in den vorhergehenden; wir verweiſen dießfalls auf S. 283, 291, 307, 316, 326, 332 u. ſ. w.; auch Epiſches findet ſich vor, wie S. 302, 303. — „Waldmärchen" (S. 298), eine liebliche Charakteriſtik der Sagenpoeſie, iſt ein würdiges Seitenſtück zu Uhland's Märchen „von der deutſchen Poeſie." — Ein herzinniges Lied iſt das einfache: „Rühret nicht daran" (S. 289). Echt volksthümlich ſind die „Lieder eines fahrenden Schülers" (S. 294 — 297), wovon das zweite nur allzuſehr an die Worte eines bekannten Volksliedes mit dem Refrain:

Geh' du nur immer hin, ich hab' mein Theil,
Ich lieb' dich bloß aus langer, langer Weil',

ſich anſchließt. Am populärſten unter den Stücken dieſes Buches wurde wohl das Lied: „Wenn ſich zwei Herzen ſcheiden" (S. 287). — Wie der Verf. ſeine Sammlung mit einer deutſchen

Digitized by Google

Kaisersage beginnt, so schließt er sie auch mit einer solchen, und zwar mit der Sage von „Barbarossa's Erwachen" (S. 335), die er im zweiten Buche schon als Romanze behandelt hat. Hier gibt er sie als einen Dialog zwischen einem warmblütigen, die Klagen, Hoffnungen und Wünsche der Gegenwart repräsentirenden, deutschen Jüngling und dem ruhig ernsten, die Zukunft mit ergebenem Gottvertrauen berechnenden Schatten einer großen Vergangenheit. Gewichtige, beherzigenswerthe Reden fallen in diesem Gespräche. Welche treffende Charakteristik unserer Tage liegt in den Worten:

Nirgends Ruh'.
Ueberall ein Stürmen, ein Drängen
In den Herzen, in den Gesängen.
Nirgends mehr ein sicheres Bildniß,
Alle Farben fließen verwischt;
Und in sündlicher Wildniß
Nacht und Klarheit,
Lüg' und Wahrheit,
Recht und Frevel zusammengemischt.

Wie bezeichnend auf Barbarossa's Frage: „Wie die Jungen im Volk es halten?" die Antwort des Jünglings:

Die schelten und meistern mit kecken Zungen;
Nichts ist ihnen recht,
Alles soll anders werden
Im Himmel und auf Erden,
Und wer nicht mitschreit, heißt ein Knecht.
Sie möchten das Höchste zu unterst kehren,
Um selbst zu herrschen nach eig'nem Begehren.
Der Glaub' ist ihnen ein Fastnachtsscherz,
Eine Thorheit das Herz.
Ach, und so viele
Treibens zum Spiele;
Nach Freiheit rufen sie männiglich,
Und sind der eigenen Lüste Knechte;
Sie reden vom ewigen Menschenrechte,
Und meinen doch nur ihr kleines Ich.
Sie wollen der Wahrheit Schlachten schlagen,
Und die Lüg' ist ihr Schwert,
Wollen die Welt auf den Schultern tragen,
Und ordnen kaum den eigenen Herd.

Versöhnend schließt die Rhapsodie mit des großen Hohenstaufen Hinweisung auf einen schönen unausbleiblichen Geistesfrühling:

Wirf deine Sorgen all' auf ihn,
Der droben auf ewigem Stuhl ist gesessen;
Er hat auch euer nicht vergessen.
Die Stunde kennt er, die Wege.
Du aber pflege

Digitized by Google

Der Gabe, die er dir gnädig beſchied,
In That und Lied.
Schaue feſt auf das Ziel deiner Reiſe,
Der iſt der Weiſe,
Der es nimmer vergaß;
Wirke treu im befriedeten Kreiſe,
Und halte Maß.

Ein tiefgefühltes Minnelied mit faſt Schiller'ſchem Schwung des Verſes bildet den Epilog dieſes ſchönen Liederbuches, als Seitenſtück zu dem innig empfundenen Prologe, womit daſſelbe vom Verf. einer werthen Freundin, Clara Kugler, gewidmet iſt.

Wenn wir das Einzelne, was wir über Emanuel Geibel bisher zu bemerken Gelegenheit fanden, zuſammenfaſſen, ſo können wir nicht umhin, in ihm einen wahren, vielbegabten Dichter zu begrüßen, deſſen ausgeſprochenes Fach die Lyrik, vorzugsweiſe das Lied iſt. Seine Phantaſie nimmt keinen hohen Flug, nicht Tiefe der Reflexion iſt's, was wir in ſeinen Dichtungen bewundern können, die Elemente, deren die Koryphäen der Jetztzeit ſich mit ſolchem Erfolge bemächtigten, daß ſie faſt maßgebend für die Anerkennung in weiteren Kreiſen geworden, ſind bei ihm nur in geringem Grade vertreten, — und deſſen ungeachtet haben ſeine Gedichte wiederholte Auflagen erlebt. Wir wollen hier die Ziffer dieſer letzteren nicht mit ängſtlicher Genauigkeit controliren (etwa weil die vorliegende zehnte Auflage vom J. 1848 mit der ſechsten vom J. 1846 an Inhalt und Seitenzahl vollkommen übereinſtimmt, und Hinrich's Bücherverzeichniß, zwiſchen der ſiebenten vom J. 1847 und der gegenwärtigen, die zwei neuen Auflagen in einem und demſelben Jahre, nämlich die achte und neunte, nicht aufgenommen hat) — uns genügt es, daß die Octavausgabe vom J. 1846, alſo drei Jahre nach dem Erſcheinen der zweiten, bereits als fünfte bezeichnet war, und jedenfalls die Theilnahme des Publikums an dieſem Dichter, als einem ſogenannten „Tendenzloſen," eine ganz ungewöhnliche genannt zu werden verdient. Fragen wir, was ihn ſo populär gemacht haben mag, ſo iſt es ohne Zweifel die Singbarkeit ſeiner Lieder, welche, getragen von den Tönen der beliebteſten Componiſten unſerer Zeit, in kurzer Zeit die Runde durch ganz Deutſchland machten. Eben dieſe Thatſache aber iſt zugleich der ſicherſte Beweis, daß ſeine Lieder das ſind, was ſie ſeyn ſollen, denn nur was vom Herzen kommt, geht zum Herzen. Dazu kommt noch eine ſeltene Gabe, ohne Einbuße der dichteriſchen Selbſtſtändigkeit, den ſchönen Formen liebgewordener Dichter ſich anzuſchmiegen, und in allen poetiſchen Geſtaltungsweiſen mit Freiheit und Geſchick ſich zu bewegen. In erſterer Beziehung finden wir uns hin und wieder an Uhland, Heine (S. 18, 36, 67, 68, 143), Freiligrath (S. 291,

Digitized by Google

332 u. a. a. O.) gemahnt, in letzterer, nebst den gewöhnlichen lyrischen Versmaßen, die Ottave (S. 151), das Ghasel (S. 205), die Terzine (S. 326), den Alexandriner (S. 210, 307, 332) und vorzugsweise das Sonett und das elegische Metrum mit künstlerischer Vollendung behandelt. Diese Versatilität bei so reichen Fonds kann der Wirkung nicht verfehlen, zumal wo Natürlichkeit mit Geschmack, Wärme mit Mäßigung, wahres Gefühl mit reifer Lebenserfahrung gepaart ist. Wir wollen daher einzelner kleiner Mängel wegen (wie z. B. S. 126: die Wolken zieh'n in dunkler Lage (?), S. 132: ob die Farben in der Richt (?), S. 214: Winter — — war mir immer leid, S. 210, 222, 223 u. a. O. diese Gärten, schweifen, eilte u. dgl. (Abnormitäten, worin besonders Heine, Freiligrath u. a. sich gefallen; S. 252 Stimme, Zinne als Reime u. s. w.) nicht rechten; — Emanuel Geibel, ein Norddeutscher von echt süddeutscher Dichter-Individualität, ist und bleibt jedenfalls ein Dichter von Bedeutung, der im Herzen des Volkes sich immer mehr einbürgern wird und noch in der Vollkraft seines Wirkens, wozu es ihm an Ermunterung nie fehlen möge, voll freudigen Bewußtseyns im Stillen wird widerrufen können, was er (S. 70) von sich selber sang:

Tonlos werd' ich hinübergeh'n,
Man wird mich stumm zu Grabe tragen,
Und wenn die Feier ist geschehn,
Wird niemand weiter nach mir fragen.

Die Auflage (Berlin, bei Alex. Duncker, kön. Hofbuchhändler) ist höchst elegant, eine jener netten, freilich für junge oder wenigstens gesunde Augen berechneten Miniatur-Ausgaben, die sich zu einem willkommenen Vademecum auf Reisen und Spaziergängen so trefflich eignen und gewissermaßen die Elzevire der deutschen Typographie zu werden versprechen.

2) Der zweite Dichter, dessen Sammlung wir näher besprechen wollen, ist ein Oesterreicher, welcher bereits seit mehr als zwanzig Jahren auf dem Felde der Belletristik nach verschiedenen Richtungen hin seine Thätigkeit bewährte. Auch seine Gedichte erlebten wiederholte Auflagen, weßhalb wir uns für verpflichtet erachten, ihm unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden, besonders da er vielleicht eben in seiner eigenen Heimat weniger gekannt und daher auch weniger geschätzt ist als im Auslande.

Dräxler (Carl Ferdinand) ist am 17. Juni 1805 zu Lemberg geboren und in Prag, wohin sein Vater später übersiedelte, erzogen. Schon im J. 1826 trat er unter dem Falschnamen

Digitized by Google

Manfred, den er auf Tieck's Veranlassung gewählt haben soll, mit einer Sammlung von Romanzen, Liedern und Sonetten auf, welche von unbestreitbarem Talente zeugten. Da er in der Folge auch seinem wahren Namen in der literarischen Welt Geltung verschaffte, ohne deßhalb seinen Pseudonamen ganz fallen zu lassen, so kam es, daß man ihn unter beiden zu nennen gewohnt wurde und er auch beide fortan gemeinschaftlich führte. Uebrigens ließ er auch unter anderen Namen, so wie anonym zahlreiche Schriften drucken, welche wir hier unerwähnt lassen, da wir es zunächst nur mit dem Lyriker zu thun haben. Als solcher gab er nicht nur die obenerwähnte Sammlung, sondern auch im J. 1828 einen Band neuerer Gedichte und im J. 1835 eine verbesserte und geläuterte Gesammtausgabe seiner bis dahin erschienenen lyrischen Poesien. Gegenwärtig lebt D.-M. zu Darmstadt. Die höchst elegant ausgestattete, mit einem netten, von L. Richter gezeichneten und von Ch. Hoffmeister gestochenem Titelbilde geschmückte, dem Herzoge von Nassau gewidmete, Miniatur-Ausgabe (Frankfurt a. M. bei J. P. Sauerländer, 1848) ist als dritte, durchaus verbesserte und vermehrte Auflage bezeichnet. Sie enthält im Ganzen 179 Gedichte und hat im Vergleiche mit der zweiten, im J. 1839 erschienenen Auflage wesentliche Veränderungen erfahren, indem aus letzterer 56 gänzlich ausgeschieden, 48 umgearbeitet und nur 75 unverändert beibehalten wurden; 56 sind neu hinzugekommen. Schon dieser Umstand beweist, daß es dem Verfasser Ernst ist mit der Kunst und daß er nichts verabsäumt, um dasjenige, was er bringt, so vollkommen als möglich zu bringen.

Die Sammlung zerfällt in fünf Bücher. Das erste derselben, „Bilder" überschrieben, gibt Gedichte aus einem Zeitraume von mehr als zwei Decennien, nämlich vom J. 1823—1847. Es dürfte nicht uninteressant seyn zur Charakteristik des Dichters das älteste Gedicht der ganzen Collection „Blumensonntag" (S. 10) hier anzuführen:

Hast du Blumen schon gesehen,
Wenn es Sonntag ist im Lenz,
Wie sie in dem Kreise stehen
Ihres duft'gen Elements?

Rose haucht die Duftgebete
Himmelaufwärts fromm und mild,
Wo die lichte Morgenröthe
Prangt, ihr gold'nes Spiegelbild.

Nelke steht im Spitzenkleide,
Fein geschnürt in grünen Sammt,
Betet zu dem Luftgebäude,
Wo die Purpurleuchte flammt.

Digitized by Google

Tulipane, sie die Fromme,
Oeffnet ihren Blütenschrein,
Daß des Himmels Feuer komme,
Tauche ganz in sie hinein.

Veilchen sind gar gute Kleine,
Freu'n sich, daß es Sonntag ist,
Wo im Abendlustvereine
Vöglein sie und Glühwurm küßt=

In der großen Duftfamilie
Steht, ein milder Priestergreis,
In dem Festgewand die Lilie
Mit dem Haupte silberweiß.

Lies't in jenem großen Buche,
Das gewebt aus Luftazur,
Wo, vereint zum Gottesspruche,
Sterne steh'n in blauer Flur;

Lies't die Wundercharaktere,
Die erkennbar nur zu Nacht,
Doch vor ihres Auges Klüre
Auch am Tage steh'n in Pracht.

Bebend stehet jede Blume
In dem Kreise weit und groß,
Vor des Altars Heiligthume,
Der geziert mit seid'nem Moos.

Horch, da weh'n des Glöckleins Halle
Von der nahen Kirche her,
Und sie schaukeln frömmig alle
Ihre Häupter hin und her.

So breit in der Anlage, so schwankend und überschwänglich im Ausdrucke, so wenig prägnant in den einzelnen Bildern und so unverhältnißmäßig in der Anordnung dieses Gedicht auch seyn mag, so zeugt es doch von einer lebhaften Phantasie, von innigem Verständnisse des Naturlebens, von großer Leichtigkeit der Gestaltung; wie es denn auch das Muster nicht verkennen läßt, das dem Dichter bei seinen ersten jugendlichen Ergießungen vorgeschwebt haben mag, nämlich Rückert. Vergleichen wir damit das jüngste Gedicht dieses Buches: „Am Fenster" (S. 45) vom Jahre 1847, dem letzten, welches in der Sammlung vertreten ist:

Das Fenster eine Epheunische,
Dahinter seid'ne Draperien,
Vorn Blumen, die in heller Frische
Die Mauer blühend überzieh'n.

Dazwischen blickt ein Engelsköpfchen
Stillsinnend in das Himmelsblau,
Des Haares glattgeschlung'ne Zöpfchen
Umschmeicheln hold der Stirne Brau.

Digitized by Google

Die Wangen Schnee in Rosenstrahlen,
Das Auge schwimmender Saphir,
Und mit Rubin und Perlen malen
Sich reizend Mund und Lippen ihr.

So blickt sie auf in stillen Träumen,
Das Auge froh verklärt und rein,
Ein Sonnenstrahl aus blauen Räumen
Umglänzt sie wie ein Heiligschein.

O bleibe, süßes Kind, dort oben,
Wo Blumendüfte dich umweh'n,
Wohin das Glück dich hat erhoben,
Daß alle auf wir zu dir seh'n.

Umrahmt von seidenen Gardinen,
Umathmet von geweihter Ruh',
Gepflegt mit zartbesorgten Mienen,
Des Glück's, der Liebe Schooskind du!

Dort deinen Träumen überlassen,
O zartes Wesen sinn' und schwärm'!
Hier unten in den lauten Gassen
Ist Wind, Gedränge, Koth und Lärm.

Besudelt würde deine Reinheit,
Erröthen müßte deine Scham,
Du zitterte'st, wenn die Gemeinheit
Laut höhnend dir entgegenkam (?).

O bleibe, süßes Kind, dort oben,
Und wer sich sehnt nach deiner Zier,
Der fühle sich zu dir erhoben,
Und huldige dort oben dir.

Wie schön, wenn Herzen dich erheben;
Du, der Natur den Zauber gab,
O laß empor sie zu dir streben,
Du selber steige nie herab!

Wir finden in diesem Gedichte denselben Dichter mit allen seinen Vorzügen und Fehlern wieder, nur gereifter, selbstbewußter, nicht mehr an der äußeren Erscheinung haftend, sondern dem Bilde eine tiefere Bedeutung leihend, und obwohl nicht ganz losgerissen von dem Hange zu abschweifender Breite, doch bereits hinlänglich seiner selbst Herr, um das nöthige Maß zu halten. — Diese beiden, fast ein Vierteljahrhundert aus einander liegenden Gedichte geben auch den erfreulichen Beweis, daß der Dichter nicht gealtert habe. Auch bilden sie zugleich die beiden Gränzpuncte, innerhalb welcher die meisten von den 33 Stücken, die dieses Buch enthält, sich bewegen. Der Verf. bezeichnet sie richtig als „Bilder;" sie sind was sie heißen: Abspiegelungen einzelner Manifestationen des Natur- oder Seelenlebens im Reflexe spielender

Digitized by Google

Vergleichung oder sinnender Betrachtung. Die Gedichte der ersteren Gattung tragen, trotz des reichlichen Zuflusses an poetischen Bildern und glänzenden Einzelnheiten, doch mitunter etwas Unentschiedenes, Zerfahrenes an sich, was der künstlerischen Einheit und Haltung Abbruch thut. Es sind größtentheils nette, freundliche Musikarbeiten, die durch ihre geschmackvolle Zusammensetzung, durch ihren artigen Dessin, möcht' ich sagen, überraschen, allein jenes organischen Zusammenhanges ermangeln, welcher poetischen Schöpfungen doch allein wahrhaftes Leben zu gewähren vermag. Jedenfalls werthvoller sind diejenigen Lieder dieses Buches, worin die Reflexion vorwaltet oder welche die Anschauung zum Symbol erheben, wie z. B.: O pflanzet Bäume (S. 33), Hausbau (S. 35), Alte Frauen (S. 47), Aus der Wirklichkeit (S. 49), Allein (S. 59) u. m. a., vor Allen: „Unbewußt" (S. 41), ein wahres Seelen-Daguerreotyp.

Das zweite Buch: „Liebe" (S. 66—131), worin der Verf. größtentheils Lieder aus dem ersten Decennium seines Dichterlebens gibt, behandeln das erotische Element in den verschiedenartigsten dichterischen Formen. Zartheit der Gedanken, Innigkeit der Empfindung, Gefälligkeit der Darstellung sind ihm, wie wenigen, eigen. Tändelnde Galanterie wechselt mit herzlicher Natürlichkeit; manches erinnert lebhaft an die Weisen der alten Minnesänger, denen der Verf. auch an künstlicher Verschlingung der Verse und an launenhafter Wahl des Metrums es nachthut, das ihm durchaus keine Schwierigkeiten zu bereiten scheint. Außer dem singbaren einfachen Liede finden wir die Form der Canzone, der Siciliane, des Sonettes u. m. a. angewendet, und insbesondere ist die letztere mit großem Geschicke gehandhabt. Wir enthalten uns hier einer Probe, weil Liebeslieder den Schmetterlingen gleichen, denen man selbst bei vorsichtiger Berührung nur allzuleicht den Flügelstaub abstreift, der ihr eigenthümlichster Schmuck ist. Auch in dieser Abtheilung kann D.-M. sein Vorbild Rückert nicht verläugnen, dem er hin und wieder bis zum Verwechseln ähnelt. Besonders wohlthuend aber ist es, daß er gerade in dieser Gattung, wo die Verlockung dazu so nahe liegt, jenes affectirten Schmerzes und jener epigrammatischen Selbst-Ironie sich enthält, worin die meisten erotischen Dichter seit Heine sich gefallen; ein Beweis mehr, daß es erlebte, nicht gemachte Empfindungen und Situationen sind, die seinen Liebesliedern zu Grunde liegen. Sie werden daher auch vielfachen Anklang finden, und namentlich den Componisteuren willkommenen Stoff zur Betonung darbieten.

Das dritte Buch (S. 135—213) deutet schon durch die

Digitized by Google

Ueberschrift „Gestalten" auf die mehr epische Natur der darin enthaltenen 25 Poesien hin. Es sind Romanzen, Balladen, Mähren, Rhapsodien, poetische Erzählungen u. s. w. in bunter Reihe. Der Verf. weiß seine Stoffe gut zu wählen und den gewählten eine passende Einkleidung zu geben. Am glücklichsten bewegt er sich in der poetischen Erzählung, wofür auch seine Hinneigung zur behaglichen Ausführlichkeit, zur bilderreichen Schilderung und zur Entfaltung seiner nicht gewöhnlichen metrischen Fertigkeit vorzugsweise ihn eignen. Localität und Färbung wechseln mit kluger Berechnung ab; bald führt uns der Dichter an sein eigenes Krankenlager, bald in eine sonnige Frühlingslandschaft, jetzt in den kerzenstrahlenden Ballsaal, jetzt in das düstere Stübchen eines todessiechen Künstlers; hier in das Maskentreiben des San Marco-Platzes, dort in eine stille Rebenlaube am deutschen Rheine. Iskender, Griechenlands großer Alexander, Almansor auf Alpuhara's Thürmen, Suleiman vor der Felsenwohnung eines frommen Eremiten, die treue Spanierin auf dem Schlosse von Compostella und der racheglühende Ammokläufer auf Java, die schöne Negerkönigin im Palmenkraal und der Juwelier von Bassora, der heimatmüde Auswanderer und der weise König Salomo sind, nebst interessanten idealen Figuren, die der Dichter zu Trägern seiner Gedanken schuf, die „Gestalten," die er in Situationen und Conflicten, wie theils Geschichte und Sage sie gibt, theils wie er selbst sie ersann, in dieser Abtheilung vor unser Auge bringt. Seine epischen Dichtungen sind keine versificirten Anekdoten oder Chronikenbruchstücke, dergleichen uns jetzt, in lässig schlotternden Niebelungen-Strophen, häufig für Balladen verkauft werden; auch keine schwülstigen, mit fremdartigen Reimen verbrämten Paraphrasen aus Reisebeschreibungen, womit Freiligrath's talentlose Nachtreter das Ohr des Lesers zu bestechen suchen, sondern großentheils echte Gedichte, Verkörperungen bedeutsamer Ideen, ansprechende Erlebnisse, ergreifende Begebenheiten, — wenn auch zuweilen in zu reicher Draperie, doch nie unter den Falten derselben nichtssagende Hohlheit oder leeres Scheinleben versteckend. — Als besonders gelungen heben wir hervor: Die Schwester (S. 139), Die Entsagende (S. 147), Das Märchen beim Weine (S. 166), Eine Scene auf Java (S. 183), Die Negerin (S. 186), Der Auswanderer (S. 208) u. m. a. Zur Bestätigung unseres obigen Urtheils möge das schöne, durch echt humane Gesinnung wie durch Einfachheit der Darstellung gleich ausgezeichnete Gedicht: „Der König" (S. 180) hier Platz finden:

Es war ein König einst, der fühlte sich schwach
Dem Körper nur, doch nicht dem Geiste nach;

Digitized by Google

Die Zeit des Sterbens rückte langsam herbei:
Er aber hatte der blühenden Söhne drei,
Drei Jünglinge von Kraft und schönen Mienen,
Und hätte gern gewußt, wer unter ihnen
Nach ihm zu herrschen der würdigste sei.
D'rum ließ er sie eines Tages berufen
Als Vater und Fürst an seines Thrones Stufen,
Und sprach: »Das Leben verlangt seinen Zoll:
Doch daß euch kein Streit entzweien soll
Um dieses Landes gesegnetes Erbe,
Wenn ich dereinst in Frieden sterbe,
So sollt ihr, Böses zu vermeiden,
Jetzt selber euer Loos entscheiden.
Der Schatzmeister wird nach meinen Befehlen
Euch jedem zehntausend Goldstücke zählen,
Die nehmt und wählt euern Weg mit Bedacht.
Und wer von euch, wenn ein Jahr vollbracht,
Den edelsten Gebrauch davon gemacht,
Den ich loben muß vor den anderen Zwei'n,
Der soll nach mir des Volkes Vater seyn.
Die Söhne gelobten Gehorsam dem Wort,
Empfingen das Gold und zogen fort.
Der König herrschte weise, daß Alles gedieh,
D'rum schwand das Jahr, man wußte nicht wie.
Und kaum war es um, so kam der eine Prinz,
Lastträger hinter sich und Reihen Gesind's,
Die trugen an prachtvollen Kleidern schwer,
An Geschirren und Waffen und anderm mehr,
Geschmeide und Zierath von blendender Pracht,
Das fremde Prunksucht mühsam erdacht;
»Ein Herrscher« — so meinte der älteste Sohn —
»Muß sitzen in Pracht auf dem fürstlichen Thron.«
Der alte König schüttelte das Haupt
Und sprach: »Ich hätte nicht geglaubt,
Daß Glanz dem Fürsten nöthig sei.« —
Da kam der zweite Sohn herbei.
In Händen trug er eine Schilderei,
Die er dem Vater selbstgefällig wies,
Die zeigt ein Schloß mit Mauern und Verließ,
Das er im Lande sich erbauen ließ,
Zugbrücke, Wälle, Thürme, Stein auf Stein,
Vor Feinden und Meuterern sicher zu seyn.
Der alte König schüttelte das Haupt
Und sprach: »Ich hätte doch geglaubt,
Ein Volk sei seines Fürsten stärkster Wall,
Und fester als Burgen und Schlösser all.«
Da kam der jüngste Sohn heran,
Mit verschossenen Kleidern angethan,
Vom Sonnenbrand gebräunt, doch heiter gesinnt,
Und an jeder Hand führend ein ärmliches Kind.
Der beugt sich vor dem Fürsten und spricht:
»O Vater, sie gaben dir falschen Bericht,

Sie sagten dir stets von des Volkes Segen,
Und von Zufriedenheit auf allen Wegen,
Von fröhlichen Hütten und schwellender Saat, —
Ich aber, wo ich das Land betrat,
Ich fand so viel der Gebeugten und Armen,
Die still aufseufzten um mein Erbarmen,
Daß bald verschwand des Schatzmeisters Gold,
Das ich edel und fürstlich verwenden gesollt.
Und wie ich, nun selber arm, heimwärts zog,
Fand ich am Weg diese zwei Kinder noch;
Ihr Vater liegt siech daheim und arm,
Du bist reich und gut, dein Herz ist warm;
O hilf, und sei gnädig der Kleinen bedacht,
Die ich statt reichen Kaufes heimgebracht.
Der alte König weint vor Vaterlust,
Er drückt den Jüngling freudig an die Brust: —
»Wer zweifelt nach solcher Schatzverwendung
An deinem Fürstengeist und deiner Sendung!
Du sollst der Erbe dieser Länderei'n,
Des Volkes und der Armen Vater seyn;
Denn wer die Armen und Leidenden erhebt,
Der hat die schönste Krone sich erstrebt!« —

Im vierten Buche (S. 217—270), mit der Ueberschrift: „Der Dichter," blicken wir, so zu sagen, in die geheime Werkstätte des Poeten und belauschen ihn bei seinem seltsamen Treiben. In 25 Gedichten wird dem Leser manches von der Art und Weise verrathen, wie, unter welchen Bedingungen und Verhältnissen, unter welchen Hoffnungen und Befürchtungen, von welchen Einflüssen und Gewalten begünstigt oder angefeindet das Lied in des Dichters Herzen entsteht, und aus dem Herzen auf das Blatt vor ihm heraustritt, und seinen Flug dann durch die weite Welt nimmt, um entweder an verwandten Herzen freundliche Aufnahme zu finden oder spurlos vom Winde fortgerissen zu werden. Ref. weiß nicht, ob es so unbedingt zu billigen sei, wenn der Dichter allzuwillig sich in die Karten blicken läßt; es ist ihm vielmehr immer wie eine Art von Profanation vorgekommen. Jede Kunst ist ein Schaffen, ein Zeugen; gleichwie nun die Natur den Act des Zeugens in den heiligen Schleier des Geheimnisses hüllt, so sollte auch der Künstler in dem Momente geistiger Zeugung sich nicht belauschen lassen. Auch kümmert es die Menge wenig, wie der Dichter schafft, sie fragt nur nach seiner Schöpfung, und diese wird einen um so tieferen Eindruck machen, je weniger man ihr die Mühe des Schaffens abmerkt. Die Persönlichkeit des Dichters muß in seinem Werke aufgehen, und nur aus diesem selbst wieder muß sie der Leser sich schaffen und erklären. Fast eben so wenig kümmert es die Menge, unter welchen Verhältnissen und Einflüssen ein Dichterwerk entstanden

Digitized by Google

ist, denn ihr gilt nur das fertige, nicht das werdende. Der zu früh vergessene Houwald läßt seinen Spinarosa diesen Gedanken in ein schönes Gleichniß kleiden. Wie die Menschen sich an der schönen oder seltsamen Form einer Wolke am Himmel erfreuen, ohne zu fragen, ob sie aus dem Weihrauchdampfe eines Dankopfers oder aus dem Brande einer Hütte entstanden ist, — eben so erfreuen sie sich auch an einem herzlichen oder ergreifenden Liede, ohne zu fragen, ob es einem glücklichen oder zerrissenen Herzen entquollen, ob es mit Lust oder mit Qual geboren ist. In sofern gehören Revelationen aus dieser geheimnißvollen Sphäre des Dichterlebens immer zu den mißlichen Versuchen, sich Anerkennung zu verschaffen, indem gewöhnlich mehr dabei gewagt als gewonnen wird. Es sieht stets wie eine kleine Eitelkeit aus, sich selbst im Spiegel zu beschauen und den Leuten dann zu sagen, wie man sich darin vorgekommen. Auch haftet solchen Selbstporträten in der Regel etwas Geziertes, Steifes, mitunter fast Unheimliches an, wie den Helden und Heldinnen der sogenannten klassischen französischen Tragödie, die da immer sagen, wie verliebt, wie muthig, wie entzückt, wie rasend sie sind, aber dabei nie recht zum Lieben, Kämpfen, Jubeln und Toben es bringen können. Wir gingen daher auch nicht ohne Vorurtheil an dieses vierte Buch der Dräxler'schen Gedichte, weil wir eines ähnlichen unbefriedigenden Eindruckes gewärtig waren, wie wir ihn fast jedesmal empfanden, wenn wir solche Geständnisse und Beichten lasen, wodurch die Poeten dem Publikum sich interessant zu machen glauben. Zu unserer angenehmen Ueberraschung aber fanden wir uns in unserer Besorgniß großentheils getäuscht. Die Zahl der Lieder, worin D.-M. den erwähnten Ton anschlägt, ist nur gering, und selbst diese beziehen sich nicht sowohl auf seine eigene Persönlichkeit, als vielmehr auf ästhetische Probleme im Allgemeinen, die der Verf. so geschickt unter einen subjectiven Standpunct zu bringen weiß, daß die Lösung selbst zu einem ansprechenden poetischen Resultat wird. Das Ganze bildet eine Reihe von Erörterungen über poetische Anregung, über das Verhältniß des Dichters zur Außenwelt, über die Art und Weise dichterischer Auffassung, über den Entwickelungsgang des Dichters und die Einwirkung seiner Umgebung auf diesen, über Gedanken und Gefühle, über die Bedeutung des Reimes, über die metrische Schmiegsamkeit der deutschen Sprache u. s. w., also gleichsam eine kurze Theorie der Lyrik in lyrischen Beispielen, woran nebst einigen schönen, zunächst auf Poesie bezüglichen Parabeln ein locker gewundener Kranz von Gnomen und Xenien sich anschließt. — Auch dieses Buch enthält viel Gelungenes, wozu wir vorzüglich Die Boten (S. 219), Dichten (S. 221), Die sieben Musi-

Digitized by Google

kanten (S. 251), Die Weigerung (S. 256) u. a. rechnen. Ein allerliebſter Scherz iſt das Gedicht: „Deutſche Muſe“ (S. 247), eigentlich eine Ode mit gereimten alcäiſchen Strophen, gleichſam als practiſcher Beweis, wie ſehr die deutſche Sprache des Reimes mächtig iſt, und wie dieſer „ſelbſt dem Gigantenrumpf antiker Rhythmen ſeine geflügelten Hermesfüße“ zu leihen im Stande wäre. Unter den Xenien haben uns einige nicht angenehm berührt, namentlich die achte und neunte Vierzeile, worin die „Moral“ doch wohl allzu leichtfertig dem „Talente“ untergeordnet wird, und die eilfte auf die „Kritikaſtergimpel.“

Das fünfte und letzte Buch (S. 273—341) bringt unter dem Titel: „Buntes“ wirklich Buntes. Es iſt eine Conceſſion, die unſere beſonnenſten Talente der Zeit machen zu müſſen glauben, daß ſie wenigſtens in einigen ihrer Lieder den Ton anſchlagen, welcher von den Stimmführern der Partei zum herrſchenden erhoben worden iſt. Auch D.-M. kann von ſeinen Leſern nicht Abſchied nehmen, ohne ihnen den Beweis geliefert zu haben, daß er, wenn es ihm darum zu thun wäre, auch andere Weiſen anzuſtimmen und den Richtungen und Anſichten der Gegenwart eine poetiſche Seite abzugewinnen wüßte. Als Beleg hiefür gibt er uns in dieſem Buche mehrere Gedichte, welchen theils das ſocialiſtiſche, theils das politiſche Element zu Grunde liegt, und jene gereizte Stimmung, jenes abſichtliche Trübſehen, jene herausfordernde Picanterie anhaftet, die uns aus ſo vielen in neuerer und neueſter Zeit erſchienenen Sammlungen nur allzuwohl bekannt iſt. Jede Meinung iſt ehrenwerth, wenn ſie Ausfluß der Ueberzeugung iſt, und jede Meinung mag vor dem äſthetiſchen Forum ihre Rechtfertigung finden, in ſofern ſie wahrhaft poetiſch vertreten wird und nicht, in Folge leidenſchaftlicher Tendenzhaſcherei, ganz in's Unſchöne ausartet. Letzteres iſt bei D.-M. nicht der Fall; vielmehr tragen ſeine hieher gehörigen Gedichte zu ſehr das Gepräge des Dichters an ſich, um für Spiegelungen gewiſſer Zeitideen zu gelten, wofür ſie denn doch eigentlich gelten wollen. Daß dieſes leiſe, unentſchiedene Auftreten keinen beſonders günſtigen Eindruck machen kann, iſt natürlich, und wir können nicht umhin, zu geſtehen, daß es uns lieber geweſen wäre, wenn der Verf. ſeine Sammlung in dieſer Beziehung ganz rein erhalten hätte. Ohne uns daher in eine genauere Beurtheilung dieſer, ohnehin nicht ſehr zahlreichen Partie einzulaſſen, wenden wir uns lieber denjenigen der 28 in dieſem Buche enthaltenen Stücke zu, welche dem Andenken an bedeutende Perſönlichkeiten gewidmet ſind. Dem gewaltigen Goethe bringt der Verf. in einem ſchönen, aus 16 originell combinirten Strophen beſtehenden Geſange ſeine dichteriſche Huldigung dar. Auf Ferdinand

Digitized by Google

Raimund's, des echten, noch nicht ersetzten Volksdichters Grab ist eine tiefgefühlte Canzone niedergelegt. Auch F. A. Kanne's wird mit rührenden Worten gedacht, des reichbegabten Sonderlings, der im Kampfe mit widrigen Verhältnissen und mit einer ungeregelten, dem praktischen Leben nicht leicht anzupassenden Individualität unterging (am 16. Dezember 1833). An dem wenig bekannten Sänger Wilhelm Genth (geb. am 6. März 1803, gest. am 16. Juli 1844), dessen Dichtungen 1844 erschienen, weis't uns der Verf. in einer ergreifenden Elegie nach, wie ein Dichterherz an den Qualen einer ihm widerstrebenden Beschäftigung verblutet; Genth, der gemüthliche Lyriker, war nämlich — Kriminalrichter:

Vielleicht vom bösen Diebe
Jetzt stockend angeschielt,
Indeß ein Lied von Liebe
Des Dichters Seele spielt;

Vielleicht vor sich das Weinen
Der Kindesmörderin,
Derweil bei seinen Kleinen
Frommsegnend weilt sein Sinn.

Und weh, vielleicht ein Irren
Im schrecklichen Beruf!
O Gott, der solche Wirren
Für Menschenherzen schuf!

Die Lerche steigt nicht wieder,
Wo sie zu dir geschwebt,
Wenn Flügel und Gefieder
Blutstropfen ihr verklebt!

Dem berühmten Kenner des Orients, Hammer-Purgstall, ist ein sinniges Ghasel gewidmet. — Seinem Vorbilde Rückert bezeugt der Verf. in klangvollen Ottaverimen seine Verehrung:

— — — — — — — — — —

Begeistert denk' ich sein aus Jünglingstagen,
Zu dem begeistert ich als Mann mich kehre.
Sie werden noch in späten Zeiten sagen
Von seiner Kraft und deutschen Dichterehre:
Vielleicht von Einem auch, der ihm sich neigte,
Und vor der Welt die Liebe ihm bezeigte.

Das Gedicht: „Irgendwo," versetzt uns im Geiste an den Hügel, unter dem einst der Sänger ruhen wird, eingesegnet von einem Freunde seiner Lieder mit den Worten:

»Ein Dichter ist er ganz und gut dabei gewesen.«

Digitized by Google

Zum Epiloge der Sammlung hat der Verf., wie zu deren Prolog, eines seiner frühesten Lieder gewählt, welches mit dem herzlichen Wanderspruche schließt:

Nun wohlan, du Liederkraft,
Zieh' hinaus in Lust und Wehen,
Aus des Herzens stiller Haft,
Laß die Welt dein Wollen sehen!
Wem ein Herz im Busen schlägt,
Wird dich gern und ganz verstehen,
Und wo keines sich bewegt,
Magst du still vorübergehen.

Wir glauben dem Verf. das Prognostikon stellen zu können, daß es ihm an Herzen, die ihn gern und ganz verstehen, nicht fehlen wird, indem er in der That ein nicht gewöhnliches poetisches Talent besitzt und dasselbe auf wirksame Weise geltend zu machen versteht. Sollten wir dasselbe kurz bezeichnen, so würden wir es ein vorherrschend lyrisches nennen, welches am glücklichsten in der Sphäre des Elegischen sich bewegt. D.-M. hat in dieser Beziehung viele Aehnlichkeit mit dem vorher besprochenen Dichter, oder vielmehr haben beide ihr Talent vorzugsweise in dieser Richtung cultivirt, die einer Zeit, wie die unsrige, wo man, getheilt zwischen Erinnerung und Sehnsucht, zwischen Furcht und Erwartung, zwischen Einst und Jetzt, Heute und Morgen, in fortwährenden Antithesen hinlebt, wie jeder Uebergangsperiode, am nächsten liegt. Nur ist es, wenn man beide Dichter vergleicht, eine auffallende Erscheinung, daß sie die Stellen, die ihnen durch ihre Nationalität angewiesen sind, gewissermaßen getauscht haben, indem Geibel, der Norddeutsche, mehr vom Gefühle, Dräxler-Manfred, der Süddeutsche, mehr vom Verstande influirt erscheint. Nur selten nämlich begegnen wir bei letzterem dem freien, unmittelbaren Erguſſe der Empfindung; allenthalben macht sich jene berechnende, vermittelnde Anordnung bemerkbar, welche das Wort eher wägt, bevor sie es ausspricht, während dem Ersteren nicht selten das Herz mit dem Kopfe davonläuft. Daher kommt es auch, daß man bei D.-M. hie und da das Absichtliche des Bildes oder Reimes herausmerkt und des Anlaufes gewahr wird, den er nahm, um seine Idee, einer gewissen vorbestimmten Richtung gemäß, auszuführen, weßhalb auch die meisten seiner Gedichte so gut pointirt sind. Daß diese Gestaltungsweise in des Dichters Absicht lag, erhellt daraus, weil sie in seinen früheren Poesien, wie wir schon oben bemerkten, minder deutlich hervortritt. Ein großer Vorzug aber, den der Verf. mit den meisten norddeutschen Dichtern theilt, ist der Geschmack, der den süddeutschen, bei den ausgesprochensten Talenten, nur allzuoft fehlt, — und eben hierin dürfte er vielen der

letzteren zum Muster dienen. Eine gewisse Sauberkeit und Rundung, ein richtiges Einhalten des Maßes, ein besonnener Tact in Bild und Wort ist fast nirgend zu verkennen, und in dieser Beziehung übertrifft er bisweilen sogar seine Vorbilder, die nicht immer von Ueberschwänglichkeit frei sind. — In der metrischen Form besitzt er eine seltene Gewandtheit, und manche Gedichte sind mit einer solchen Leichtigkeit und Virtuosität behandelt, daß man Rückert'sche oder Freiligrath'sche Verse zu lesen glaubt. Nur ausnahmsweise stößt man auf Reime, wie hangt, rankt (S. 6), rings, Winks (S. 12), Mädchen, Blättchen (S. 136), Fäden, Jedem (S. 221), Liederwerk, Berg (S. 269) u. dgl., oder auf sogenannte reiche Reime. Störend wirkt die ein paarmal wiederkehrende Anwendung der anzeigenden Art statt der verbindenden, wie z. B. S. 46: — — „Du (würdest zittern), wenn die Gemeinheit dir entgegen kam," statt entgegen käme; ein Gräcismus, der sich wohl nur im Plusquamperfect anwenden läßt, z. B. wenn du nicht kamst, war ich verloren, statt: wenn du nicht gekommen wärst, so wär' ich verloren gewesen. — Doch das sind unbedeutende Mängel, deren wir nur erwähnen, um dem Verf. zu bezeugen, wie aufmerksam wir seine Sammlung durchgelesen haben. Jedenfalls ist Dräxler-Manfred ein Poet, welcher den vorzüglicheren vaterländischen angereihet zu werden und allgemeine Anerkennung zu finden verdient, die ihm auch gewiß nicht entgehen wird *). Er hat sich mit dieser Sammlung, dem Resultate zwanzigjährigen poetischen Wirkens und Schaffens, den gerechtesten Anspruch auf eine ehrenvolle Stelle in der deutschen Literatur begründet.

3) Auch der dritte Dichter, dessen Sammlung uns zur Besprechung vorliegt, gehört unserem Vaterlande an. Friedrich Bach, von Geburt ein Prager, gegenwärtig, wenn wir nicht irren, als Arzt im südlichen Ungarn thätig, erweckte zuerst durch seine „Sensitiven," einen kleinen Strauß lyrischer Blüten, die Aufmerksamkeit der Lesewelt. Diese Erstlinge, 79 an der Zahl, mit 70 neueren Gedichten vermehrt, bilden den Inhalt des 219 Seiten starken Bändchens, in welchem mehr Poesie steckt, als in mancher anderen Sammlung von doppeltem Umfange. Dasselbe zerfällt in sieben Abtheilungen, wovon vier der früheren, drei der späteren Lebensperiode des Dichters angehören, der übrigens, so viel uns bekannt ist, eben in der Blüte des Mannesalters steht.

*) Se. Majestät der König von Würtemberg hat dem Dichter für die Ueberreichung dieser Auflage die große goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft verliehen.

Digitized by Google

Wir wollen die einzelnen Stücke näher betrachten, um einen Dichter, der im großen Publikum noch wenig gekannt ist, als würdig der Theilnahme darzustellen, die er bis jetzt im Kreise Mitstrebender und Geistesverwandter gefunden hat.

Der einfache, in reimlosen Trochäen geschriebene Prolog entschuldiget, unter den Gleichnissen der Blume und des Blattes, die, obwohl einzeln zur Feier des Sommertages zu unbedeutend, im Chor von tausend Blumen und tausend Blättern dennoch ihr bescheidenes Plätzchen ausfüllen, das Wagestück, mit einer so kleinen Liedersammlung in die Oeffentlichkeit zu treten; allein diese Lieder wollen ja nicht für sich allein heraus-, sondern nur in der großen Harmonie mitgehört werden.

Die erste Abtheilung: „Liebesfrühling" (S. 7—20), enthält 14 durch Innigkeit und Zartheit ausgezeichnete erotische Gedichte. Freude und Schmerz, leiser Hader und warnender Vorwurf wechseln mit Beziehungen auf Scenen und Erlebnisse, wie sie in der Geschichte von zwei liebenden Herzen vorkommen, und bilden einen kleinen Roman, durchwebt von dem Doppelfaden der Wehmuth und Ahnung, und gleichsam darauf vorbereitend, daß ihm die letzte Seite fehlen wird. So entsprechend und lieblich diese Liedchen sind, so schwer machen sie es uns, sie mit kritischer Sonde zu prüfen. Sie sind zu wenig palpabel, zu duftig hingehaucht, zu durchsichtig, um fester angegriffen zu werden. Uebrigens ist keines davon so klein und so flüchtig hingeworfen, daß es nicht einen schönen, sinnigen, wohl auch neuen oder mindestens neu gebrachten Gedanken bärge. Als Beleg, ohne Wahl, nur eines, z. B. „Die Locke" (S. 18):

In dem Garten blüht die Blume,
In dem Garten welkt die Blume,
Und in Staub zerfällt die Blume! —

Doch die Blume, ausgerissen
Aus der mütterlichen Erde,
Kannst du in's Gedenkbuch legen,
Daß sie nicht zu Moder werde. —

In die Fremde mußt' ich zieh'n,
Von dem Haupte der Geliebten
Löst' ich eine dunkle Locke
Ab in wildem Liebesglüh'n!

Monde wechseln, Jahre flieh'n,
Seh' ich einstens dich als Greis.
Darf ich wohl mit Thränen klagen:
»Unsre Haare werden weiß!«

Doch die Locke, abgeschnitten,
Von dem jugendlichen Haupte,
Dankbar wird sie noch nach Jahren
Ihre dunkle Farbe wahren!

Digitized by Google

Und die Liebe, aus der Heimat
Ihrer Freuden, ihrer Schmerzen
Mit Gewalt herausgerissen, —
Ewig bleibt sie grün im Herzen!

Wie kunstlos und einfach und doch wie rührend und klar ist hier die Idee zur Anschauung gebracht, „daß junger Liebe gerade durch gewaltsame Losreißung von dem geliebten Gegenstande ewige Dauer gesichert wird.“ Wir fragen: welcher Mittel bedürfte mancher unserer Ueberschwänglichen, um dieses psychologische Paradoxon durchzuführen, — und wie leicht, wie natürlich, wie so ganz ohne Aufwand ist das hier geleistet! — Wie nett ist das anakreontische: „Die Vogelbeere“ (S. 4), wie schmerzlich-innig: „Vorwurf“ Nr. 1 (S. 8), wie anspruchlos, trotz seiner viel mißbrauchten Form, Nr. 4 (S. 10), welches ganz hieher zu setzen wir uns nicht enthalten können:

Dafür, daß du den Felsen zerspalten mit schwerem Schlag,
Bringt dir die off'ne Wunde den Edelstein zu Tag!

Dafür, daß du die Erde zerpflügt mit scharfem Schwert,
Hat sie dir schön're Blüthen und reich're Früchte bescheert!

Dafür, daß du in's Wasser gesenkt den schweren Stein,
Glänzt es in Silberschaume, im Regenbogenschein!

Dafür, daß du den Käfig verhängt der Nachtigall,
Singt sie dir schön're Weisen mit wunderfüßem Schall.

Dafür, daß du am Baume gerüttelt hast im Groll,
Verhaucht er süße Düfte, schneit dich mit Blüthen voll.

O Mädchen, das mich hinhält, mich quält und dann noch flieht,
Auch meine Rach' ist edel, ist nur ein zartes Lied!

Die zweite Abtheilung bringt 15 „Wanderlieder“ (S. 23 — 38) voll Sehnsucht und Wehmuth. Wir heben das vierte heraus; es lautet:

Eitles Müh'n, entflammte Kerzen
Ruhig mit sich fortzutragen!
Sehnend wird die Flammenspitze
Sich nach rückwärts überschlagen.

Eitles Müh'n, dem Vaterlande
Deiner Liebe zu entsagen!
Vorwärts werden dich die Füße,
Rückwärts die Gedanken tragen!

Das Bild von der Kerzenflamme, die im Vorwärtstragen vom Luftzuge zurückgeweht wird, ist eben so neu und natürlich gewählt, als deutlich und kurz ausgedrückt. Es gehört ein eigener Tact dazu, ein sprödes Gegenbild, das im Detail gar leicht in's Prosaische oder Triviale umschlägt, so mühelos zu schmeidigen,

Digitized by Google

wie dieß hier und mehrfach bei unserem Dichter der Fall ist. Nur das simultane Auftauchen von Haupt- und Gegenbild bedingt dieses sichere Treffen des rechten Wortes, wonach man bei successiver Entwickelung des Vergleichungsactes wohl vergeblich suchen dürfte.

Die dritte Abtheilung: „Natur und Gemüth" (S. 41 — 75) umfaßt 30 Gedichte, deren Stoff theils der Naturanschauung, theils dem Tiefblicke in's eigene Herz entnommen ist. Auch unter diesen findet sich vieles Schöne und wahrhaft Poetische, nur artet der schwermüthige Ton, der sie insgesammt durchklingt, mitunter zu sehr in's Schwüle und Trostlose aus, um nicht drückend und abspannend zu wirken. Wie ein Traumwandler schreitet der Dichter im Leben umher; alles, was er sieht, was er hört, wird ihm zum Symbole seiner Trauer und seines Schmerzes. Daher kommt es, daß jedes einzelne Gedicht ergreift, rührt, überrascht, — alle zusammen genommen aber, wenn gleich jedenfalls einen tiefen, nachhältigen, doch keinen befriedigenden, günstigen Eindruck machen; ja es wird dem Leser unter diesen von allen Bäumen, aus allen Wiesen, allen Blumen, allen Wässern ihm entgegen summenden, flirrenden und rauschenden fremdartigen und doch ahnungsverwandten Klängen und Klagen am Ende selbst so träumerisch, so visionartig zu Muthe, daß er eine gute Weile braucht, um sich wieder zurecht zu finden, wie es Einem etwa ergehen mag, wenn er längere Zeit den Offenbarungen einer Hellseherin gelauscht und ihren Ideengang zu verfolgen sich bemüht hat. Als ein Beispiel des rhapsodischen Charakters dieser elegischen Improvisationen mögen zwei der kürzeren hier stehen:

5. (S. 60.)

Wenn ich diese Welt verlasse,
Will ich's thun, wie der Geist im Schauspiel,
Der nach ausgespielter Rolle
In der Versenkung verschwindet.
Freudig eilt er hinweg,
Oder schleicht sich wohlbehaglich
Hinter die Coulissen;
Unbeachtet, ungesehen
Sieht er zu, wie sie sich noch abmüh'n,
Die anderen Schauspieler,
In armseligem Treiben,
In peinlicher Verstellung!

2. (S. 74.)

Da wandelt allein der Greis! —
Er hat begraben die Spiele der Kindheit,
Die Träume der Jugend, die Kraft des Mannes;
Es fiel ihm hinab vom Haupte
Zur Erde die dunkle Locke —

Digitized by Google

Die Jahre streift er von sich
Wie gleißende Schuppenringe,
Wie jährige Blätter der Baum!
Nur er noch will nicht ruhen,
Er wandelt allein und sinnt! —

So lehnt noch ein wüster Träumer
Spät um die Geisterstunde,
Wenn Alles, Alles ruht,
Die Kleider von sich geworfen,
Schlaflos allein am Fenster,
Und starret hinaus in die dunkle Nacht!

Eine gleich düstere Stimmung waltet in den 14 „Liedern vom Sterben," welche die vierte Abtheilung (S. 79—96) bilden. Wer das Leben von einer so trostlosen Seite auffaßt, wie der Verf., dem es nichts ist, als eine armselige Komödie, worin wir Menschen in peinlicher Verstellung agiren, dem kann auch der Moment des Sterbens als kein erschütternder erscheinen, sondern nur als ein indifferenter; und so ist es auch. Ihm ist der Tod weder ein Aufschwung in schönere Räume, noch die Erlösung aus einem Kerker, noch die herzbrechende Trennung von allem Lieben und Theueren, sondern ein simples Ausziehen aus einer unbehaglichen Wohnung, ein Loswerden nachziehender Sterbegedanken, ein unvermeidlicher Blätterfall, ein unbeachtet vorübergehender Augenblick, der die Welt eben so gleichgültig läßt, als sie uns in Augenblicken höchster Freude und höchster Betrübniß. Daß solch' eine Passivität doch poetisch werden könne, erklärt sich nur aus dem schneidenden, fast zur Ironie sich steigernden Contraste, den sie zur gewöhnlichen Ansicht bildet. Wie poetisch aber der Verf. die seinige zu gestalten wisse, beweisen die Lieder: „Beim Augenzudrücken" (S. 81), „Wenn ich nur wüßte!" (S. 82), worin sein poetischer Skepticismus am klarsten sich ausspricht; „Es kömmt ja von selbst" (S. 90), „Contrast" (S. 96). Wir führen als Beleg das erste der genannten an:

Der Vogel ist ausgeflogen,
Der Käfig öd' und leer;
Es hüpft in euch, ihr Augen,
Kein helles Flämmchen mehr.

Die Fensterlein werden trüber,
Kein Miethmann hält die Wacht;
So will ich die Läden schließen,
Wohlan denn: »Gute Nacht!«

Wer, der dieses Liedchen je gelesen hat, wird an dem Sterbelager eines theuren Freundes oder eines lieben Angehörigen stehen können, ohne unter heißen Thränen, wie ein Gebet, im Stillen es vor sich hinzusprechen? — In 5 Schlußgedichten (S. 99

Digitized by Google

— 103) nimmt der Verf. Abſchied von ſeinen Liedern, die ihm der Verluſt ſeiner Liebe entlockt hat; er bezeichnet ſie als den Schlummergeſang, womit er ſein Herz einwiegte, als die abgewehten Blüthen ſeines Lebensfrühlings, als die blutigen Flügel ſeiner vom Geier entführten Lieblingstaube, als die von ſtürmiſcher See am Strande zurückgelaſſenen Perlen, als aufgeſcheuchte Falter, Vögel und Rehe. — So weit die „Senſitiven," womit der Verf. ſich ſeinen Ruf begründet hat. Die Wahl des Titels war in der That eine paſſende, denn gleichwie die Mimosa sensitiva ihre reizbaren Blättchen an dornenbeſetzten Zweigen trägt, ſo fehlt auch Bach's berührungſcheuen Herzensblättern der ſcharfe Dorn des Schmerzes nicht.

Mit S. 107 beginnt die zweite Hälfte des Büchleins, welche die „neueren Gedichte" enthält. Die Stimmung des Dichters in den „Senſitiven" wird namentlich gegen den Schluß hin eine ſo abnorme, ja krankhafte, daß eine neue Phaſe ſeiner Entwickelung faſt als nothwendig bedingt erſcheint. Wir gingen daher mit freudiger Erwartung zu den neueren Gedichten über, weil wir hofften, den Verf., geläutert durch die Flammen des Schmerzes, aus ſeinem Kampfe mit den Gewalten, die ihn aufzureiben drohten, ſiegreich hervorgehen und mit erhöhter Schnellkraft den verjüngten Flug nach oben nehmen zu ſehen. Allein ſchon das elegiſche Widmungsgedicht, ein wie ſchöner Abdruck rührender Entſagung es auch ſeyn mag, ließ uns befürchten, in unſerer Erwartung uns getäuſcht zu ſehen. Je weiter wir laſen, deſto mehr fanden wir in dieſer unerfreulichen Wahrnehmung uns beſtärkt. Es iſt wohl eine neue Phaſe, die Bach antrat, allein keine Phaſe geiſtiger Erkräftigung, männlich ſtolzer Erhebung über das Unvermeidliche, ſelbſtbewußten Aufſchwunges aus ſeiner erſchlaffenden Abſpannung, ſondern nur ſtiller Reſignation, unterdrückten Schmerzes, wehmüthiger Erinnerung nicht ohne momentane Rückfälle in einzelne ſeiner früheren Stimmungen. So wenigſtens gibt er ſich vorerſt in den 22 Gedichten der erſten Abtheilung: „Album" (S. 111 — 141), worin er ſein Herz befreundeten Herzen gegenüber ausſchüttet. Sie enthalten zwar viel Schönes, doch ein einziges darunter: „Zuruf" (S. 136) ſchlägt einen kräftigeren Ton an und macht den Wunſch in uns laut, daß der Dichter ſich ſelbſt ebenfalls zurufe:

Nicht des Kämpfers ſtolze Stirne
Ziert der Liebe Friedenskranz;
Flur und Hütte nicht die Firne,
Nur des Wetters rother Glanz! —
Einſam zieh'n des Himmels Lichter,
Einſam ſchweifet der Komet,
Einſam ragt im Volk der Dichter,
Keinen Herd hat der Prophet.

Digitized by Google

Denn am Ende ist trotzige Abgeschlossenheit doch besser, als langsames Verbluten an stiller Herzenswunde; jene machte einen Byron als Dichter groß, dieses erniedrigt zuletzt das kräftigste Talent zum Sclaven kränkelnder Sentimentalität. Beherzige darum Bach seine eigenen Worte:

Wohl, ich kenne diese Schmerzen! —
Manches Flammenmeteor,
Das geleuchtet meinem Herzen,
Ist verzischt im trüben Moor.
Doch mit nied'rem Erdenglücke
Rechte nicht der starke Geist,
Der uns mächtige Geschicke,
Der uns kühne That verheißt.

Einen interessanten Blick in das Stillleben eines, durch ein bedeutendes Bühnenwerk (Spartacus) uns lieb gewordenen Dichters gewähren uns die schönen Strophen an Vinz. P. Weber (S. 138 — 141).

Die zweite Abtheilung: „Nachklänge der Liebe" (S. 145 — 176), die unter 24 Gedichten manches bringt, was uns an die schönsten Stücke aus Th. Moore's „Irish melodies" erinnert hat, verrückt durch einige nicht zusammenstimmende Züge die Skizze, die wir uns, bei Durchlesung der „Sensitiven," von dem Lebens- und Liebesromane des Dichters entworfen haben.

Die dritte und letzte Abtheilung: „Einsame Wege" (S. 179 — 219) beginnt mit einem höchst bedeutsamen Gedichte: „Deukalion," welches abermal die Hoffnung erweckt, den Verf. über das Element, womit er bisher rang, hinausgehoben zu erblicken:

Des Lebens Woge schwoll, und was mir lieb und werth,
Hat sie mit wilder Kraft vertragen und zerstört.

Verdorben lag vor mir der Hoffnung reiche Saat,
Am Boden fraß der Rost das scharfe Schwert der That!

Und klaglos zog ich fort, wie Einer, der's verschmerzt,
Daß er ein böses Kind gezogen und geherzt.

Doch war ich kaum allein, so wälzt ich kraftbewußt
Des Schmerzes Lasten all' gefaßt von meiner Brust.

Und wie Deukalion, warf ich mit starker Hand
Die schweren Steine weit zurück in's eb'ne Land.

Nun hör' ich hinter mir ein Flüstern, Rufen, Schrei'n,
Ein neckend Liedervolk entwuchs dem schweren Stein.

Herzlich froh begrüßen wir die Verkündigung dieser deukalionischen Schöpfung; denn glückauf dem Dichter, welchem es gelungen ist, den Schmerz, der zentnerschwer auf seinem Herzen

Digitized by Google

lag, in flüsternde, neckende Lieder umzugestalten! Allein die beiden Schlußzeilen schleppen wieder unerfreulich nach:

Doch zieh' ich achtlos fort, daß einst mein Herz vergißt,
Daß ihm die Jugendzeit nicht treu geblieben ist.

Schon das zweite Gedicht: „Trug" (S. 180) und vor Allem das vierte: „Der Baum" (S. 182) und das fünfte: „Meine Lieder" (S. 183) und so fort und fort die Mehrzahl, obschon an und für sich höchst poetisch, bezeugen nur allzudeutlich, wie schwer es dem Dichter fällt, sich von seinem Schmerze loszureißen. Jedem halben Entschluß folgt, wo nicht ein förmlicher Rückfall, doch ein unentschiedenes Schwanken, eine schmerzliche Selbstentschuldigung oder eine abwehrende Bitte an Alle, die ihn durch besorgte Mahnung oder tadelnden Vorwurf aus seiner unmuthigen Verschlossenheit herausreißen wollen. Solchen Inhaltes sind die meisten von den 23 Gedichten dieser Abtheilung. Ein herzlicher Nachruf an den leider allzufrüh verstorbenen böhmischen Dichter K. Macha (S. 209) paßt in sofern in diese Serie, als der Besungene auch ein Pilger auf „einsamen Wegen" war, herabgestiegen von dort zu kurzer Rast in's Erdenleben,

Um sich ein buntes Sterbekleid zu weben.

In dem Gedichte: „Schicksal" (S. 216) beschuldigt der Dichter Jene, die ihm sein stilles Insichversinken vorwerfen, sogar des Hohnes:

Und wo ich liebte, hat man's kaum geglaubt;
Die Freunde mieden mich, weil mein Gefühl
Nicht schmeichlerisch um ihr verwöhntes Haupt
Gleich einem duft'gen Blumenregen fiel.

Erst das letzte Gedicht der Sammlung: „Wendepunct" (S. 218) zeigt uns den Verf. wieder auf jenem Puncte, wo wir schon am Anfange der zweiten Hälfte seines Buches ihn zu sehen wünschten. Sein Entschluß ist gefaßt; er sieht ein, daß es so mit ihm nicht bleiben könne, daß er noch eine andere Aufgabe vor sich habe. Allein er brauche Ruhe, um sich zu sammeln; was er bisher gab, sei nur eine Anfrage gewesen, ob er zum Dichter berufen sei. Die Sommersaat bedürfe des Regens, die Wintersaat des Schnees: unglückliche Liebe habe ihm Beides gebracht. Nun wolle er seinen Geist still in's Dunkel verschließen:

Wie man den Becher stellt in kühle Nacht,
Daß die Krystalle an einander schießen, —
Noch hat er seine Sendung nicht vollbracht.

Er sehne sich nach der Einsamkeit, um sich einzuspinnen wie die Raupe, und dann bei Anbruch des Frühlings verjüngt als Falter in die Welt hinauszufliegen. Man möge ihn darum

Digitized by Google

gewähren lassen und ihm sein seltsames Benehmen weder als Stolz noch als Selbstverachtung auslegen; denn, fährt er fort:

Ich fühl' es tief, daß ernste Selbstbetrachtung
Mir einstens schöne Früchte tragen soll.

Denn eine höh're Liebe fühl' ich reifen —
Sie tagt in mir wie Morgensonnenschein,
In meines Herzens Saiten wird sie greifen —
Lebt, Freunde, wohl und laßt mich nun allein!

Und das wollen wir vom Herzen, mit dem aufrichtigen Wunsche, daß er recht bald sich selbst gewinne, um sein Wort einzulösen; denn er ist eine durch und durch dichterische Individualität, die nur noch, vielleicht sich selbst unbewußt, zwischen Heine und Lenau schwankend, der Consolidirung bedarf, um auf dem Gebiete der Lyrik ganz Eigenthümliches und Treffliches zu leisten. Wenn Bach es dahin bringt, aus der Traumwelt, in der er jetzt sich ergeht, auf das Gebiet der Wirklichkeit überzutreten, seinem Hange zur Sentimentalität Meister zu werden und die Welt, die seinem Dichterblicke so offen daliegt, von einem minder düsteren Standpuncte aus anzuschauen, so zweifeln wir nicht, daß wir ihn bald mit vollem Rechte den ausgezeichnetsten Dichtern unseres gemeinsamen deutschen Vaterlandes werden an die Seite stellen können, und daß er keinen Grund haben wird, seinen Liedern zuzurufen (S. 183):

Bald seid ihr vergessen! Nicht lange —
Und wie das sterbende Vöglein,
Die verirrte Karavane,
Begräbt euch der stäubende Flugsand,
Die flüchtige Zeit,
Im rastlosen Drange!

Schließlich halten wir es noch für unsere Pflicht, der äußerst geschmackvollen, wenn gleich einfachen, Ausstattung aus dem Verlage des unermüdlich thätigen J. J. Weber in Leipzig zu erwähnen, welche durch herrliches Papier, ungemein schönen Druck (von F. A. Brockhaus) und anständiges Format ein wahres Labsal für das Auge des Lesers ist, wie denn überhaupt die Weber'sche Handlung nicht nur durch die Menge und Eleganz, sondern auch durch die Wahl ihrer Verlagsartikel sich rühmlich hervorthut.

4) Noch haben wir eine vierte, und zwar unter den vorliegenden die umfangreichste, Sammlung zu besprechen; auch sie rührt, wenn wir gut berichtet sind, von einem österreichischen Dichter her. Auf 360 Octavseiten werden uns in vier Abtheilungen 228 Gedichte geboten. — Die erste Abtheilung (S. 3—80)

enthält 35 Stücke, die der Verf. selbst als „Jugendlieder" bezeichnet. Sie verdanken ihr Entstehen Naturanschauungen, Eindrücken der Liebe, Blicken in's eigene Herz, Seelenerlebnissen, jugendlichen Gefühlen und Träumen, und bekunden lebhafte Empfänglichkeit, warmes Gefühl, poetische Auffassung des Lebens und eine lobenswerthe Gewandtheit in der Form. Es sind Gedichte, welche sich leicht und angenehm lesen lassen, und uns den Dichter eben so achtenswerth wegen seiner Gesinnung, als liebenswürdig wegen seiner Darstellungsweise machen. Unangenehm berührt hat uns in dieser Abtheilung das Gedicht „Rekrut" (S. 58), welches das Soldatenleben von einer wohl allzu abschreckenden Seite auffaßt. In sofern es die Aufgabe der Poesie ist, das Leben zu verschönern, halten wir es für ein verfehltes Bemühen, die alltägliche prosaische Ansicht von einem Verhältnisse dadurch zur Poesie erheben zu wollen, daß man es auf die Spitze stellt. Ein Rekrut, der all' seine früheren Hoffnungen in die Schanze schlägt, um dem lustigen grünen Sträußlein auf seinem Hute Ehre zu machen, ist doch gewiß eine poetischere Gestalt, als ein sentimentaler Souffre-douleur, der, als feiger Ausreißer eingebracht, seinen Kameraden für die mörderische Kugel dankt, wodurch sie ihn von Pflichten entbinden, denen zu genügen er nicht die Kraft hat. Wie ganz anders ist eine ähnliche Idee in A. Grün's „Deserteur" durchgeführt, wo die Katastrophe durch den Conflict des reinmenschlichen Gefühles mit den positiven Satzungen motivirt erscheint!

Die zweite Abtheilung: „Wanderbüchlein" (S. 83 — 164) bringt in 37 Gedichten die Ergebnisse der Ausflüge, welche der Verf. in die Welt, namentlich nach Italien, gemacht hat. Sie zeigen uns das Talent, welches in den Jugendliedern noch des sicheren Halts entbehrte, bereits gereifter. Daß der Verf. die Gegenden, die er durchzog, mit dichterischem Auge betrachtete, unterliegt keinem Zweifel; jedes neue Vorkommniß fordert ihm einen Liederzoll ab. Lobenswerth ist es, daß er sich nicht auf bloße Schilderung beschränkt, sondern seine subjective Empfindung in die äußere Erscheinung hineinträgt; was ihn nicht poetisch ansieht, das sieht wenigstens er poetisch an. So gewinnt Manches, durch erotische Färbung, mitunter auch durch ernste Reflexion, an Interesse. Wir erlauben uns, aus dieser Abtheilung eines der kürzeren Gedichte (S. 128) als Probe anzuführen:

Bevor ich dich gesehen,
Bevor ich dich gekannt,
War wunderbar mein Leben
In deinen Reiz gebannt.

Digitized by Google

Seitdem ich all' mein Lieben
In deinem Reize fand,
Liegt's zwischen uns wie Berge,
Als trennt' uns Meer und Land.

Ich muß von dir entfliehen,
Wenn ich bei dir will seyn,
Und wenn ich dich vergessen,
Bin ich erst wahrhaft dein.

Ansprechend und charakteristisch sind die Erinnerungen an Venedig (S. 136), Genua (S. 139), San Remo (S. 123, 142), Florenz (S. 144), Neapel (S. 146), Sicilien (S. 149), Camaldoli (S. 152). Der Anblick Roms veranlaßt den Dichter zu Betrachtungen (S. 164), welche durch die Einseitigkeit des Urtheils verletzen, ohne, wie dieß bei einem bekannten, auf demselben Boden entstandenen Gedichte unseres trefflichen Grillparzer der Fall ist, durch poetischen Schwung dafür zu entschädigen.

Die dritte Abtheilung: „Heimkehr" (S. 167—343), ist die reichste; sie enthält 94 Gedichte, größtentheils lyrischen Inhalts, in bunt abwechselnden Formen. Lied, Elegie, Parabel, Rhapsodie, Hymne u. s. w. sind vertreten und liefern einen Beweis für die Gabe des Verf.'s, sein Talent nach den mannigfaltigsten Richtungen der Lyrik hin geltend zu machen. Wir stoßen hier ebenfalls auf manches Gelungene. Auch Anklängen an gewisse Schlagwörter der Jetztzeit (S. 233, 306) begegnen wir. Wie wenig übrigens der Verfasser den Uebergriffen der modernen Poesie hold ist, möge folgende Parabel beweisen, die wir zugleich als Beleg für seine Befähigung zur Behandlung compacterer Stoffe auszugsweise hierhersetzen:

Zu Vater Zeus — ich kann das Wann nicht sagen —
Kam Poesie verstört, ihr Leid zu klagen.

O Vater, sprach sie, rufe mich zurück, ich kann nicht länger bei den Menschen verweilen. Sie muthen mir Dinge zu, die nicht in meiner Sphäre zu liegen scheinen. Man will mich, deren Beruf es ist, aufzubauen, zum Zerstören zwingen. Man will mich zur dienenden Magd erniedrigen.

Hier soll ich gaukelnd auf den Märkten leiern,
Dort Trommeln rühren, Armaturen scheuern,
Hier Spinn' und Motten stäuben, Körner fegen,
Dort Arzenei für Seuch' und Fieber wägen;

Krawalle anstiften, Streitrosse tummeln, in die Lärmtrompete stoßen, Nachtwächter, Henker, Scherge seyn,

Und streck' ich einmal mich in's Thaugras nieder,
Und sende froh in's Blaue meine Lieder,

Digitized by Google

Gleich ſchelten ſie: »Ei ſeht die eitle Magd,
Was macht ſie träg auf bunte Wolken Jagd?
Hollah! zur Arbeit! Willſt du ewig dahlen
Mit Blüthenflocken und mit Lenzesſtrahlen?
Vorüber brauſt des Weltgeſchickes Wagen,
Voran! ſein flatterndes Panier zu tragen;
Zu furchen ihm die Gleiſe, auszuhauen
Die Pfade ihm durch altverwachſ'ne Auen;
Zu rufen mit des Herolds Donnerſtimme:
Es naht der neue Gott in ſeinem Grimme!«

Vergebens entſchuldigte ich mich damit, daß ich ein Himmelskind ſei, das mit ſolchen Dingen nichts zu ſchaffen und dafür auch weder Beruf noch Geſchick habe.

Die Saat müßt ihr verſtreu'n mit rüſt'gen Händen,
Nur Thau und Licht kann ich dazu euch ſpenden;
Und wollt ihr ernten, ſchwingt die Schnitterwaffen,
Ich hab' mit ird'ſchem Werkzeug nichts zu ſchaffen;
Der Zeit Bedürfniß wechſelt mit der Zeit,
Und meine Heimat iſt die Ewigkeit.

Darum gönnet mir, das Schöne und Wahre nach meiner Weiſe zu offenbaren und nur vermittelnd in das Treiben der Welt einzugreifen.

Dem alten Chaos iſt der Haß entgohren,
Zu ſühnen ähn, dazu ward ich erkoren.

Allein ſie ſchrien Zeter über meine Reden, ſchalten ſie eitel, im Widerſpruche mit der Zeit, und ſtießen mich grollend von ſich weg:

»Wir können nicht mit dir die Zeit verſäumen,
Zieh' heim, in deinem Himmel magſt du träumen.«
Der ew'ge Vater hörte milde lächelnd
Des Kindes Klag'; die heiße Stirn' ihm fächelnd
Erwiedert er: »Sei, liebes Kind, getroſt!
Zu bald verlangt der Menſch die ſüße Koſt
Zurück, die jetzo er von ſich geſtoßen;
Denn hat er erſt das »Gute« ausgenoſſen,
Verlangt er ſehnend nach dem Schönen wieder.
Drum laß an meinem Thron derweil dich nieder,
Und trockne dieſe kind'ſchen Unmuthzähren!
Es kann der Menſch ſo wenig dich entbehren,
Als du den Menſchen; wenn die Fluthen toben
Zſt ſelbſt der Himmel wüſt darin zerſtoben;
Doch wenn ſie ruhig worden, wiederſtrahlt
Daraus mein Antlitz, ſelig, tauſendfalt.

Die letzte Abtheilung: „Eintagsfliegen" (S. 347 — 360) erörtert in 62 Xenien allerlei Fragen aus dem Gebiete der Aeſthetik, der Moral und des ſocialen Lebens. Manche darunter ſind recht geiſtreich, z. B.:

Digitized by Google

Allen verständlich seyn,
Du wirst es nie erreichen;
Von Allen verstanden seyn,
Es hieße Allen gleichen.

Du brauchst nicht erst zu klauben,
Streu' deinen Samen aus,
Was nicht behagt den Tauben,
Dient Sperlingen zum Schmaus.

Verzage nicht, die schlimmsten Stunden
Bestehen nur aus peinlichen Secunden.

Den Wölfen kannst du dich entziehen,
Den Mücken wirst du nicht entfliehen.

Betheur' es Einem durch ein Jahr,
Er glaubt's am End' und wird ein Narr.

Vox populi, vox Dei — Ist's nur feist,
Wer fragt darnach, womit sich's fett gespeist.

Die Auflage vereint Eleganz mit Einfachheit. Gewidmet hat der Verf. das Buch seinem Jugendfreunde (dem unter dem Falschnamen Friedrich Dornau bekannt gewordenen Novellisten) Friedrich von Hentl in einem herzlichen Eingangsgedichte.

Im Ganzen genommen zeigt sich uns der Pseudonyme Theodor Stamm (nicht zu verwechseln mit dem rechtnamigen Dr. Fernand Stamm, vulgo Fernand), dem geist- und gemüthreichen Verf. des zu wenig gewürdigten Romans: „Leben und Lieben, Dichten und Trachten des Amtsschreibers Michael Häberlein) als ein anerkennenswerthes Talent, dem wir nur wünschen, daß es mehr in die Tiefe, als in die Breite sich entwickeln möge, denn letztere vor Allem ist's, woran es bis jetzt am fühlbarsten leidet. Von einzelnen Unrichtigkeiten in der Form, die der Verf. in der Regel mit hinlänglicher Fertigkeit handhabt, wollen wir nur im Vorbeigehen Kenntniß nehmen, wir rechnen darunter falsche Reime, wie: „Blumen, Summen" (S. 145), „flammen, Amen" (S. 163), „Sohlen, dornenvollen" (S. 250) u. dgl., durch die sich die Aussprache des Oesterreichers verräth; Härten, wie das fast unaussprechbare: „Prometheus'schen Raubes, Prometheus'scher Qual" (S. 109) st. prometheischen; ferner Grachen st. Gracchen (S. 160), Termen st. Thermen (ebend.) u. m. a. Was soll S. 162 der Vers:

Dein stolzes Scepter ward zum Kinderschnare?

Wir kennen nur „die Schnarre," aber nicht „den Schnar." — „Cherubim" (S. 163) ist die Mehrzahl von „Cherub." — Ungrammatikalisch ist S. 169 die Construction:

Digitized by Google

Ja könnte Alles lügen,
Das Eine bleibt mir treu,
Daß dir mit allem Blute
Mein Herz verpfändet sei (ſt. iſt).

Auch an einzelnen Reminiscenzen fehlt es nicht; ſo erinnert Nr. 7. S. 172 doch gar zu auffallend an H. Heine's:

Und manche ſchöne Perle
In ſeinen Tiefen ruht.

Uebrigens begrüßen wir den Verf. freudig als einen der Wenigen, denen die Poeſie noch mehr iſt, als ein Vehikel, um Tendenzen zu fördern, die von nichts ferner abliegen, als eben von — der Poeſie. Dr. J. S.

Art. VIII. Geſchichte der Coloniſation von Neu-England. Von den erſten Niederlaſſungen daſelbſt im J. 1607 bis zur Einführung der Provinzialverfaſſung von Maſſachuſetts im J. 1692. Nach den Quellen bearbeitet von Talvj. Nebſt einer Karte von Neu-England im J. 1674. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1847. 709 S. gr. 8.

Das vorliegende umfangreiche, aus dem genaueſten Quellenſtudium hervorgegangene Werk iſt um ſo erfreulicher, da es bei ſeiner vielſeitigen Brauchbarkeit Zeugenſchaft gibt, daß die moderne Klage, unſere Zeit ſei bedeutenden und ernſten literariſchen Beſtrebungen fremd geworden, eine ungegründete iſt und eine lächerliche, da ſie in der Regel gerade von jenen Leuten ausgeht, welche ſelbſt weder Kenntniß noch Willen haben, bedeutende wiſſenſchaftliche Unterſuchungen zu verſtehen und zu würdigen, oder auch nur Gefallen daran zu finden.

Der Verfaſſer führt in der Vorrede ſeines vorzugsweiſe dadurch ausgezeichneten Werkes, daß es bei ſeiner wiſſenſchaftlichen Bedeutung, alle Trockenheit vermeidend, eben ſo dem Gelehrten wie dem Leſer intereſſant iſt, die Quellen an, welche er bei ſeiner Arbeit benützte. Hauptquellen dieſes geſchichtlichen Anfanges der Vereinigten Staaten waren, außer den Regierungs- und Kirchenarchiven der Zeit, die von einigen der bedeutendſten Männer unter den erſten Anſiedlern gehaltenen Tagebücher, ſo wie die Berichte der Augenzeugen und Theilnehmer der früheſten Anpflanzungen. Obenan ſteht darunter:

1) Das Tagebuch William Bradford's, Gouverneurs von Neu-Plymouth, das leider nur fragmentweiſe auf uns gekommen iſt. Nathanael Morton, Neffe des Verfaſſers, legte die Abſchrift eines wichtigen Theils deſſelben in den Kirchenregiſtern von Plymouth nieder, deſſen Identität mit dem urſprünglichen Werke Bradford's erſt vor wenigen Jahren von Herrn A. Young

Digitized by Google

in Boston entdeckt und zur Genüge dargethan ist. Außerdem benützte Morton, oft in wörtlicher Abschrift, das Geschichtswerk seines Oheims in seinem „New-Englands Memorial," worauf wir später zurückkommen werden. Auch Hutchinson, besonders aber Prince, in dessen Händen das Manuscript war, benutzten es und gaben uns Auszüge daraus. Die werthvolle Bibliothek dieses Letztern ward nach seinem Tode im Thurme der Kirche aufbewahrt, an welcher er einst Prediger gewesen. Während die brittischen Truppen im Revolutionskriege diese Kirche als Baracke brauchten, verschwand das Manuscript mit mehreren anderen und ist wahrscheinlich für immer verloren. Außerdem sind manche inhaltreiche Papiere und sonstige kleine Schriften des Verfassers auf die Nachwelt gekommen, die über viele Puncte Licht geben.

2) Das oben genannte „New-Englands Memorial," das zuerst 1669 auf Kosten der Regierung von Plymouth gedruckt ward. Das Büchlein, in welchem ohne Urtheil und oft nicht ohne Confusion interessante Thatsachen zusammengestellt sind, hat erst durch die gehaltreichen Anmerkungen und Zusätze, die Herr John Davis im J. 1826 der fünften Auflage desselben beifügte, seinen vollen Werth bekommen.

3) Mehrere kleine Schriften Edwards Winslow's, eines der Häupter der ersten Pflanzer, nebst einigen Berichten seiner Gefährten, deren vollständige Titel ihres Ortes unter dem Texte des vorliegenden Werkes angeführt sind.

4) John Wintrops, ersten Gouverneurs von Massachusetts, Geschichte von Neu-England ist vielleicht das wichtigste von allen der auf die Colonisation Neu-Englands bezüglichen Werke. Es blieb bis 1790 als bloße Handschrift in den Händen seiner Nachkommen. Cotton Mather und Hubbard benutzten es, ja Letzterer schrieb es zum Theil wörtlich ab, ohne seine Quelle zu nennen. Eine von Hutchinson's Hauptautoritäten war Hubbard, ohne daß er genau gewußt zu haben scheint, woher dessen Weisheit eigentlich stamme. Prince kannte und gebrauchte die unschätzbare Handschrift, so weit sie der chronologischen Ordnung seines Werkes diente. Erst vor einigen und fünfzig Jahren aber ward der größte Theil derselben, die Geschichte von Massachusetts, bis zum J. 1644, unter dem Titel: „A Journal of the Transactions and Occurrences in the Settlement of Massachusetts etc." Hartf. 1790, die schwierige Handschrift, jedoch unvollkommen entziffert, dem Publikum mitgetheilt. Der Schluß des Werks aber ward nicht vor 1816 aufgefunden und neun Jahre später (1825) zusammen mit dem schon Bekannten, aber von Neuem und mit äußerster Sorgfalt durchgesehen und von inhaltschweren Erläuterungen begleitet, von Herrn James Savage in Boston heraus-

Digitized by Google

gegeben. Das bedeutende Werk, das in die rechte Hand gefallen war, erhielt nun den Titel, den der Verfasser, obgleich er es in Tagebuchform geschrieben, ihm eigentlich scheint zugedacht zu haben: „The History of New-England etc. by John Winthrop.“ Es diente dem Verfasser im vorliegenden Buche in der Periode zwischen den Jahren 1630 — 1649 zum Hauptführer.

5) Ein Bericht über die Hauptansiedlung in Massachusetts im J. 1630 vom Vicegouverneur Thomas Dudley, in einem historischen Briefe an die Gräfin von Lincoln, Patronin der Colonisten.

6) Edward Johnson's Geschichte von Neu-England, die im Geschmacke der Zeit unter dem Titel: „Wonderworking Providence of Zions Saviour etc.“ im J. 1654 in London herauskam.

7) Zahlreiche kleinere Schriften und Briefe, theils über einzelne Begebenheiten, theils als Eindrücke des Ganzen von Ansiedlern und Reisenden, alle Mitlebende, zum Theil Mitwirkende, wie die Darstellungen von Higginson, Wood, Welde, Lechford, Josselyn u. s. w., deren Titel ihres Orts unter dem Texte angeführt sind. Hierher gehören auch zum Theil die Dokumente, welche so eben Herr Prediger Alexander Young in Boston in einer werthvollen Sammlung veröffentlicht hat, unter dem Titel: „Chronicles of the first planters of the Colony of Massachusetts from 1623 to 1636.“

8) Sir Ferdinando Gorges „Brief Narration of the original Undertakings and the advancement of the Plantations etc.“ Lond. 1658. Der Verfasser, einer der Hauptabenteurer im neuengländischen Colonisationsplan, war zwar selbst nie in Amerika, allein von den darauf bezüglichen Angelegenheiten in England wußte er, als einer der ersten Unternehmer und Gründer der Gesellschaft von Plymouth, besser als Einer Auskunft zu geben.

9) Die Berichte über den Pequodenkrieg von Mason, Underhill, Gardiner und Vincent, sämmtlich Mitglieder in der blutigen Tragödie.

10) Ueber die Ansiedelungen in Providence und Rhode-Island die Berichte der ersten Gründer, wie Clarke, Gorton u. a. m., nebst zahlreichen Briefen und kleinen Schriften von Roger Williams und andern Zeitgenossen, die ihres Orts angeführt sind.

Das Buch selbst zerfällt in sechs und zwanzig Abschnitte. Der erste handelt von der Entdeckung und dem frühesten Besuche von Neu-England.

Kein Staat in der Welt kann sich einer so rein moralischen Basis rühmen, als diejenigen der nordamerikanischen Freistaaten, die unter dem gemeinsamen Namen von Neu-England begriffen werden. Ruhmsucht, Herrschbegierde und der edle Drang nach

Digitized by Google

Unabhängigkeit haben Reiche gestiftet; Ehrgeiz und Gelddurst neue Regionen entdeckt und erobert; aber keines dieser Motive, wie Großes sie auch sonst immer hervorgebracht, hatte Antheil an dem Entschlusse des Häufleins heldenmüthiger Männer, die das Vaterland mit einer Wildniß vertauschten, um dem Herrn einen Tempel zu bauen, in welchem sie allein ihn nach ihren Gewissen anbeten zu können glaubten, und in Formen, die sie allein dem Höchsten wohlgefällig wähnten. Eng verwoben wie in ihrer Ueberzeugung das Dießseits und Jenseits des Christen, ward dieser Tempel zugleich auch die Grundveste ihres bürgerlichen Daseyns.

Der erste englische Versuch einer Ansiedlung in Amerika fällt in den Lauf der fünfzig Jahre von 1504 bis 1549. Vereinzelt eben, wie er in der Geschichte der Colonie dasteht, und erst nach mehr wie zwanzig Jahren von einem zweiten glücklichen Erfolge gekrönt, weist der Verfasser den Antheil nach, den nach fünfzigjähriger Pause, als ihm endlich unter dem edlen Heinrich IV. ein neuer Tag anbrach, Frankreich an der Colonisation Amerika's nahm. Der Handel mit Pelzen und Fischen war unterdessen ohne Unterlaß fortgeführt. Auch hatte Coligny, nachdem ein erster Versuch, seinen Glaubensgenossen in Brasilien eine Heimat zu gründen, verunglückt war, im J. 1564 eine Gesellschaft von Hugenotten nach dem von den Spaniern aufgegebenen Florida geschickt, die jedoch von dem grausamen Fanatismus der Wiederkehrenden (1565) schmählich geopfert ward. Aber dieses wie jenes waren Privatunternehmungen, von denen die Regierung keine Notiz nahm. Im J. 1598 jedoch trat der Gedanke, ein überseeisches Frankreich zu schaffen, von Neuem in's Leben. Die ersten Versuche schlugen fehl. Aber der Ausdauer eines wackern Seeoffiziers, Champlaine's, der seinen Namen dem lieblichen See hinterließ, dem östlichsten der wunderbaren Wasserspiegel, welche die Vereinigten Staaten von Canada scheiden, und dem Eifer eines warmherzigen Calviniſten, De Monts, der seinen Glaubensgenossen für die drohende Zukunft ein Asyl zu sichern wünschte, gelang es, alle Hindernisse zu überwinden. Gerüstet mit einem Patent für das Fürstenthum Akadien, dessen eingebildete Grenzen sich von Montreal bis Philadelphia erstreckten, nahmen sie das heutige Neu-Braunschweig und Nova Scotia in Besitz (1604), Port Royal und Quebek wurden gegründet (1605 — 1609), die nördlichen Ufer des Penobscot angebaut, und von den später folgenden Jesuiten durch die wechselweise geführten Waffen der Schlauheit und der christlichen Liebe die Herzen derjenigen Indianerstämme erobert (1611), die das Schwert der Eroberer nicht hatte besiegen können. Gern sehen wir in den

Digitized by Google

Werken der Liebe auch Frauen thätig. Eine Dame, die fromme Frau von Guercheville, eben so reich an Bekehrungseifer wie an Gütern, wußte sich von der Regierung eine Besitzurkunde für ganz Nordamerika vom Lorenzfluß bis nach Florida zu verschaffen, und ihr Wappen, in Vereinigung mit dem Kreuzeszeichen, ward von ihren Leuten aufgepflanzt, die von zwei Jesuiten begleitet und geführt wurden.

Die frühere Mission verpflanzte darauf das Kreuz nach einem Eiland, das von Champlaine Mont Desert, von ihnen aber, unwissentlich wo sie sich befanden, St. Sauveur genannt wurde (1630). Hier überfiel sie Kapitän Argall, der von Virginien zum Fischfang hierher gekommen, aber jeden, der nicht Engländer war, auf nordamerikanischem Boden als Usurpator betrachtete. Die Colonisten wurden als Opfer seiner grenzenlosen Brutalität zum Theil getödtet, zum Theil gefangen nach Virginien geschleppt. Port Royal und alle übrigen französischen Niederlassungen, die unterhalb des 46. Breitegrades lagen, traf noch im nämlichen Jahre von seiner rohen Hand dasselbe Schicksal. An die Stelle der Kreuze der Jesuiten pflanzte er die Wappen des Königs von England. Dieß geschah zu einer Zeit, wo Frankreich und England im tiefsten Frieden lebten. Das Patent der Gesellschaft von Virginien gab dieser zwar ein anmaßliches Recht auf den ungeheuren Landstrich zwischen dem 34sten und 45sten Grade nördlicher Breite, aber das, was De Monts von seinem Könige erhalten und das auf Frau von Guercheville übergegangen war, erstreckte sich vom 40sten bis zum 46sten, und war zwei Jahre älter. Auch das Recht des ersten Besitzes war auf Seiten der Franzosen, die bereits im J. 1604, lange ehe an die Karte von Virginien gedacht wurde, Niederlassungen unterhalb des 45sten Grades hatten. Der einzige Grund, auf welchen die barbarische Verletzung des Völkerrechtes sich stützen konnte, war demnach die erste, vor mehr als hundert Jahren geschehene und unbenützte Entdeckung. So wenig Werth legte jedoch die französische Regierung auf diese Besitzungen, daß sie die That gänzlich ungeahndet geschehen ließ. Der König von England baute darauf weiter, und ertheilte mit seiner gewohnten wohlfeilen Liberalität acht Jahre später neue Patente auf diese Länder.

Geldmangel und vielseitige Beschäftigung mit den innern Angelegenheiten hatte bisher die englischen Monarchen abgehalten, in der Geschichte der Entdeckungen und Eroberungen die glänzende Rolle zu spielen, nach der ihr Ehrgeiz verlangte. Auch Elisabeth ließ sich auf die kühnen Seeunternehmungen ihrer Unterthanen, angefeuert von dem geld- und ehrgierigen Geiste, der das Jahrhundert beherrschte, mit großer Vorsicht ein; und erst

Digitized by Google

als Martin Frobisher von den Küsten nördlich von Labrador einen Stein mitbrachte, der von den weisen Goldschmieden von London für Gold erklärt ward, entschloß sie sich zu einem Antheil an einer zweiten Unternehmung, und die nordwestliche Durchfahrt und alle reellen Handelsvortheile wurden eine Zeitlang einer Art Wahnsinn aufgeopfert, der seinen Ursprung in den niedrigsten Leidenschaften der Menschen hatte. Unser Zeitalter lacht über den Gedanken, Gold und Juwelen unter den Esquimaux zu suchen; aber so arg verwoben hatten die Erfolge der Portugiesen in Indien und Peru die Vorstellungen von Schätzen mit den von neuen Entdeckungen im Geiste des sechzehnten Jahrhunderts, daß mehr als zwei bis drei Menschenalter vergehen mußten, ehe der Zauber schwand. Mit Ladungen von werthlosen Steinen und Schutt beschwert, kehrten die Schiffe heim. Frobisher arbeitete wie der gemeinste Tagelöhner, sie mit einer Art gelblicher Erde zu befrachten, die er für Goldstaub hielt. Die Menge der Spinnen galt ihnen dabei für ein Zeichen der Nähe des Goldes. Noch dreißig Jahre später, bei der ersten Anpflanzung in Virginien, wendete dieser Wahnsinn die Gemüther ab von allem nützlichen, ja nothwendigen Schaffen, und statt Bäume zu fällen und Verschanzungen und Wohnhäuser zu bauen, wühlten die Arbeiter halbe Tage lang in der Erde nach Goldstaub und Edelsteinen.

Dem unermüdlichen Eifer der beiden großen Brüder Sir Humphry Gilbert und Sir Walter Raleigh gelang es endlich, den Gedanken an Colonisation wieder zu wecken, der seit Cabot geschlummert hatte. Gilbert nahm Neu-Foundland im Namen seiner Königin in Besitz. Raleigh, zufolge eines (1583) ausgedehnten Patentes, das ihn zum fast unbeschränkten Landesherrn machte, den schönsten Theil der heutigen Vereinigten Staaten, den die Königin in selbstgefälliger Eitelkeit, ihrem gepriesenen jungfräulichen Stande zu Ehren, Virginien nannte. Eine in Nord-Carolina von ihm angelegte Colonie (1534), die durch Alles begünstigt ward, was ein ähnliches Unternehmen erfolgreich machen kann, ein mildes Klima, ein fruchtbarer Boden, Freundlichkeit der Einwohner und Ueberfluß der Mittel, ward durch den Wankelmuth und die Feigheit der Colonisten vereitelt, die nicht einmal die reichliche und pünktlich zugesendete Zufuhr abwarteten, sondern die erste Gelegenheit wahrnahmen, um nach England zurückzukehren. Ein zweiter Versuch, durch den nämlichen ausgezeichneten Mann (1586) in's Werk gestellt, mißlang gleichfalls (1587) durch die Verzögerung der der Colonie zugesendeten Zufuhr; als diese, durch einen Zusammenfluß von Umständen verspätet, endlich ankam, war die Gesellschaft Unglücklicher, die in der Wildniß ihr Glück gesucht, spurlos verschwunden. Das Un-

Digitized by Google

gemach, das bald darauf (1590) über Raleigh einbrach, band ihm die Hände, mehr für Virginien, das geliebte Land seiner Hoffnungen, zu thun. Doch sendete er wiederholt Schiffe ab, die Verlornen zu suchen, oder beauftragte die Führer von Handelsfahrzeugen, alles umsonst! und nie sollte ihr Vaterland wieder von ihnen vernehmen.

Das folgende Jahrhundert sah gleich bei seinem Anbruche den Entdeckungsdurst wieder in's Leben treten, dem die Erde zu klein schien und der seither so wunderbare Früchte hervorgelockt. Bartholomäus Gosnold, ein wackerer Seemann, wagte zum ersten Male den direkten Weg nach Nordamerika, ohne um die canarischen Inseln herum und dicht bei Westindien vorbeizusegeln (1602). Nach sieben Wochen sah er Land und nannte es, der Menge dort gefangener Stockfische (Codfish, Cod) wegen, Cap Cod, ein Name, den es noch jetzt führt; auch die zunächst liegenden Landspitzen und Inseln entdeckte er und benannte sie mit Namen, die zum Theil noch gelten. Einer kleinen Colonie, welche er auf der Elisabethinsel zurücklassen wollte, sank aber bei seiner Abreise der Muth und sie kehrten mit ihm nach England zurück. Ihm folgten (1603) Gilbert und Prinz, die zwar minder glücklich waren, aber doch auch das Ihrige beitrugen, für die Colonisation Virginiens in England wieder ein thätigeres Interesse zu erwecken. Weymouth, der kurz darauf vom Grafen von Southampton und Lord Arundel zur Entdeckung der nordwestlichen Durchfahrt ausgesendet ward, lief in die Mündung des Flusses Penobscot ein, die er wahrscheinlich durch die Aehnlichkeit des Klanges bestimmt, da eben Pfingsten war, Pentecost-Hafen nannte. So trat die virginische Küste im Norden und Süden in immer deutlicheren Zügen hervor, und einige der bedeutendsten Männer Englands, Sir Ferdinando Gorges, der Lord Oberrichter Popham und Andere, besonders aber Richard Hakluyt, Canonicus von Westminster, entwarfen den Plan einer großartigen und dauernden Ansiedelung.

Auf Anstiften dieses Letzteren insbesondere trat eine Gesellschaft von Unternehmern zusammen (1606), und König Jakob fand sich leicht willig, das Patent Raleigh's, das durch die Anklage des Hochverraths, die den Letztern getroffen, von selbst aufgehoben war, auf sie zu übertragen und zu erweitern. Das neue Patent umfaßte ziemlich denselben Landstrich, den Verrazzani einst Neu-Frankreich genannt, von dem 34sten bis 45sten Grad der nördlichen Breite, alles unter dem Namen Virginien einbegriffen. Die Gesellschaft zerfiel in zwei Theile, so wie ebenfalls das Land in zwei Distrikte oder Colonien geschieden ward. Dem einen Theil, aus Londoner Handels- und Edelleuten bestehend,

Digitized by Google

ward der südliche Distrikt, der den Landstrich zwischen dem 34sten und 38sten Grad in sich schloß, zur Colonisation übergeben; den andern, Gutsbesitzern und Kaufleuten im Westen Englands, der nördliche Theil zwischen dem 42sten und 45sten Grad der Colonisation angewiesen. Der Strich zwischen dem 38sten und 42sten Grade ward der Competition beider Gesellschaften frei gegeben. Ein Colonialrath in England, aus dreizehn von dem Könige selbst zu ernennenden Gliedern bestehend, sollte die Angelegenheiten jeder der beiden Colonien lenken, und ein zweiter Rath, der in der Colonie selbst residirte, ihm untergeordnet seyn. Die Colonisten und ihre Kinder sollten Engländer bleiben und sieben Jahre lang ihre Bedürfnisse aus England zollfrei empfangen, auch Handels- und Münzfreiheit haben; ihre Abgaben in nichts, als in dem fünften Theile alles Goldes und Silbers und dem fünfzehnten des Kupfers bestehen, und erst nach ein und zwanzig Jahren der auf fremde Schiffe zu erhebende Zoll dem Könige zufallen. Die legislative Gewalt behielt sich der Letztere vor, und mit der eitlen Prahlerei, die ihn charakterisirte, arbeitete er persönlich einen Codex für die Colonie aus. Die innere Verwaltung war ausschließlich in den Händen des Rathes, und den Colonisten selbst kein Schatten von Antheil vergönnt. Noch zweimal wurden die Charten von Virginien erneuert und erweitert, ohne daß die Verfassung der Colonie ihren rein aristokratischen Charakter verlor; erst nachdem sie vierzehn Jahre eine kümmerliche Existenz fortgeschleppt, ward ihr das Vorrecht einer provinziellen Legislatur bewilligt, das sie sich zwei Jahre früher schon selbst zugeeignet, eine Epoche, von welcher der Amerikaner der südlichen Staaten gern die demokratische Freiheit datirt, die er anderthalbhundert Jahre später sich erst mit dem Schwerte erfocht.

Die Gesellschaft von Süd-Virginien, oder wie sie gewöhnlich genannt werden, die Abenteurer von London, schritten schnell an's Werk (1607). Eine Anzahl Auswanderer ward abgesendet, die eigentlich nach Raonoke, dem Sitze von Raleigh's verlorner Colonie, wollten, aber in die Bai von Chesapeak geriethen und Jamestown erbauten. Bedeutende Summen wurden auf glücklichen Erfolg gewendet, aber die schnöde Gier nach unmittelbarem Gewinn, die bei dem Unternehmen vorherrschte, die Untauglichkeit der drei oder vier ersten Colonistenzufuhren und die unkluge Anmaßung, mit der die lenkenden Glieder des hohen Rathes ohne Unterlaß willkürlich in die Bewegungen einer Maschine eingriffen, von der sie aus der Ferne sich keine richtige Erkenntniß verschaffen konnten, ließen das Ganze nicht zum rechten Gedeihen kommen, und des ritterlichen John Smith's beste Kräfte gingen in nutzlosen Mühen zu Grunde. Erst nach jahrelangem Aufopfern ungeheurer

Digitized by Google

Mittel erstarkte das kränkelnde Gewächs, um dann mit einem Male seine Wurzeln im weiten Umkreis in dem nun heimisch gewordenen Boden zu verbreiten, und in seinem kühnen Aufschuß endlich dem Mutterlande selbst gefährlich zu werden.

Näher liegen uns die Bestrebungen der andern Gesellschaft, die ihren Sitz in Plymouth hatte. Zwar zeigte dieselbe viel geringere Thätigkeit, als die Londoner, indessen sendeten zwei angesehene Mitglieder derselben, die beiden obgenannten Sir Ferdinando Gorges und Popham, Oberrichter von England, sogleich zwei Schiffe aus, auf der Küste von Nord-Virginien weitere Entdeckungen, und kurz darauf zwei andere, um daselbst eine Anpflanzung zu machen. Sie landeten (1607) auf einer Insel in der Mündung des Kennebeck im heutigen Staate Maine, und fünf und vierzig Mann mit Georg Popham, Bruder des Oberrichters, als Präsidenten, und mit allem Nöthigen versehen, wurden als Ansiedler dort zurückgelassen. Aber der strenge Winter, der Tod ihres Präsidenten und eine ausgebrochene Feuersbrunst, die ihre Vorräthe verzehrte, entmuthigte die Colonisten so vollständig, daß sie schon im folgenden Jahre mit den Schiffen, die ihnen Provisionen und sonstige Zufuhr brachten, nach England zurückkehrten.

Dieses unerwartete Fehlschlagen ihres Planes verdroß die Unternehmer mit Recht, und da überdem der Lord Oberrichter, dessen Hauptbeförderer, unterdessen gestorben war, so kam die Colonisation von Nord-Virginien für geraume Zeit ganz in's Stocken. Die Gesellschaft von Plymouth begnügte sich, von Zeit zu Zeit Fischerschiffe an die Küsten zu schicken, die jedoch um Neufoundland herum noch reichere Beute fanden; weßwegen, um auch dieses zu einem Monopol zu machen, eine andere Gesellschaft von Abenteurern und Pflanzern, meist Kaufleute von London und Bristol, sich ein Patent auf den Theil von Amerika zwischen dem 46ſten und 52ſten Grad auswirkte und auf Neufoundland in der Bai Conception eine kleine Colonie anlegte (1610). Die Franzosen aber benutzten indessen die Unthätigkeit der Engländer und dehnten sich in friedlichen kleinen Niederlassungen bis tief nach Maine hinein aus.

Unterdessen war Hauptmann John Smith, einer der kühnsten, unternehmendsten Abenteurer dieser an verwegenen Abenteurern so reichen Periode, der den ritterlichen Geist einer untergegangenen Zeit mit in dieses Jahrhundert des Handelstriebes und Golddurstes hinübergetragen, von Virginien zurückgekehrt. Seine Hoffnungen auf die dort neu zu schaffende Welt waren an der Engherzigkeit seiner Obern und an der Treulosigkeit seiner Genossen zerschellt; aber sein Geist konnte nicht ruhen, und so wandte

Digitized by Google

sich seine immer rege Phantasie ganz dem nördlichen Theile von Virginien und den Vortheilen der Colonisation desselben zu. Im J. 1614 unternahm er zum Theil auf eigene Kosten, zum Theil auf Rechnung von vier Kaufleuten eine Handelsreise nach diesem Lande, das bei dieser Gelegenheit zum ersten Male von ihm und nachher von dem Prinzen Carl, den er dafür zu interessiren wußte, bestätigt, Neu-England genannt wurde.

Ein reichlicher pecuniärer Gewinn und die erste Karte von Neu-England, von ihm, wie früher die erste der Chesapeak-Bay mit Liebe und Geschick entworfen, waren die unmittelbaren Resultate dieser Reise. Durch die Namen, die er einigen der aufgefundenen Stellen gab, rief er sich die Haupterinnerungen seines abenteuerlichen Lebens zurück. Das nördliche Vorgebirge der Massachusettsbay, jetzt Cap Ann, nannte er zum Andenken an eine schöne Türkin, deren Sclave er als Kriegsgefangener in Constantinopel gewesen, Cap Tregabigzanda; die drei kleinen Inseln dicht dabei zu Ehren einer seiner glänzendsten Ritterthaten, die drei Türkenköpfe; eine andere mehr nördliche Gruppe Smiths Inseln. Keinen dieser Namen ist die Nachwelt dankbar genug gewesen zu bewahren. Von diesem Zeitpunkte an war sein ganzes Leben der Förderung der Colonisation von Neu-England gewidmet, und wirklich gelang es ihm auch, das Interesse der Abenteurer von Plymouth wieder für dieselbe zu erwecken, von denen er förmlich zum Admiral von Neu-England ernannt wurde.

Eine Reise, die er dahin in ihren Diensten unternahm, scheiterte zwar, erst durch heftige Stürme, die ihn zurücktrieben, und bei wiederholtem Versuche an dem Verrathe seiner Gefährten und seiner eigenen Gefangenschaft; allein sein Zweck war erreicht: das Interesse für Neu-England war erregt, und nach seiner Befreiung aus der Gefangenschaft und Rückkehr nach England war und blieb sein ganzes Leben dieser Einen Idee gewidmet. Alles, was Ueberredung in Schriften und persönlichem Verkehr ausrichten kann, wendete er an die Ausführung seines Lieblingsplanes, für Neu-England eine Bevölkerung von sächsischem Blute zu gewinnen. Ob es seine wahren Ansichten von dem Klima des Landes waren, wenn er Massachusetts wiederholt ein Paradies nennt oder behauptet, daß er von allen vier Welttheilen dieses Land am liebsten bewohnen möchte, und den unendlichen Reiz, „auf den stillen Gewässern der Bai zwischen blühenden Inseln Abends dahin zu gleiten," mit fast poetischem Schwunge schilderte, oder nur dadurch die englischen Pflanzer zu locken wünschte, läßt sich schwer ausfindig machen; genug, daß er redlich genug war, entschieden hervorzuheben, daß nur Arbeit, Arbeit allein das Unternehmen gelingen machen könne.

Digitized by Google

Leider war John Smith's erster Besuch Neu-Englands ohne seine Schuld durch eine so schwarze Unthat bezeichnet, daß das Andenken daran für lange unter den Eingebornen einen Fluch an den englischen Namen heftete. Smith ließ bei seiner Abreise eines der unter seinem Oberbefehle stehenden Schiffe, vom Kapitän Hunt geführt, in Neu-England zurück, mit dem Auftrage, nach eingenommener Ladung nach Malaga zu segeln und letztere dort zu verkaufen. Hunt aber wußte vor seiner Abreise sieben und zwanzig Indianer von Patuxet und Nausset, den Ufern der Bai vom Cap Cod, auf sein Schiff zu locken, die er mit fortführte und meistentheils in Malaga verkaufte. Die Eingebornen entbrannten vor Wuth und Haß gegen die verrätherischen Fremdlinge, und als kurz darauf ein anderes Schiff von der Gesellschaft nach Plymouth an dasselbe Ufer geschickt ward, welches zwei von Hunt erst nach England geführte Indianer zurückbrachte, um ihnen bei einer beabsichtigten Niederlassung beizustehen, wußten jene sich des Einen — der Andere starb gleich nach der Ankunft — mit Entschlossenheit zu bemächtigen. Ein Scharmützel entstand, und eine Ansiedelung unter den als feindlich Erkannten mußte für jetzt aufgegeben werden (1619). Noch nach fünf Jahren, als Kapitän Dermer, der in Diensten der Plymouther Compagnie in Monhiggan lag, an diesen Küsten streifte, wurde er mit wüthendem Haß empfangen, und sein Leben wäre verloren gewesen, wenn nicht einer der weggeschleppten und von ihm wiedergebrachten Indianer selbst, Namens Squanto, der die Weißen bei näherer Bekanntschaft lieb gewonnen, ihn gerettet hätte.

Hunt's verbrecherische Handlung, vor der unser veredeltes Gefühl schaudert, war übrigens bei weitem nicht die erste der Art, die an nordamerikanischen Küsten verübt ward. Daß ein Kapitän, der der Untersuchung oder des Handels wegen hier anlegte, einen oder ein Paar der Eingebornen mit hinwegführte, gleichsam als Trophäe, oder um in seiner Heimat die Neugierigen zu befriedigen, war ein ganz alltägliches Ereigniß. Es läßt sich voraussetzen, daß wenige nur freiwillig gingen. Ein Bewohner der Küste, nördlich vom Labrador, den Frobisher mit fortnahm, biß sich in der Verzweiflung ein Stück von der Zunge ab und starb gleich nach seiner Ankunft in England. Verrazzani führte ein Kind mit fort und bemühte sich, ein junges Frauenzimmer auf das Schiff zu locken, die den Listen des Verrathes noch glücklich entging. Vasquez des Ayllon ladete die Bewohner der Küste von Florida mit heuchlerischer Höflichkeit ein, die Schiffe zu besuchen, und als die Unglücklichen, die noch keine Kenntniß der Europäer mißtrauisch gemacht, freudig zuströmten, führte er hundert und dreißig als Sclaven zur Bergwerksarbeit in Domingo mit fort.

Digitized by Google

Heiden zu hintergehen war in jenen düstern Zeiten des Christenthums noch kein Verbrechen. Die Zeiten Hunt's waren erleuchteter und seine schwarze That erregte so allgemeinen Abscheu, daß die Gesellschaft von Plymouth ihn zur Verantwortung zog und aus ihren Diensten entließ.

Mit den Landesbewohnern in gutem Vernehmen zu bleiben, mußte ihnen allerdings auch um so wünschenswerther seyn, als sie mit erweiterten Plänen zur Ansiedelung umgingen und bedeutendere Mittel zu diesem Zwecke in's Werk zu setzen beabsichtigten. Die großen Privilegien, welche der südvirginischen Gesellschaft durch ihre spätern Charten zugesichert waren, hatten allmälig die Eifersucht der Andern geweckt. Durch den Beitritt einiger der einflußreichsten Großen und Höflinge verstärkt, ward ihr vermöge des Einflusses derselben auf den schwachen König „zur Anpflanzung, Lenkung, Ordnung und Regierung von Neu-England" ein neues Patent zugetheilt, das alles Land zwischen dem 40sten und 48sten Grad nördlicher Breite und von einem Meere zum andern der Länge nach zu ihrem unbeschränkten Eigenthume machte, und ihr ein Monopol auf allen Handel desselben, so wie auf den Fischfang an seinen Küsten gab. Der ungeheure Umfang dieses Privilegiums selbst wirkte ihm entgegen. Die Eifersucht des Hauses der Gemeinen ward erregt, und schon nach zwei Jahren mußte der Fischfang wieder frei gegeben werden. In Rücksicht auf den Besitz des Landes aber begnügte sich die Gesellschaft geraume Zeit, ihre Gerechtsame in Patenten auf gewisse Bezirke an Einzelne oder kleinere Gesellschaften zu verkaufen. Ehe sie aber nur noch ein einziges losschlagen, ja selbst ehe noch das Recht dazu, das ihr durch die königliche Gunst zugetheilt, in's Leben getreten, hatte die Vorsehung in ihrer unerforschlichen Weisheit ein Häuflein Pioniere in die ihr zugetheilte Wildniß geführt, um Tausenden von minder kräftigen Landsleuten mit gottvertrauendem Sinne und eisernem Willen den schweren Weg zu bahnen.

Die nächsten zwei Kapitel handeln von den Puritanern, dem Conformitätszwang und der Trennung von der Staatskirche; das vierte enthält die detaillirte frühere Geschichte der ersten Ansiedler in Neu-England von 1602 bis 1620. Die folgenden Abschnitte handeln von der Anlegung von Neu-Plymouth und den Schicksalen der zweiten Colonie. Der achte bis zwölfte Abschnitt schildert die Gründung und Schicksale der Colonie von Massachusetts, der dreizehnte bis fünfzehnte die Gründung von Connecticut, der sechzehnte bis zwanzigste die Einverleibung von Neu-Hampshire und die Verhältnisse der Vereinigung der Colonien und die zu England.

Das Decennium, das dem Jahre 1675 voranging, mag

Digitized by Google

wohl die Blüthenzeit der Colonie genannt werden. Die Zahl der Einwohner zwar mochte wohl, Maine und Neu-Hampshire eingeschlossen, kaum 35,000 Seelen erreichen, während die gesammte Bevölkerung der übrigen Colonien etwa 10,000 weniger betragen mochte, mithin die weiße Bevölkerung von ganz Neu-England zu dieser Zeit ungefähr auf 50- bis 60,000 Seelen zu rechnen ist. Erinnern wir uns nun, daß die Zahl der Eingewanderten im J. 1642 auf 21,200 angegeben wird, wobei die Europäer, die sich damals bereits in Maine und Neu-Hampshire niedergelassen, nicht mitgezählt wurden, so können wir doch wohl um diese Zeit gegen 25,000 Einwohner in ganz Neu-England annehmen. Die Bevölkerung hatte sich demnach in mehr als dreißig Jahren nicht viel mehr als verdoppelt. Allein die Einwanderung von Europa nach Neu-England hatte seitdem fast ganz aufgehört, und jene Zahl ist demnach lediglich und allein als die natürliche Vermehrung der vier- bis fünftausend Familien zu betrachten, die 1642 bereits im Lande waren. Nach Hutchinson, der kurz vor dem Unabhängigkeitskriege schrieb, waren von dieser Epoche an bis zu seiner Zeit mehr Personen aus Neu-England ausgewandert, als in dasselbe eingewandert.

Wenn demnach die weiße Bevölkerung dieses Landes noch dünn genug war, so hatten Thätigkeit, Fleiß, Sparsamkeit und Ausdauer, noch jetzt die Tugenden, durch die sich die Bewohner Neu-Englands vor ihren südlichen Nachbarn auszeichnen, einem großen Theil derselben einen unabhängigen Wohlstand gesichert und dem andern seinen Lebensunterhalt verbürgt. Eigentliche Reiche gab es Wenige, vielleicht keine nach unsern jetzigen Begriffen. Gegen fünfzehn Kaufleute, in den Handelsstädten Portsmouth, Salem, Boston und Charlestown vertheilt, von denen jeder nicht unter fünftausend Pfund Sterling im Vermögen hatte, nicht ein Drittel davon zehntausend, diese wurden als die Reichsten genannt. Dagegen konnte man über die ganze Colonie zerstreut wohl fünfhundert zählen, die gegen dreitausend besaßen, was ihnen bei dem hohen Zinsfuß und den einfachen Sitten der Zeit ein gemächliches Einkommen gab. Schiffe aus allen Theilen der Welt fuhren in den Hafen von Massachusetts aus und ein. Von der Navigationsakte ward keine Notiz genommen. Regierung und Volk hatten die Ueberzeugung, daß Parlamentsakte sie nur in sofern bänden, als sie mit ihrer Charte verträglich seien. Fahrzeuge, in den Colonien von Neu-England billig und rasch erbaut, wenige über 100 Tonnen groß, kaum eines über 250, fuhren nach Madagaskar und Guinea, nach Portugal und Spanien, wie nach den Hansestädten. Massachusetts versorgte die übrigen Colonien von Neu-England, die keinen andern Handel

Digitized by Google

hatten, außer unter einander oder mit Neu-York. Allein auch die südlicheren Colonien und die von Westindien ließen sich gern von Bostoner Schiffen die Güter zutragen, die sie sonst auf in England geladenen empfangen und mit doppelten Preisen hatten bezahlen müssen. Der westliche Handel des Mutterlandes war sichtlich gefährdet.

Zu gleich blühendem Zustande war, bei fleißigem Anbau, geringen Abgaben und bei vollkommenem Frieden die Landwirthschaft gediehen. Durch das ganze Land erfreuten sich die wohlhabenden Landwirthe bequemer Häuser und wohlbebauter Felder. Eine reichliche gastliche Lebensart war allgemein unter ihnen. Die Niederlassungen an dem Theile des Connecticut, der innerhalb der Grenzlinie von Massachusetts floß, waren zu vieren angewachsen (1662) und bildeten den Bezirk Hampshire. Durch ganz Neu-England waren, mit Ausnahme dieser Pflanzungen am Connecticut, die große Mehrzahl der Ortschaften dem Meere nahe erbaut. Nicht weniger als hundert und zwanzig waren um diese Zeit bereits angelegt, allein noch ging der Weg von Boston und seinem Umkreise von blühenden Dörfern nach dem Connecticut durch eine von wenigen einsamen Niederlassungen unterbrochene Wildniß. Die Indianer, die mitten unter ihnen lebten, theils in Diensten der Weißen, theils in ihren abgesonderten Dörfern, fürchtete keiner.

Unter den Ortschaften zeichnete sich Boston an Größe und Reichthum aus, jedoch wegen seiner anfänglichen krummen und winkeligen Bauart nicht an Schönheit. Es hatte meist hölzerne Häuser, wenige von Backstein, nicht zwanzig darunter, die mehr als zehn Zimmer faßten, keines war in ganz Neu-England das zwanzig hatte. Die Zahl seiner Einwohner mochte schwerlich 7000 übersteigen. Im J. 1673 werden 1500 Familien angegeben. Die Lebensart hatte noch nicht ihren aristokratisch-patriarchalischen Charakter verloren, obwohl die natürlichen Früchte republikanischer Formen sich schon in vielen einzelnen demokratischen Zügen zu zeigen begonnen! Nüchterne Einfachheit und religiöse Strenge hielten noch immer die Gesellschaft in den engsten Schranken. Musikanten und Gewerbe gab es nicht. Die Eröffnung einer Tanzschule ward einmal versucht, aber sogleich Einhalt gethan; jedoch ward eine Fechtschule errichtet. Gelesen ward viel. — Im J. 1685 gab es bereits fünf Buchhandlungen in Boston, die freilich die sämmtlichen Colonien zu versorgen hatten. Boston, obwohl der Regierungssitz und Wohnort des Gouverneurs, war deßwegen doch nicht der nothwendige Aufenthalt aller Assistenten. Der Rath, der wöchentlich zwei regelmäßige Sitzungen hatte und in außerordentlichen Fällen vom Gouverneur zusammenberufen wurde, war

Digitized by Google

aus denjenigen Assistenten zusammengesetzt, die gerade in Boston gegenwärtig waren. Keiner derselben hatte mehr als 30 Pfd. St. Gehalt; während der Versammlungen ward ihnen wie den Deputirten ein Tisch auf Kosten des Gemeinwesens gehalten. Eben so wurden die Richter nur während der Sitzungen besoldet; außerdem hatten nur die niedern Beamten, als Schreiber, Constabel u. s. w. und der Gouverneur einen bestimmten Gehalt, welcher letztere in 100 Pfd. St. bestand: eine Summe, die bestimmt war, seine außerordentlichen Ausgaben zu decken, schwerlich aber in irgend einem Falle dazu hinreichte. Die Kosten der Regierung, mehr als gedeckt durch eine Kopfsteuer, die jedem erwachsenen Individuum einen Schilling und acht Pfenninge auferlegte, durch Land- und Gewerbstaxen, einen Pfenning auf jedes Pfund Sterling, durch mäßige Einfuhrzölle und unbeträchtliche Auflagen auf Prozesse und andere gerichtliche Acte, endlich durch die so beliebten Geldstrafen — beliefen sich nie auf volle 2000 Pfund. Was vom Uebrigbleibenden in den Schatz gesammelt ward, reichte bei weitem nicht hin, die ungeheuren Ausgaben des grimmigen Krieges zu decken, welcher der Colonie eine schwere Schuldenlast aufbürdete. Wir finden nicht, daß die Regierung dem Volke je Rechenschaft über die Verwaltung der Gelder gegeben, oder daß die Abgeordneten je eine Rechnung gefordert hätten, obwohl im Anfang einmal Murren wegen einer Schenkung an einen ihrer Beamten entstand. Im Gegentheil bemerkten ihre Feinde ausdrücklich, daß nie Rechnung abgelegt werde, und gründeten den gehässigsten Argwohn darauf. Nur ein unbedingtes Vertrauen, ohne Zweifel durch die anerkannte Redlichkeit und die einfache Lebensart sämmtlicher Regierungsbeamten erzeugt, kann die Unterlassung einer Maßregel erklären, die heut zu Tage in den kleinsten und unverwickeltsten Associationen zur Erhaltung der Ordnung unerläßlich nothwendig erscheint.

Unter allen Segnungen des Glücks wie in Trübsal und Prüfung blieb der Geist der Regierung wesentlich derselbe. Strenge Zuchtgesetze und die genaueste Wachsamkeit auf Sitten und Gesinnungen sollten das erwählte Volk in der Gnade des Herrn aufrecht erhalten.

Der intellectuelle Charakter der Colonien von Neu-England kann kaum besser in's Licht gestellt werden, als wenn wir ihren Zustand in dieser Periode mit der ältern Schwestercolonie in Virginien vergleichen. Mehr als zwanzig Jahre früher und mit allen verschwenderischen Mitteln eines hohen Adels und einer reichen Handelscorporation gegründet, erst Aristokratie, dann Despotie, wiederholt durch Unglücksfälle und die Unklugheit einer Verwaltung dem Untergange nahe und immer wieder durch neue Verstär-

Digitized by Google

kung, neue Zufuhr aus dem Mutterlande erhalten, hatte es sich ebenfalls frühe eine gewisse Unabhängigkeit von diesem zu sichern gewußt. Aber, wenn auch politisch schon in der Kindheit erzogen, die religiösen und moralischen Motive der Colonisten von Neu-England waren denen von Virginien fremd geblieben. Diese hatten alle Zustände des Mutterlandes mit über das Meer genommen: so auch die Kirche von England. Unter dem Volke zwar fanden die puritanischen Prediger, die Neu-England von Zeit zu Zeit sandte, Anhang genug, aber die Regierung fürchtete ihren Einfluß und vertrieb sie mit derselben schonungslosen Härte, die sie aus England verbannt hatte. In Neu-England gab es, außer jener künstlich moralischen der Kirchengliederschaft, keine Aristokratie, und die Allgemeinheit des biblischen Unterrichts sollte jede Spur davon verwischen. In Virginien bildete sich bald auf die natürlichste Weise eine solche aus den großen Landeigenthümern und ihrer intellectuellen Ueberlegenheit über die Armen, die zum Theil als verdungene Diener, zum Theil als transportirte Verbrecher in's Land gekommen waren. An Bevölkerung zwar übertraf Virginien Massachusetts einigermaßen; es zählte im J. 1671 an 40,000 Einwohner, im J. 1675 bereits 50,000. Aber während die Einwanderung in Neu-England längst aufgehört, konnte die ältere Colonie so sich nicht halten, ohne alljährlich mit 1500 in die Dienstbarkeit verkauften Personen aus England, Schottland und Irland rekrutirt zu werden. Auch waren 2- bis 3000 schwarze Sclaven in jene Zahl eingeschlossen. An Wohlstand und glücklichem Anbau aber war es weit hinter den Colonien von Neu-England zurückgeblieben. Während Boston im Laufe von einigen dreißig Jahren zu einer blühenden Handelsstadt emporgewachsen war, auf die Englands reiche Kaufmannschaft mit Mißgunst blickte, war Jamestown, der Sitz der Regierung, bei 16 bis 18 Häusern über einen Strich von $^3/_4$ Meilen verbreitet, stehen geblieben. Während die Pflanzer dort sich in geselliger Ordnung zusammenhielten und sich zu Ortsgenossenschaften bildeten, lagen hier die Häuser einstöckig, ohne Glasfenster, vereinzelt in den Wäldern zerstreut, statt durch Landstraßen, durch Fuß- und Roßpfade verbunden, und durch Flüsse getrennt, über die keine Brücke den Uebergang erleichterte. Während dort Regierung und Volk ihren gerechten Stolz in eine allgemeine Erziehung und sorglich erhaltene Schulen setzten, konnte der Gouverneur von Virginien auf die Fragen des Handels-Colonial-Directoriums antworten: Außerhalb den Städten unterrichtet hier jedermann seine eigenen Kinder, so gut er es im Stande ist. Freie Schulen gibt es hier so wenig als Druckerpressen.

Den größten Contrast aber bieten diese beiden Hauptcolonien

Digitized by Google

Englands gegen einander, wenn wir ihre Gesetze in Bezug auf Sclaverei vergleichen. Die Regierungen der neuengländischen Colonien erschwerten, wie wir oben gesehen, die Einführung von Schwarzen möglichst. Konnten sie selbe nicht ganz hindern, so sicherte doch das Gesetz dem unglücklichen Sclaven eine menschliche Behandlung. Zur Zeit, die jetzt vor uns liegt, waren kaum 200 in Massachusetts, kaum 30 in Connecticut, in den kleineren Colonien nach Verhältniß. Schiffe von Guinea oder Madagaskar oder Barbados heimkehrend, hatten diese Schlachtopfer des menschlichen Gelddurstes einzeln mitgebracht; von einem eigentlichen Sclavenmarkt ist nicht die Rede. Die Sündlichkeit des Menschenverkaufs ward schon damals von einzelnen frommen Männern empfunden. Oberrichter Sewall schrieb eine Flugschrift unter dem Titel: „Der verkaufte Joseph," gegen den Menschenhandel. Ganz anders in Virginien, wo schwarze Sclaven, seit mehr als fünfzig Jahren eingeführt, bereits einen ansehnlichen Theil der Bevölkerung ausmachten. Hier gab das Gesetz dem Herrn ein so unbeschränktes Recht über sein menschliches „Eigenthum," wie über den Baum in seinem Garten oder das Bett in seiner Kammer. Selbst den Flüchtigen bei der Verfolgung zu verwunden oder zu tödten erklärte ein ruchloses Gesetz für nicht strafbar, und sein Mord durch Uebermaß der Züchtigung ward nicht als Todtschlag gerügt. Der verderbliche, ja entsetzliche Einfluß dieser tiefsten aller Entwürdigungen der Menschheit, Sclaverei genannt, zeigte sich durch tiefe Schatten auf Denkungsart und Sitten des Volks.

Für die Colonien von Neu-England sollte nach einem Vierteljahrhundert friedlichen Gedeihens ein nicht viel kürzerer Zeitraum von schweren Kämpfen beginnen, unter denen der kurze, aber furchtbar blutige Krieg mit den Eingebornen nun den Anfang machte. Alle die Sterne, die unter der ersten Generation der Einwanderer geleuchtet, waren nun untergegangen. Zwei Jahre nach Endricott (1667) starb Wilson, einer der Führer des Volkes Gottes in der Wildniß, an dessen demüthiger und wahrhafter Frömmigkeit, welche die Annalen seiner Zeit preisen, uns seine Verfolgung der Antinomier und Quäcker, die er für Gottes Gebot hielt, nicht irre machen darf. Auch Davenport, der Hohepriester voll Kraft und Stolzes, war heimgegangen (1670), zerfallen mit der Welt, die anfing, andere Götzen zu begehren. Bellingham, der Letzte unter den ursprünglichen Patentkäufern (1672), Thomas Prince, der würdige Nachfolger Bradfords (1673), und Eduard Winslow — alle waren nach und nach zu ihren Vätern gegangen. Kurz vor Ausbruch des Krieges starb der alte Blackstone (1675), der ein halbes Jahrhundert in der transatlantischen Heimat gelebt, vielleicht der früheste weiße Ein-

Digitized by Google

wohner von Massachusetts; mitten in den Stürmen desselben der edle Winthrop, beklagt als einer der weisesten und trefflichsten Männer seiner Zeit. Ihm folgten nach wenigen Jahren alle die, welche die ersten Kämpfe der werdenden Gemeinwesen bestanden, und dann ihre Blüthe gesehen, jetzt aber wie Denkmäler einer untergegangenen Zeit in die nächste hinausragten. Roger Conant, Benedict Arnold und Wheelwright (1678—1680), alle Greise in den achtziger Jahren. Ein zweites Geschlecht bewegte sich auf der Bühne, und schon war auch einer der vorzüglichsten Helden desselben, Josiah Winslow, Eduards Sohn und der Führer im Kriege gegen Philipp, dem Greisenalter nahe, dahin, als noch immer der Menschenfreund Roger Williams und der ehrwürdige Apostel der Indianer, John Elliot, unter den Lebenden wandelten.

Der vier und zwanzigste Abschnitt, König Philipps Krieg behandelnd, ist besonders durch die Lebendigkeit der Darstellung ausgezeichnet. Der fünf und zwanzigste und sechs und zwanzigste Abschnitt handeln von Maine und Neu-Hampshire, der Einziehung der Charte, dem Schicksale der übrigen Colonien und der Revolution in England von 1685 bis 1689; der sieben und zwanzigste von der neuen Charte, dem Zustande und der Bevölkerung von Neu-England von 1689 bis 1692; der acht und zwanzigste von der Stimmung und dem Geiste der Colonien von Neu-England.

Jene Stimmung war keineswegs eine erfreuliche zu nennen. Die Ertheilung und Einführung der neuen Verfassung fiel in eine Periode düsterer Verworrenheit und zahlloser Drangsale. Eine gedrückte, niedergeschlagene Stimmung herrschte im ganzen nördlichen und östlichen Theile von Neu-England. Die genaue Beobachtung der Navigationsacten und die Erpressungen gewissenloser Beamten hatten das Land arm gemacht. Die alte noch nicht abgetragene Schuldenlast war durch den verunglückten Feldzug bedeutend vermehrt worden. Der Handel lag gänzlich darnieder. Seeräuber und französische Caperschiffe hielten die Küsten umlagert. Wenige Fahrzeuge trauten sich hinaus und wenigere noch unter diesen entgingen jenen. An den Grenzen zehrte der Krieg mit den Indianern das Mark des Landes auf; kein offener, ehrlicher Kampf, der, wenn er den Menschen des gemüthlichen Genusses seines Daseyns beraubt, dafür seine edelsten Kräfte emporruft, und seinen Blick über die Forderungen des Alltaglebens erhebt. Es war fort und fort jener heimliche hämische Ueberfallkrieg gegen Wehrlose, jenes ehrlose Morden aus dem Hinterhalt, das keine Gegenwehr zuläßt. Von Frankreich war für ihr verunglücktes Unternehmen blutige Rache zu fürchten. Im Innern wütheten tödtliche Krankheiten. Außer der immer wiederkehrenden

Digitized by Google

Peſt der Pocken hatten die Truppen eine giftige Feldkrankheit zurückgebracht, die ſich gleich verderblich erwies. Aber das ärgſte Uebel war eine gewiſſe krankhafte Stimmung der Seelen, die ſich der Maſſe des Volks bemächtigt und den Wahn unter ihnen erzeugt hatte, vom Himmel um ihrer Sünden willen verlaſſen zu ſeyn, ja die Sage im Volke verbreitete, daß der Teufel in Perſon unter ihnen los ſei.

Nur durch dieſe eigenthümliche Seelenverfaſſung, der die finſtern Religionsanſichten der Coloniſten die reichſte Nahrung zutrugen, können wir uns den ſeltſamen Paroxismus erklären, der um dieſe Zeit einen Theil von Neu-England wie ein Wahnſinn ergriff, um, nachdem er ſich mit zwanzig Menſchenleben und unendlichem Familienelend und Drangſal geſättigt, eben ſo ſchnell und ſpurlos wieder zu verſchwinden. Der Glaube an die teufliſchen Künſte der Hexerei war um dieſe Zeit noch unter allen chriſtlichen Völkern allgemein. Weder das Aufblühen der Wiſſenſchaften noch die Erleuchtung der Reformation hatten den Wahn einer lebendigen und perſönlichen Einwirkung des Teufels hemmen können. Noch hatten in Deutſchland Becker und Thomaſius nicht ihre ſiegreichen Waffen geführt; noch galt der Zweifel an das wirkliche Daſeyn der Hexerei für gottloſen Skepticismus, Unglauben an den Teufel für Unglauben an Gott.

Als die Puritaner England verließen ſtand dort der Aberglaube in ſeiner vollſten Blüthe. Das Leben in der Wildniß mit ſeinen mannigfachen Schrecken und Gefahren war nicht geeignet, die Auswanderer von einer Krankheit zu heilen, die durch das eigenthümlich finſtere, ſtrenge Gepräge ihres Chriſtenthums nur genährt werden konnte. Die Eingebornen galten überdem für Anbeter des Teufels und mußten die haſſen, die ſeiner Macht entgegenwirkten. Die Anſiedler in der Wildniß konnten noch Jahre lang nach ihrem erſten Anbau in nächtlicher Stille aus den nahen Wäldern hungrige Wölfe und wilde Katzen heulen hören. In vielen Gegenden blieb die Gefahr eines Ueberfalles der eingebornen Barbaren ſelbſt in Friedenszeiten immer wach. War es ein Wunder, daß die Phantaſie der Coloniſten ſich mit düſtern Bildern füllte? daß ſie, denen die Vorſehung des Herrn ſo ſichtlich auf ihren Wegen über Meer und Land beigeſtanden, auch in den anſcheinenden Gegenwirkungen der Gnade den beſonderen Einfluß des böſen Feindes zu erkennen glaubten, und zuletzt, durch einige ſeltſame Erſcheinungen aufgeregt, ihn lebendig mitten unter ſich wähnten?

Die fortſchreitende Zeit hatte überdem nach und nach mit unwiderſtehlichen, leiſen Händen manches Band der Gemüther gelöſt. Die Geiſtlichen verglichen mit ſchmerzlichem Neide das

Digitized by Google

jetzige zerfallene Gemeinwesen, mit der stolzen freien Theokratie ihrer Väter. Es galt das neue, entartete Geschlecht zu der geistigen Verwandtschaft zurückzuführen, unter der ihre Vorältern so groß geworden waren und die Gnade des Herrn genossen hatten. Die vielfältigen Unglücksfälle der letzten sechzehn Jahre sprachen in unüberhörbaren Stimmen von seinem Zorne. Von allen Kanzeln tönten die Mahnungen zur Buße; Bet- und Fasttage der vereinigten Gemeinden sollten den Himmel versöhnen. Als plötzlich die räthselhaften Geberden einiger scheinbar Besessenen sie aufschreckten, waren die Gemüther vollkommen vorbereitet, in ihnen den unmittelbaren Einfluß des Teufels selbst zu erkennen, den der beleidigte Gott ihrer Väter nicht mehr von ihnen zurückhalte.

Die Zahl der Unglücklichen, die seit 45 Jahren in den Colonien von Neu-England wegen angeschuldigter Hexereien den Tod erlitten, belief sich höchstens auf sieben oder acht.

Die Wirkungen des Aberglaubens stellten sich auf eine furchtbare, vielleicht nie erlebte Weise dar, wovon der Verfasser die merkwürdigsten Beispiele anführt.

Im J. 1685, als eben die Gemüther um des Verlustes ihrer bürgerlichen Freiheiten willen in tiefster Niedergeschlagenheit befangen waren und Angst vor dem Bevorstehenden die Blicke umnebelte, fand eine eben erschienene Schrift Cotton Mather's willkommene Aufnahme, in der alle in Neu-England vorgefallenen Ereignisse gesammelt waren, die in Bezug auf die höllischen Mächte gebracht werden konnten, um darzuthun, wie viele Verbündete der böse Feind sich bereits in den Colonien erworben habe, und wie seiner um sich greifenden Herrschaft allein durch Beten und Fasten Schranken zu setzen sei. Ungefähr gleichzeitig ward ein Bericht über die blutigen Hexenprozesse von Suffolk in England, bei denen ein hochverehrter Jurist, Sir Mathias Hale, zu Gericht gesessen, vielfältig gelesen. Dieses Werk enthält in der That so ähnliche Scenen mit denen, die man nun hier erleben sollte, daß es wirklich kaum begreiflich ist, daß, wenn die Gesellschaft dadurch in dem Hexenglauben bestärkt ward, sie nicht auch zugleich auf den dabei zu spielenden Betrug vorbereitet ward. Denn kurz darauf fingen vier Kinder eines achtbaren Mannes in Boston, Namens Goodwyn, an, ohne sichtbare Veranlassung sich auf das Wunderlichste zu geberden. Bald lagen sie oder wälzten sich in Zuckungen, fielen plötzlich in die unnatürlichsten Verrenkungen und schienen sich in Kämpfen und Sprüngen in Lebensgefahr zu setzen; bald bellten sie wie Hunde, schrieen wie Katzen oder flogen, so wird berichtet, mit ausgebreiteten Armen, Gänsen gleich, an zwanzig Schritte weit über den Boden hin, ohne ihn mit den Zehen zu berühren. Bald waren sie taub,

Digitized by Google

bald blind, bald stumm, bald alles zusammen. Dann auf einmal kreischten sie laut mit fürchterlichem Wehegeschrei auf: es schneide sie ein Messer, oder es brenne sie ein Feuer oder dergleichen, während kein Anderer davon etwas sah noch fühlte. Die älteste Tochter, ein Mädchen von dreizehn Jahren, ging voran, die andern folgten. Geschah irgend ein Unfug im Hause, zerriß sich einer ein Kleid, zerbrach einem ein Gefäß, so brachen sie alle vier in ein ungeheures Gelächter aus. Der geringste Verweis ihrer Aeltern veranlaßte dagegen ein endloses Gestöhne und Gebrüll. Die Krämpfe erreichten jedesmal den höchsten Grad, wenn die Kinder angezogen werden sollten, so daß ihnen bei der Verrenkung aller ihrer Glieder gar nicht beizukommen war. Was aber das Wunderbarste war, sobald der Abend kam, war Alles vorbei. Die Kinder legten sich todtmüde zu Bett und schliefen bis den nächsten Morgen.

Wer fragt nicht hier: Ist es möglich, daß der Betrug dieser ruchlosen jungen Geschöpfe nicht erkannt ward? Vielmehr schickten die Aeltern in namenloser Angst zu den „erfahrensten" Aerzten, die, keine Medicin gegen solche Kapriolen kennend, sie für behext erklärten. Die ganze Nachbarschaft war in Aufruhr. Goodwyn war Mitglied von Dr. Cotton Mather's Kirche, die Kinder in Gottesfurcht und zu allem Fleiß und Guten auferzogen, galten für tadellos und besonders begabt. Die Geistlichen von Boston wurden zusammenberufen, die bösen Geister wegzubeten. Aber nun fingen die Kinder an, ein höllisches Getöse zu machen, hielten sich die Ohren mit beiden Händen zu und geberdeten sich unbändiger wie zuvor, bis sie endlich, mit Gewalt still gehalten, die himmlische Arzenei mußten über sich ausgießen lassen. Das Kleinste, ein Knabe zwischen vier und fünf Jahren, ward der Sache endlich überdrüßig; auch mochten ihm die Gebete zu lange dauern. Kurz, er hörte plötzlich auf, den Besessenen zu spielen, fiel nie wieder in das alte Unwesen und ward von den erfreuten Aeltern und den selbstzufriedenen Betern, die daraus erkannten, wie viel sie beim lieben Gott galten, für geheilt erklärt. Mit den Andern blieb's beim Alten.

Nun hatte das älteste Mädchen unmittelbar vor ihren Anfällen einen Zank mit einem rohen und anrüchigen alten Weibe gehabt, deren Tochter, eine Wäscherin, sie des Diebstahls einiger fehlenden Kleidungsstücke geziehen hatte. Die Mutter, eine der irländischen Halbwilden, die während des Verwüstungskrieges im unglücklichen Irland hierher in die Sclaverei geschickt worden, war darauf in heftige Schmähworte ausgebrochen: Schmähworte wie Wünsche nehmen in der halborientalischen, hibernischen Sprechweise die Form von Verfluchungen und Prophezeihungen an. Wer

Digitized by Google

konnte das Mädchen anders bekehrt haben, als diese ruchlose Papistin? Die Nachbarn hatten längst Verdacht gegen sie gehegt, abgeschmackte Gevattergeschichten, sechs Jahre alt, wurden gegen sie vorgebracht, ihre Wohnung untersucht und Heiligenbilder und Talismane als gleiche Beweise ihrer Schuld angesehen. Durch Dolmetscher in einer Sprache examinirt, die sie nur halb verstand, gestand sie alles willig ein, bekannte sich zur Hexerei und gab in wilden Reden und Bewegungen ihren Zusammenhang mit dem Bösen zu erkennen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß sie selbst wähnte, etwas von der schwarzen Kunst zu verstehen, und wenn nicht die Macht, doch den Willen hatte, sie zu üben. Nachdem fünf bis sechs Aerzte ihr das Zeugniß gegeben, bei gesundem Verstande zu seyn, ward sie zum Tode verurtheilt, und ihr letztes Wort war, daß die geplagten Kinder nicht durch diesen Mord geheilt werden sollten.

Der Spuk dauerte auch wirklich fort. Cotton Mather, dem dieser Vorfall in seiner Gemeinde eine erwünschte Gelegenheit gab, vor das Publikum zu treten, nahm die älteste Tochter in sein eigenes Haus, nicht, wie man vermuthen konnte, um desto besser untersuchen zu können, ob nicht hier Betrug walte, sondern nur, um gegen den Sadducäismus dieses verderbten Zeitalters Beweise zu sammeln. Er selbst brachte bald darauf seine Beobachtungen vor die Welt, und vielleicht ist kaum je ein schlagenderer Beitrag zur Geschichte der menschlichen Thorheit geliefert, als durch diesen Bericht. Das ruchlose junge Geschöpf wußte mehrere Wochen lang alle Schwächen des eiteln, leichtgläubigen, bigotten Priesters auf die verschmitzteste Weise zu benutzen und endlich ihn glauben zu machen, daß er nach dreitägigem, rastlosem Ringen mit Gott im Gebet die bösen Geister gebannt. Kaum gab es einen wilden Streich, den sie, vom Dämon besessen, der Familie nicht spielte; kaum eine wunderliche Verrenkung, durch die sie dieselbe nicht erschreckt hätte. Nur an den ehrwürdigen Doctor selbst, den Mann Gottes, den Auserwählten des Herrn, wagten sich die Kobolde nicht. Des Mädchens aufgehobene Faust glitt machtlos an ihm hernieder; wenn er eines seiner endlosen Gebete begann, verstopfte sie umsonst dagegen zuerst die Ohren, bis die unwiderstehliche Macht desselben den Teufel besiegte; nur Gewalt konnte sie in sein Studirzimmer bringen, war sie aber einmal darin, so verlor der Böse seine Gewalt über sie, und man hörte ihn („gerade als ob eine Maus lief") aus ihr herausgehen. Quäckerbücher, Papistenschriften, philosophische Beweise, daß es keine Hexen gibt, ja das allgemeine Gebetbuch der Kirche von England konnte sie ohne Anstoß lesen: aber der Anblick der Bibel oder der Schriften Cotton Mather's und anderer gottseligen Pu-

Digitized by Google

ritaner versetzte sie in Krämpfe. Wohl fragen wir uns, ist es möglich, daß der Aberwitz der Zeit so weit gehen konnte, da nicht Betrug zu ahnen, wo er unsern Augen so offen liegt, daß der beschränkteste Blick ihn gewahren muß? Der unbedingte Glaube, welchen selbst die ausschweifendsten Erscheinungen des Somnambulismus in unsern Tagen gefunden, mag darauf antworten. Cotton Mather's umständlicher Bericht über diese Heimsuchung des Teufels ward, von allen Predigern Bostons und Charlestowns beglaubigt, in London gedruckt und von Richard Barter, einem der berühmtesten Gottesgelehrten unter den englischen Dissentern, mit einer Vorrede begleitet, in welcher er behauptete, „der müsse ein hartnäckiger Sadducäer seyn, der den Beweisen dieser Schrift nicht glaube."

Noch hatte man sich auf Verhöre und auf Einkerkerungen beschränkt, als etwa drei Monate nach Anfang des Unfugs am 14. Mai Phipps mit der neuen Charte ankam. Jetzt sollte ein kurzer Prozeß gemacht werden. Ein Gerichtshof ward eingesetzt, der Art, wie er in der englischen Rechtssprache court of oyer and terminer genannt wird, d. h. ein Gericht, welches Untersuchung, Entscheidung und Vollstreckung des Urtheils in sich schließt. Die Charte sprach dem Gouverneur das Recht zu, die Richter zu einem solchen Gerichtshofe zu ernennen; das Gericht selbst durfte nur von der Generalversammlung eingesetzt und bevollmächtigt werden. Jetzt aber machte Gouverneur und Rath die Sache eigenmächtig ab, ohne daß wir hören, daß von irgend einer Seite Einspruch gethan ward.

Das Tribunal bestand aus sechs angesehenen Männern, alle aus der Zahl der früheren Assistenten und Richter, mit Stoughton, dem Vicepräsidenten, an ihrer Spitze. Stoughton hatte in voraus die Ueberzeugung und diese laut ausgesprochen, daß der Teufel nicht die Macht habe, in Gestalt eines tugendhaften Menschen zu erscheinen; daß also alle die, deren Gespenster die Besessenen quälten, schon darum ihm verfallen seyn müßten, weil er ihre Gestalt annehmen dürfe. Demzufolge ward gleich bei der ersten Sitzung eine alte Frau, die schon vor zehn Jahren einmal als Hexe vor Gericht gestanden und freigesprochen war, zum Tode verurtheilt. Es war eine jener Unglücklichen, welche Mißgestalt zum Auswurf der Menschheit macht. Als sie in Ketten bei der Kirche vorbeigeführt ward, warf sie einen Blick auf das Gebäude — vielleicht schien es ihr in diesem Augenblicke nur Gott zum Hohne errichtet. Sogleich, berichtet Cotton Mather, riß ein unsichtbarer Dämon den Pfeiler der Kirche nieder, auf den ihr Blick gefallen; kein Mensch war darin zu sehen. Auch dieß galt als ein Beweis ihrer Schuld.

Digitized by Google

Nach diesem ersten Justizmord fragten der Gouverneur und Rath, nach dem alten Gebrauche, die Geistlichen um ihre Meinung, ob sie in dieser Weise fortfahren sollten. Das schriftliche Gutachten derselben war von Cotton Mather verfaßt. Es empfahl den Richtern die äußerste Vorsicht, namentlich sich nicht mit den gespenstischen Zeugnissen (spectrical evidence) zu begnügen — denn sie theilten nicht Stoughton's vorgefaßte Meinung, daß der Teufel nicht vermöge die Gestalt eines Unschuldigen anzunehmen — sonst aber fleißig und energisch nach den Gesetzen Gottes und den Statuten der englischen Nation fortzufahren.

Das Gericht berücksichtigte, wie es scheint, ausschließlich den letzteren Theil dieser Empfehlung und fuhr in seiner grausenhaften Thätigkeit mit aller den Geistlichen erwünschten Energie fort. Bis Anfang September fanden noch drei Sessionen Statt, während denen sechs und zwanzig sogenannte Hexen und Hexenmeister zum Tode verurtheilt wurden; acht davon retteten sich durch Bekenntnisse, daß sie schuldig seien, worauf ihnen Begnadigung ward. Außerdem hatten noch gegen fünfzig Unglückliche durch Geständnisse einer Schuld, von denen ihr Herz nichts wußte, und indem sie erst durch Angabe anderer Unschuldigen eine Sünde auf sich luden, ihr Leben gerettet. Ein achtzigjähriger Greis, der erst vor einem Jahre öffentlich für ein Leben voll sündlicher Weltlichkeit Buße gethan und sich der Kirche angeschlossen hatte, verweigerte dem Gerichte Rede zu stehen, und ward, dem englischen, noch nie in der Colonie ausgeübten Gesetze zufolge, vermittelst aufgelegter Steine zu Tode gepreßt. Während der dreizehn Wochen, in denen dieses blutige Gericht seine vier gräßlichen Sitzungen hielt, waren demnach zwanzig Menschenleben sein Opfer geworden.

Die Prozesse der Unglücklichen wurden unter Stoughton's Leitung rasch genug geführt. Das Protokoll der früheren Verhöre ward verlesen, dazu kam in manchen Fällen eine Untersuchung des Körpers durch eine höllische Bande von acht dazu angestellten Weibern und einem Arzt, die jeden kleinen Leber- oder sonstigen Hautfleck für ein Hexenmaal erklärten. Nadelstiche wurden über den ganzen Körper versucht und dazu das Haupt geschoren. Ward irgend ein horniger Fleck gefunden, der für den Stich nicht empfänglich war, so war die Hexe überführt.

Eine andere Probe war: ob die Beklagten weinen konnten. Eine wahre Hexe sollte keine Thräne vergießen können. Schreck, Entsetzen, oft auch Alter beraubte die Unseligen oft dieses Rettungsmittels. Ferner sollte eine Hexe das Vaterunser nicht ohne zu stocken oder zu irren hersagen können. Diese Probe stammte aus katholischer Zeit her. Für die Puritaner hatte das Gebet des

Digitized by Google

Herrn wegen seines Mißbrauchs durch die Paternoster der römischen Kirche seine Heiligkeit verloren, und es ward selten in ihren Kirchen gehört. Kein Wunder, daß viele der alten Weiber hier und da einen Irrthum begingen. Eine unter ihnen sagte es vollkommen her. Der einzige Fehler, der ihr nachzuweisen, war, daß sie der Bitte: „Vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern," die rührenden Worte hinzufügte: „So thue ich."

Unter den Hingerichteten — dreizehn Frauen und sechs Männer — waren viele von tadellosem Rufe und anerkannter Frömmigkeit. Einer der Männer, ein Bürger von bestem Rufe aus Boston, ward nur darum der Hexerei beschuldigt, weil er seine angeklagte Gattin vertheidigte; ein anderer, weil er als Gerichtsbeamter nicht mehr dem blutigen Tribunale dienen wollte.

Die höchste Absurdität in dieser unseligen Verwirrung bleibt noch zu berichten: auch Thiere wurden für die Hölle verfallen erklärt. Zwei Hunde wurden aufgeknüpft; auf einem derselben sollte der jüngere Bradstreet durch die Luft geritten seyn.

Der unglückliche Zustand der Gesellschaft unter diesen Verhältnissen ist begreiflich. In Salem stockten alle Geschäfte. Wer immer konnte, hatte die Stadt verlassen. Auf jedem Gesichte war Angst und Trauer gemalt; nach Sonnenuntergang herrschte die tiefste Stille auf den Straßen, und wo Menschen zusammenkamen, hatten sie nur Nachrichten des Entsetzens einander mitzutheilen. In dieser Stimmung sahen sie der Generalversammlung entgegen, die, wie man hoffte, der Noth ein Ende machen sollte.

Der Fieberwahnsinn hatte noch nicht ein volles Jahr gedauert. Was diese Begebenheit zu einer der seltensten macht, die uns in der Geschichte noch vorgekommen, ist nicht die Menge der Opfer — im Jahre 1646 wurden durch des sogenannten Generalhexenfinders Mathias Hopkin, der in Calamy's und Barter's Begleitung das Land bereiste, in einer einzigen Grafschaft mehr wie dreimal so viele gehenkt; in Schweden sollen einige zwanzig Jahre später fünf und achtzig Hexen, darunter zwanzig Kinder, auf einmal verbrannt worden seyn; auch nicht der Widerspruch der fortschreitenden Zeit mit so starrem Aberglauben: noch lange nachher wurden in Schottland, in der Schweiz und leider im katholischen Deutschland Unglückliche ihm geopfert; — es ist das reißend schnelle Umsichgreifen der Flamme, nachdem sie bis dahin nur in einzelnen Fünkchen geglimmt, und ihr viel rascheres gänzliches Verlöschen. Denn nachdem sie sich so theuer losgekauft, hat unter dem Volke von Neu-England nie wieder ein Hexenprozeß Statt gefunden.

Digitized by Google

Lange noch, nachdem das Ungewitter vorübergezogen, blieb die Schwüle der Atmosphäre dem freien Athmen hinderlich. Gegen die wörtlichen Auslegungen der heiligen Schrift durch eine nicht länger ohne Widerspruch herrschende Geistlichkeit drängten sich dreist und dreister Zweifel empor. Neben den puritanischen Kirchen erhoben sich in friedlicher, wenn nicht in freundlicher Duldung baptistische, bischöfliche, ja Quäckerbethäuser. Das Gemeinwesen war aus seinen Fugen gerückt. Die Einwohner von Massachusetts konnten lange sich nicht darin zurecht finden und gewöhnten sich, Opposition gegen den königlichen Einfluß und Patriotismus für gleichbedeutend zu halten. Die Dissonanz, in welcher die alten Verhältnisse abgebrochen, tönte in dem neuen vibrirend fort, bis ein kräftig entwickeltes Enkelgeschlecht mit einem energischen Griff in die Saiten sie auflöste.

Unterdessen hatte der Geist der Unabhängigkeit, in Massachusetts zurückgedrängt, einen stillen Eingang in die andern Colonien gefunden. Connecticut und Rhode-Island hielten an jedem Buchstaben der Freiheitsbriefe fest, welche die Laune eines Königs ihnen gewährt und die Versäumniß eines andern ihnen gelassen hatte; Neu-York erklärte laut und bestimmt sein Recht zu einer repräsentativen Verfassung. In Virginien bekamen die Ideen einer bedingten Abhängigkeit eine festere Gestaltung, und Nicholson, der königliche Gouverneur von Maryland, mußte in seinen Berichten nach England (1698) gestehen, daß die Ansichten von der Autorität englischer Parlamentsacten, die vor zwanzig Jahren nur in Neu-England gegolten, jetzt in sämmtlichen Colonien die herrschenden seien, und sie thörichter Weise so lange sich nicht durch ein Gesetz von England verbunden hielten, als sie selbst nicht im Parlament repräsentirt würden. — So frühe ward der dreiviertel Jahrhundert spätere Abfall eingeleitet.

Art. IX. Das Erdbeben und seine Erscheinungen. Von J. Boegner, der Medicin und Chirurgie Doctor, praktischer Arzt in Frankfurt am Main, mehrerer gelehrten Gesellschaften Mitglied. Frankfurt am Main, Druck und Verlag von Heinrich Ludwig Brönner, 1847. 8. 208 S.

Ueber die Entstehung dieses, durch bedeutendes Interesse und allgemeine Brauchbarkeit ausgezeichneten Werkes äußert der Verfasser, daß der geographische Verein in Frankfurt am Main es sich zur Aufgabe gemacht habe, das Neueste im Gebiete der Erdkunde in regelmäßigen Vorlesungen mitzutheilen, und gegenwärtiges Werk der Abdruck derjenigen Vorträge sei, die der Verfasser im October 1846 in diesem Vereine gehalten hat.

Digitized by Google

Die Erderschütterung vom 29. Juli, ausgezeichnet sowohl durch ihre weite Verbreitung, als auch ihre ungewohnte Heftigkeit in der betroffenen Gegend, hat die Aufmerksamkeit Aller gebieterisch in Anspruch genommen; der Verfasser glaubt dem allgemeinen Wunsche zu entsprechen, wenn er, dem Zwecke des Vereins gemäß, in diesen Vorträgen das Wissenswürdigste über diese Naturerscheinung zusammenfaßt.

Um den Gegenstand dieser Mittheilung nach allen Seiten zu beleuchten, jede einzelne Erscheinung bei Erdbeben würdigen zu können, zerfällt die Abhandlung in zwei Abschnitte. Der erste gibt das Allgemeine, der zweite eine Chronik der Erdbeben im mittleren Deutschland von 786 n. Chr. bis auf den heutigen Tag; letzterer Abschnitt dient besonders zu Vergleichungen mit früheren Jahren, und ist bestimmt, dem Leser Zeit zu ersparen und Schlüsse zu erleichtern.

Im ersten Abschnitte folgte der Verfasser besonders Friedrich Hoffmann, Hoff, Schnurrer und Peter Frank. Die chronologische Uebersicht der letzteren Jahre wurde periodischen Schriften, öffentlichen Blättern und brieflichen Mittheilungen entnommen.

Was nun die Wahl jener Mittheilungen und Nebenkenntnisse betrifft, so ist sie darin zu loben, daß dabei immer auf das Wesentlichste Rücksicht genommen und eine praktisch brauchbare Ueberschau desselben geboten wurde; dagegen muß der ungleichartige Ton des Werkes als zuweilen störend bemerkt werden.

Der erste Abschnitt handelt von den Erdbeben im Allgemeinen, ihrer Stärke, Dauer, Richtung und Fortpflanzung, Wiederholungen am selben Orte, dem unterirdischen Getöse bei Erdbeben, der geographischen Verbreitung, dem Erdbebenmesser, dem Antheile der Atmosphäre am Erdbeben, dem Zusammenhange der Erdbeben mit den Jahreszeiten, den Begleitern der Erdbeben, als: Nebel, Windstöße, elektrische Meteore, Lichterscheinungen, dem Verhalten des Barometers bei Erdbeben, den Flammen- und Gasausbrüchen, der Beunruhigung der Thiere und Menschen bei Erdbeben, den Ursachen der Erdbeben und den vulkanischen Ausbrüchen, von den Erscheinungen, welche den Erdbeben vorhergehen und als Vorzeichen derselben betrachtet werden, und von den Vorkehrungen, die man an einigen Orten und mit welchem Erfolge versucht hat, die Gewalt des Erdbebens zu brechen und seine Wiederkehr zu verhüten.

Die Gesammtansicht über die Beschaffenheit der Erdbeben spricht sich in dem aus, was über die Richtung und Fortpflanzung derselben gesagt wird. Es ist durch zahlreiche Vergleichung bewährt, daß eine große Zahl gerade der stärksten Erdbeben sich an der Oberfläche strahlenförmig mehr oder minder concentrisch

Digitized by Google

um einen gemeinsamen Mittelpunkt verbreiten, in der Weise etwa wie die Wellen auf der Oberfläche eines Wasserspiegels, welche durch einen Steinwurf erschüttert werden, oder wie die Erschütterungen in den Umgebungen des Explosionspunktes einer Mine sich fortpflanzen. Sehr deutlich ließ sich diese Thatsache in den Verbreitungsverhältnissen des großen Erdbebens von Calabrien 1783 nachweisen, und hier ist sie ganz insbesondere von Hamilton deutlich herausgestellt worden. Der Hauptsitz und auch der Zeit nach entschieden der Anfangspunkt dieser furchtbaren Katastrophe war der südlichste Theil von Calabrien, von der Südspitze Italiens, Capo delle Armi, bis zu der merklichen Verengerung desselben zwischen den beiden Meerbusen Euphemia und Squillace. Dieser Theil von Italien ist eine von dem übrigen Festlande desselben durch einen weiten flachen Thalgrund sehr natürlich abgesonderte Berginsel, von etwa 24 geograph. Meilen Länge und 6 bis 8 geograph. Meilen mittlerer Breite. In diesem so scharf von der Natur umgränzten Landstriche lag das Centrum des ersten und heftigsten Erdstoßes, welcher die hauptsächlichsten Verheerungen anrichtete, überaus deutlich in der Umgegend des kleinen Städtchens Oppido; denn rings um dasselbe im Umkreise eines Radius von etwa $5\frac{1}{2}$ geographischen Meilen war von Grund aus alles zerstört worden. Dörfer, Berge und Städte waren so umgestürzt und durch einander geschoben, daß von dem früher vorhandenen Zustande kaum eine Erinnerung mehr übrig blieb. Schrecklich freilich, doch bei weitem nicht so furchtbar, waren die Zerstörungen, welche sich von hier aus bis an die Grenze dieses Landstriches ausdehnten, und unmittelbar an ihm selbst liegt noch namentlich das so sehr mitgenommene Messina, dessen Zerstörung so bekannt ward. Endlich noch weiter, etwa in einem Umkreise von 18 geograph. Meilen Halbmesser, waren die Wirkungen des Erdbebens noch sehr auffallend, und man empfand sie auf den liparischen Inseln sehr deutlich, als von Oppido her sich einstellend; ja selbst von Messina wissen wir durch die uns von Spallanzani gegebenen Nachrichten, daß die Erschütterungen sich sehr deutlich von Calabrien durch die Nordostspitze Siciliens und von dort längs der Küste bis zur Stadt hin fortpflanzten. Als man dort das gewöhnlich mit Erdbeben verbundene rasselnde Geräusch vernahm, sah man Calabrien in Staub gehüllt und die Häuser der Küste Siciliens stürzten deutlich nach einander ein, bis die Schwankungen auch die prächtige Reihe von Palästen erreichten, welche die Einfassung des Hafens zierten.

Ganz in ähnlicher Weise war auch das Erdbeben von Lissabon ein sehr deutlich centrales, dessen Mittelpunkt unglücklicher Weise der volkreichen Hauptstadt sehr nahe lag; denn gleichzeitige

Digitized by Google

Beobachter erzählen, daß die an der Mündung des Tajo bemerkten heftigen Stöße zu Colares sehr deutlich von Lissabon herkommend bemerkt wurden, noch bevor man von der Katastrophe der Hauptstadt etwas erfahren hatte; auf den Azoren — Madeira — erschienen diese Erschütterungen gleichzeitig von Norden her, in den Antillen und an den Küsten des merikanischen Meerbusens von Nordost, in England war zuerst sehr deutlich die Südküste und diese auch bei weitem am stärksten erschüttert; nur in der Schweiz zeigten sich Unregelmäßigkeiten, indem uns erzählt wird, daß die Stöße zu Brieg in Wallis von Nord nach Süd, die zu Neufchatel von West nach Ost gingen. Hier mag indeß die dazwischen liegende Alpenkette wohl veränderte Einflüsse geübt haben.

Bei dem furchtbaren Erdbeben, welches im Jahre 1746 am 28. October Lima uud seine Hafenstadt Callao von Grund aus vernichtete, war den Berichten zufolge diese Umgebung sehr deutlich der Mittelpunkt der Bewegungen, welche sich von dort aus längs der Küsten des Oceans gegen Nord und Süd ausbreiteten; denn es wird ausdrücklich bemerkt, daß die am Strande ausgestellten Wachposten die Erschütterungen nach einander immer schwächer und auch wohl später spürten, je weiter sie von Callao entfernt standen.

Unter den Central-Erdbeben erscheint gleichfalls jenes, welches am 23. Februar 1828 vom Main und Rhein bis in die Niederlande verspürt worden ist, worüber wir eine sehr lehrreiche Beschreibung nebst einer Karte von Egen — in Poggendorf's Annalen, XIII. Bd. S. 153 — und eben eine solche von Noeggerath besitzen. Man ersieht daraus, daß die stärksten und frühesten Wirkungen sich in der Gegend von Brüssel, Waterloo, Lüttich und Maestricht in einem Raume zeigten, welcher die Form eines von West nach Ost gedehnten Ellipsoides hat. Die Stöße pflanzten sich von dort aus strahlenförmig und mit zum Theil äußerst deutlich beobachteten Richtungen fort, gingen namentlich das Rhein- und das Maasthal hinauf und reichten in Ost nach Soest in Westphalen, in West bis nach Middelburg und Vlissingen.

Ungemein häufig bemerkt man gleichfalls, daß die Fortpflanzung der Erdbeben, anstatt central, linear ist, und sich an eine sehr bestimmt vorgezeichnete Richtung hält, und zwar sind es gewöhnlich die Gebirgsketten, welche in dieser Beziehung einen sehr bemerkbaren Einfluß üben. Das Hauptstreichen nach gewissen Weltgegenden ist merkwürdiger Weise auch die Richtung der in ihnen auftretenden Erdbeben, und so wie wir die erste Grundursache desselben in dem Aufbersten der Erdrinde durch vulkanische Kräfte erkannt haben, so sehen wir auch noch die gegenwärtig sich zutragenden unbedeutenden Versuche ähnlicher Art genau wieder

Digitized by Google

derselben Richtung folgen. Sehr selten ist es, daß Erdbeben über Bergketten in transversaler Richtung sich fortpflanzen, und sie halten sich entweder innerhalb derselben oder an einem ihrer Abhänge.

Ein sehr ausgezeichnetes und merkwürdiges Beispiel zeigt uns wieder das Erdbeben von Calabrien, denn nach einstimmigen Zeugnissen hielt sich dasselbe insbesondere auf der Westseite der diesen Theil des Landes von Südwest nach Nordost durchlaufenden hohen Bergkette; auf der Ostseite, dem entgegengesetzten Abhange, schien es nur in schwachem Nachklange zu wirken, denn der dort angerichtete Schaden war ganz unbedeutend. Merkwürdig aber ist noch eine andere von Dolomieu zuerst mitgetheilte Wahrnehmung bei demselben. Auf den ersten und zugleich furchtbarsten aller Stöße, welche dieses Erdbeben bezeichneten, am 5. Februar, folgten in der ganzen Periode desselben hauptsächlich noch zwei andere von besonderer Bedeutung, nämlich am 7. Februar, und der letzte und sehr heftige am 28. März; diese beiden Erschütterungen aber gingen sehr deutlich nicht mehr von dem früher bezeichneten Centrum bei Oppido aus, sondern der Mittelpunkt des zweiten war um etwa 4 — 5 Meilen weiter nach Nordost, in die Nähe von Soriano gerückt, und der dritte hatte seinen Sitz wieder 5 — 6 Meilen weiter nördlich, bei Girifalco, unmittelbar auf dem Isthmus, derselbe wurde gleichzeitig sehr stark in Messina empfunden, ohne daß das zwischenliegende Calabrien davon besonders wäre berührt worden. Wenn man nun aber die Orte Oppido, Soriano und Girifalco in ihrer gegenseitigen Lage betrachtet, so sieht man sehr bald, daß sie fast genau in einer von Südwest nach Nordost gerichteten Linie liegen, welche dem Streichen der hohen Bergkette von Aspromonte parallel läuft, und wir können also nicht umhin, diese Erscheinung mit der Bildung einer Spalte längs dem Gebirge zu vergleichen, auf welcher an verschiedenen Punkten und zu verschiedenen Zeiten die von innen wirkenden Kräfte sich Luft zu machen strebten; gerade wie Aehnliches bei der reihenförmigen Anordnung der vulkanischen Berge eintritt. So wie hier sich also eine sehr bestimmte Andeutung eines Zusammenhanges zwischen den Richtungen der Erdbeben und den Streichungslinien der Gebirge findet, so ist dieselbe Erscheinung noch aus vielen andern Gegenden bekannt geworden.

Die in den Pyrenäen häufigen Erdbeben hat Palassou sorgfältig beschrieben, und er bemerkt ausdrücklich dabei, daß dieselben ganz gewöhnlich der so sehr deutlich ausgesprochenen Kettenrichtung des Gebirges von Westnordwest nach Ostsüdost folgen, und zwar am häufigsten an der Südseite. So wurde durch einen sehr interessanten Bericht von Gray über das Erdbeben, welches am

Digitized by Google

18. November 1795 in England Statt fand, nachgewiesen, daß eine deutliche und langsame Fortpflanzung desselben von Südwest nach Nordost Statt gefunden habe, und gerade dieß ist auch die Hauptstreichungslinie der englischen Gebirgsreihen. Ungefähr dieselbe Richtung haben nach Gray auch einige frühere englische Erdbeben genommen, wie diejenigen vom 30. September 1750, 14. September 1777 und 25. Februar 1792. Auch bei dem oben angeführten Erdbeben in den Niederlanden, am Rhein und Main vom Februar 1828 ist es den Berichterstattern aufgefallen, daß die Hauptlängenerstreckung des erschütterten Landstriches dem Streichen des belgischen Tonschiefergebirges, seiner Grenze mit dem aufgelagerten jüngeren Gebirge und des Steinkohlengebirges folgte. Alle zwischen Namür und Aachen von diesem Erdbeben hart betroffenen Orte liegen in dem Streichen dieses Steinkohlengebirges; auch die Orte, an welchen das Erdbeben auf dem rechten Ufer des Rheines fortsetzend bemerkt wurde, liegen auf der Fortsetzung desselben, wie Essen, Dortmund, Soest.

Was wir indeß von den Richtungen der Erdbeben in unserem Welttheile zwar deutlich, aber doch immer nur in großen räumlichen Beschränkungen bemerkt haben, das zeigt sich mit merkwürdiger Beständigkeit und im großartigsten Maßstabe in den Aequinoctialgegenden Amerika's wieder. Dort gibt es hauptsächlich zwei Gebirgslinien, welche den Wirkungen der verheerendsten Erdbebenkatastrophen in mehrfach wiederholten Zeiträumen unterworfen erscheinen; die eine ist das Gebiet jener mächtigen Cordillerenkette, welche sich in der Hauptrichtung von Süd nach Nord (oder von Südsüdost nach Nordnordost) von Chili durch Peru an der Küste mit mehrfach verändertem Charakter bis weit über Mexiko hinaus fortsetzt; die andere dagegen ist der Seitenzweig dieses großen Gebirges, welches in nahe darauf rechtwinkliger Richtung mit der Insel Trinidad anfängt und von dort aus längs den Küsten von Neu-Andalusien, Venezuela, Caracas nach Neu-Granada reicht, und welche von Humboldt mit dem Namen der großen Küstenkette von Venezuela belegt hat. Aus beiden Gebieten sind uns genaue Beschreibungen von furchtbaren Erdbebenkatastrophen bewahrt, und wir dürfen hierbei nur an die in der Geschichte der Erdbeben so folgenreichen Namen von Lima, Callao, Riobamba, Quito, Pasto, Cumana, Caracas erinnern, bei deren Erschütterungen zuweilen bis 40000 Menschen auf einmal den Tod fanden. Von all diesen Erdbeben aber ist es sicher und deutlich erwiesen, daß sie nicht nur in ihren Hauptrichtungen auf das Gebiet dieser Bergketten und deren muthmaßlichen Verbindungen mit den Antillen beschränkt waren, sondern daß sie auch genau den Richtungen derselben und zwar insbesondere an den Küstenrändern gefolgt sind.

Digitized by Google

So wird von dem furchtbaren Erdbeben, welches im Jahre 1746 Lima und seine Hafenstadt Callao zerstörte, ausdrücklich berichtet, daß es, nach den Aussagen der Wachposten, von dem Hauptpunkte seiner Zerstörungen sich deutlich längs der Küstenlinie von Nord nach Süd und von Süd nach Nord hin fortpflanzte. Von dem letzten großen Erdbeben, welches jene Gegenden betraf, dem vom 20. November 1822, welches durch die bleibende Erhebung jener Küste so merkwürdig wurde, sagt eine unterrichtete Beobachterin, Miß Graham, man habe dabei die Empfindung gehabt, als ob der Boden in der Richtung von Nord nach Süd plötzlich gehoben und dann schnell wieder niedergesenkt würde. Bei dem Erdbeben, welches am 14. Dezember 1797 Cumana zerstörte, führt v. Humboldt ausdrücklich an, daß die Fortpflanzung der Zerstörungen in der Richtung der Küste oder der ihr parallel streifenden Gebirgskette erfolgte; eben so pflanzten sich die Zerstörungen bei der Katastrophe von Caracas den 26. März 1812 am stärksten in einer Linie von Ostnordost nach Westsüdwest, und zwar hier nicht mehr so längs der Küste, sondern im Innern der Gebirgskette fort, so weit ihre Centralkette besonders aus Gneiß und Glimmerschiefer gebildet wird. Aber nicht nur theilen sich zuweilen an den Küsten des stillen Meeres die Erschütterungen der ganzen Basis der Kordilleren von Chili bis nach Guayaquil auf einer Längenausdehnung von etwa 300 Meilen fast augenblicklich mit, sondern wenn man die Zeitfolge der in diesem Gebiete von Chili bis Mexiko vorgefallenen Erdbebenereignisse in Verbindung mit Ausbrüchen berücksichtigt, findet man deutlich darin die fortschreitenden Wirkungen einer inneren Thätigkeit, welche langsam in gewissen Zeiträumen von Süd nach Nord und dann einmal wieder in entgegengesetzter Richtung vom Centrum zum Centrum unter der Gebirgsmasse fortrückt. Von Fällen, in welchen Erdbeben quer über Gebirgsketten sich fortpflanzen, lassen sich nur wenige und meist nur unbedeutende anführen. Quer über die Alpenkette sind Erschütterungen wohl nur höchst selten beobachtet worden, ohnerachtet die Südseite derselben an Erdbeben so reich ist. Dagegen ereignete sich ein sehr auffallendes Beispiel von dem Uebersetzen eines Erdbebens über die Apenninenkette zwischen dem 8. — 10. October 1828 in starken Stößen, deren vorwaltende Richtung von Nordost nach Südwest von Boghera über die Bocchetta nach Genua Statt fand. Als v. Humboldt zu Cumana war, erlebte er dort am 4. November 1801 ein Erdbeben, dessen Richtung ausnahmsweise quer über die Küsten-Cordilleren von Nord nach Süd ging. V. Hoff hat uns endlich auf eine ähnliche Erscheinung in den Tiroler Alpen aufmerksam gemacht, indem nämlich dort ein Erdbeben am 23. und 24. Juni 1826 quer auf

Digitized by Google

die Richtung des südlichen Theiles derselben in linearer Richtung von Brixen bis Mantua fortsetzte, wobei offenbar die weitgeöffnete Spalte des Etschthales die Gelegenheit zur leichten Verbreitung darbot. Höchst wahrscheinlich dieselben Erschütterungen sind indeß auch zu Zürch verspürt worden. Die oben erwähnte große Querspalte von Meriko zeigt am großartigsten eine solche quer auf das Gebirge gerichtete Kraft.

Von anderen, wie es scheint mehr zufälligen Richtungen läßt sich nur anführen, daß am 10. Februar 1822 in einem großen Theile von Frankreich ein Erdbeben bemerkt wurde, das über Lyon nach Paris sich genau in der Richtung des magnetischen Meridians fortsetzte.

Auch die Flüsse leiten die Erschütterungen weiter. Den 14. Januar 1810 pflanzte sich das Erdbeben, das von dem Berge Csoka in Ungarn ausging, wahrscheinlich nur durch die Donau nach Wien fort; denn während es nur schwach auf der Sternwarte empfunden wurde, sprengte die Donau ihre Eisdecke und trat über ihre Ufer.

Von vielem Interesse ist die den zweiten Abschnitt füllende chronologische Uebersicht derjenigen Erdbeben, die im mittleren Deutschland beobachtet worden sind, ihre Gleichzeitigkeit oder Aufeinanderfolge mit vulkanischen Erscheinungen in entfernten Ländern von dem Jahre 786 n. Chr. bis Juli 1846.

Mehrere unter den anzugebenden Beobachtungen von Erdbeben haben, weil sie ganz isolirt dastehen, nur einen geschichtlichen Werth, da man in früherer Zeit eine jede Gegend für sich allein zu berücksichtigen gewohnt war, und an den Zusammenhang dieser mit entfernten vulkanischen Vorgängen nicht dachte. Der Verfasser gibt diese Nachrichten wie er sie fand. Nur bei der Angabe derjenigen Erdbeben, welche Hauptepochen in der Geschichte unserer Erde bezeichnen, wie bei dem von 1755, wo Lissabon zerstört wurde, 1759, wo in der Provinz Valladolid in Meriko die in der Geschichte einzige Begebenheit Statt fand, der noch thätige Vulkan Xorullo unter den Augen der Menschen in einer Gegend sich erhob, wo man vorher nie etwas von unterirdischer vulkanischer Thätigkeit beobachtete, und dem Erdbeben von 1783, welches Calabrien zerstörte und Messina zertrümmerte, finden umständlichere Mittheilungen Statt. Diese betreffen das merkwürdige Erdbeben vom 7. Nov. 1755 in Lissabon, die Bildung des Vulkans Xorullo in der Intendantschaft von Valladolid westlich von Meriko am 29. Sept. 1759, das Erdbeben in Calabrien und Sicilien am 5. Febr. 1783 und die Erdbeben i. J. 1846.

Digitized by Google

Art. X. Briefe aus dem Freundeskreise von Goethe, Herder, Höpfner und Merk. Eine selbstständige Folge der beiden in den Jahren 1835 und 1838 erschienenen Merkischen Briefsammlungen. Aus den Handschriften herausgegeben von Dr. Carl Wagner. Leipzig, Ernst Fleischer, 1847. 8". 373 S.

Wir sind dem Herausgeber verpflichtet, uns mit Eifer und Treue eine für Wissenschaft und Kunst fortwährend denkwürdige Periode, in welcher durch den regsten spirituellen Verkehr sich Geist an Geist entzündete, vorübergeführt zu haben.

Es gibt Zeiten, sagt der Herausgeber in dem Vorworte, aus denen man sich in die Vergangenheit flüchtete, um die trostlose Gegenwart zu verschmerzen; eine solche hat wesentlich dazu beigetragen, die romantische Schule hervorzurufen, und aus einer solchen suchte sich Goethe durch Bearbeitung des altdeutschen Reineke Fuchs zu retten; eine solche ist die unsere nicht. Es gibt aber auch Zeiten, zu denen man, auch ohne der Gegenwart zu grollen, nicht nur wie in der Kindheit Rosengarten in froher Erinnerung mit Dank und Wonnegefühl zurückkehrt, in die man sich auch wiederholt wie in einen Jungbrunnen versenken soll, um zu neuem Fortschritt gekräftigt daraus hervorzugehen. Eine solche Kraft zu verjüngen und zu begeistern liegt in jener Frühlings- und Auferstehungszeit des deutschen Geistes, als dieser nach langem Winterschlafe zur Selbstständigkeit des Lebens und Wirkens erwachte, als Winckelmann, Lessing, Herder mit dem feinsten Schönheitsgefühle und mit der Fackel des Nationalismus, als Goethe und Schiller, erst getrennt, dann wie das Brüderpaar der Dioskuren als eine sich ergänzende Einheit mit schöpferischem Geiste für Deutschland und die Welt das Gebiet der bildenden Künste und schönen Wissenschaften umgestaltete. Als in jener Zeit viele hochbegabte Geister ihren Ruf: „Es werde!" erhoben, und nach langem Zwielicht der sonnenhelle Morgen angebrochen war, da wurde mannigfaltiger Same gestreut, wurden Werke für alle Zeiten geschaffen, Vorbilder den kommenden Jahrhunderten gegeben und nach den reinsten Maßen der Naturgesetze ein Bau gegründet, in dem sich, wie in Raphaels Schule von Athen, die Meister und Jünger aller Musenkünste in wohlgeordneten Gruppen an einander reihen können. Wieland's deutscher Merkur, Schiller's Thalia und Horen und andere Zeitschriften trugen die Stimme des Aufrufs nach allen Gauen weiter, und setzten die schöne Literatur mit der wissenschaftlichen in lebendigere Wechselwirkung. Dem Aufschwung jener folgte die Umgestaltung auf allen Gebieten der strengen Wissenschaft. Kant, Spittler, Fr. A. Wolf, Hugo und andere ruhmwerthe Denker rückten ihre Disciplinen auf neue Standpunkte; das Licht der Forscher drang nach allen

Digitized by Google

Richtungen geistiger Thätigkeit, und es zeigte sich in allen Zweigen der Kunst und Wissenschaft ein so schwellender Trieb des Schaffens und Gestaltens, wie nur je zur üppigsten Frühlingszeit in dem wunderkräftigen Wirken der Natur. Knospen, Blüthen, Früchte drängten eins das andere, und mit den gelungensten Werken des Geistes wetteiferte eine Empfänglichkeit der Gemüther, eine Tüchtigkeit der Gesinnung und ein Ernst des Strebens, welche der edlen Begeisterung lange Dauer zu geben versprachen. Eine ähnliche begeisterte Theilnahme und Rührigkeit für Entfesselung und Neugestaltung haben wir seitdem nur wieder auf politischem Boden im Jahre 1813 erlebt, und auf beiden Epochen der Emancipation verweilt unser Blick mit freudigem Selbstbewußtseyn, und den Sängern des Cid, des Götz und des Tell und den Siegern bei Kulm, an der Katzbach und bei Leipzig gehören in gleich gerechter Liebe unsere Herzen an.

Auf das Sinnen und Thun von einigen jener bedeutendsten Begründer der neueren deutschen Literatur, von einigen der tüchtigsten Werkleute jenes Baues, der sorgsamsten Pflanzer jener Saaten, der entschiedensten männlichen Charaktere jener Zeit sollen die nachfolgenden Bogen von Neuem hinlenken und bewähren, daß die innere Geschichte jener Periode noch keine abgestorbene Pflanze, sondern ein noch nicht erschöpfter Brunnen des Lebens, eine noch immer reiche Fundgrube zur That anregender Anschauungen ist.

„Die heilige Schrift," sagt Luther, „meint es auch darum so gut mit uns, daß sie nicht bloß mit den großen Thaten der heiligen Männer rumpelt, sondern uns auch ihre kleinsten Worte an den Tag gibt und so den innern Grund ihres Herzens aufschließt." Und sind auch die Männer, deren Inneres sich in den nachfolgenden Briefen und Aufsätzen erschließt, gerade keine heiligen Männer im biblischen Sinne, keine Propheten und Priester (wofern man nicht alle Dichter Propheten des göttlichen Geistes und Herder vorzugsweise einen Priester der Humanität nennen will), so wird doch ihr Andenken, ihr großes Wollen und Vollbringen Jedem immer heilig bleiben, in dessen Geist ein Strahl vom Lichte ihres Geistes gedrungen ist, und es gehören namentlich die vier Männer, auf die in den nachfolgenden Bildern das hellste Licht fällt, in ihrem ganzen Wesen der Kulturgeschichte an. Goethe und Herder sind in ihrer Größe allgemein anerkannt; um sie als Sonnen kreisen Planeten und Trabanten, während ihnen selbst das Geistig-Freie und Sittlich-Schöne als Centralsonne die Bahn vorzeichnet. In Höpfner streiten der große Rechtsgelehrte und der edle liebenswürdige Mensch um den Vorrang, und von ihnen gilt des Dichters Wort; „Wer den Besten seiner Zeit

Digitized by Google

genug gethan, der hat gelebt für alle Zeiten.» Merk's Bedeutsamkeit endlich, die früher nur eine mephistophelische schien, ist durch die bereits früher von mir vorgelegten Thatsachen und Urkunden zum Umfang einer vielseitig, selbst positiv förderlichen Thätigkeit erwachsen. Diese Führer der Massen auch in's Familienleben, in den Kreis der Vertrauten zu begleiten, ist ein interessanter Gang; sie im Gespräch mit den Amts- und Fachgenossen zu hören, ihre Neigungen entstehen, ihre Entschließungen reifen, ihre Versuche beginnen, sich umgestalten, vollenden zu sehen, ist ein lehrreicher Einblick in die vielbefähigte Menschennatur, denn sie ist auch die unsere und „der Mensch erkennt sich nur im Menschen.» Denke man sich nicht die bezeichnenden Kreise und Verhältnisse als getrennt von der wissenschaftlichen und amtlichen Wirksamkeit, als in keinem beachtenswerthen Zusammenhange mit dieser stehend und ohne helles Licht auf Anderes zu verbreiten. Nein, so wahr die Familie die trefflichste Pflanzschule guter Bürger ist, so gewiß müssen auch häusliche Freude oder Trübsal die nach außen wirkenden Kräfte stärken oder schwächen. Wie Aspasia über Athen herrschte, weil sie über Perikles geherrscht, und wie Themistokles im ernsten Scherz sein Söhnchen den mächtigsten Hellenen nannte, so ist auch der Kreis unserer Angehörigen vom wesentlichsten Einfluß auf unser geistiges Seyn und Werden bei schöpferischen Naturen gar nicht von deren öffentlichem Auftreten zu trennen: denn sie sind überall sie selbst, tragen das Gepräge ihres Geistes in jeder Sphäre, legen kein Amtskleid ab, schließen kein Büreau. Aus Atomen bildet die Natur größere Körper, aus der Beobachtung vieler Einzelheiten gestalten wir uns erst das richtige Bild eines Menschen. Da gilt es hier ein vertrauliches Wort, hier eine leise Regung des Gefühls, da ein zügelloses Hervortreten der Leidenschaft mit einander verbinden und in Einklang zu bringen. Solcher Beiträge zur Würdigung bedeutender Menschen und einer hochwichtigen Zeit sind hiernächst unzählbar viele dargeboten, theils in vollständigem Gefühls- und Gedankenaustausch, theils in Fingerzeigen, Worten und abgebrochenen Gedanken. Aber es gibt bekanntlich Worte, welche Thaten sind, und oftmals ist ein abgebrochener Gedanke, eine Gedankenskizze, fruchtbarer, als einer, der in Lebensgröße ausgeführt ist.

Ueber die Art, wie der Herausgeber in den Besitz der hier zum ersten Male erscheinenden Originalbriefe und Aufsätze gekommen, oder ermächtigt worden ist, öffentlichen Gebrauch von ihrem Inhalte zu machen, äußert er sich folgendermaßen. „Ein reich beglückendes Vertrauen ehrenwerther Freunde unserer Literatur und Geschichte hat mich durch die uneigennützigste Mittheilung

Digitized by Google

von literarischen Reliquien von Neuem in den Stand gesetzt, die Stimmen großer Todten über das, was sie im Leben bewegte, vernehmen zu lassen, und damit manches Räthsel ihres Thuns zu lösen und in manches Dunkel ihrer Zeit hineinzuleuchten. Vor Allem hat mir unseres Merk's Enkel, Herr Medizinalrath E. Merk dahier, mit einer mir jederzeit bewährten Freundschaft alle neuerdings aufgefundenen, auf seinen Großvater bezüglichen Handschriften, und eben so ein Enkel unseres Höpfner, der großherzogl. Oberfinanzrath Frhr. A. v. Dalwigk, mit gleich rühmenswerther Liberalität die im Nachlasse seines Oheims Höpfner aufbewahrten Briefe an seinen Großvater zur freien Benützung mitgetheilt; Hr. Dr. Parthey in Berlin, Enkel Nicolai's, war so gut gesinnt, mir mit beeiferter Gefälligkeit genaue Abschriften von fünfzehn Briefen Merk's an Nicolai zur Veröffentlichung zu übersenden. Solche Nepoten müssen mich mit diesem Namen befreunden. Von Nr. 41, 54—56 hat mir Herr Geheimrath Dr. Böckmann, von Nr. 75 Frau Geheimräthin Hallwachs dahier, von Nr. 45 Herr Senator Dr. Gwinner in Frankfurt und von Nr. 9 Herr Hofrath Wolf in Hofheim Abschrift zu nehmen gütigst verstattet. Ich bleibe diesen freundlichen Gebern dankbar verpflichtet. Das Uebrige hat ein mir freundliches Geschick in meine Hände gelegt, Anderes des Schicksals Ungunst mir versagt oder weise einem besseren Benutzer vorbehalten. Möge es namentlich einem Andern glücken, den Schatz Merkischer Briefe aus dem Archive in Weimar zu heben, wie mir ein solcher Versuch mißlungen ist.»

Die mitgetheilten Briefe sind nicht alle von gleichem Werthe, viele aber von sehr bedeutendem. Sie geben Aufschluß über die Entstehung, Befestigung und oft auch Lösung geistiger Gewalten, denen Deutschland viel zu verdanken hat. Merkwürdig in dieser Beziehung sind die zwei Briefe, welche zwischen Klopstock und Goethe gewechselt wurden, welche wir hier mittheilen.

Klopstock an Goethe *).

»Auch als Freund ist Klopstock Eiche, die dem Orcane steht.«
H. P. Sturz.

Hamburg, den 8. März 1776.

Hier einen Beweis meiner Freundschaft, liebster Goethe. Er wird mir zwar ein wenig schwer, aber er muß gegeben werden. Lassen Sie mich nicht damit anfangen, daß ich es glaubwürdig weiß, denn ohne Glaubwürdigkeit würd' ich schweigen. Denken Sie auch nicht, daß ich Ihnen, wenn es auf Ihr Thun und Lassen ankommt, drein reden wolle;

*) Dieser und die beiden folgenden Briefe wurden von Klopstock in eigenhändiger Abschrift seinem Freunde, dem Prof. Hofrath Böckmann in Karlsruhe mitgetheilt.

Digitized by Google

auch das denken Sie nicht, daß ich Sie deßwegen, weil Sie vielleicht in diesem und jenem andere Grundsätze haben, als ich, streng verurtheile. Aber Grundsätze — Ihre und meine bei Seite, was wird denn der unfehlbare Erfolg seyn, wenn er fortfährt? Der Herzog wird, wenn er sich fortwährend bis zum Krankwerden betrinkt, anstatt, wie er sagt, seinen Körper dadurch zu stärken, erliegen und nicht lange leben [1]). Es haben sich wohl starkgeborne Jünglinge, und das ist denn doch der Herzog gewiß nicht, auf diese Weise früh hingeopfert.....

Die Deutschen haben sich bisher mit Recht über ihre Fürsten beschwert, daß diese mit ihren Gelehrten nichts zu schaffen haben wollen [2]). Sie nehmen itzund den Herzog von Weimar aus. Aber was werden andere Fürsten, wenn sie in dem alten Tone fortfahren, nicht zu ihrer Rechtfertigung anzuführen haben, wenn es nun wird geschehen seyn, was ich fürchte, daß geschehen werde? — Die Herzogin wird vielleicht itzt ihren Schmerz noch niederhalten können, denn sie denkt sehr männlich. Aber dieser Schmerz wird Gram werden. Und läßt sich der etwa auch niederhalten? Louisens Gram! Goethe! — Nein, rühmen Sie nur nicht, daß Sie sie lieben wie ich..... Ich muß noch ein Wort von meinem Stollberg sagen. Er kommt aus Freundschaft zum Herzoge — er soll doch also mit ihm leben? Wie aber das? Auf seine Weise? Nein! Er geht, wenn er sich nicht ändert, wieder weg. Und was ist dann sein Schicksal? Nicht in Copenhagen, nicht in Weimar. Ich muß Stollbergen schreiben. Was soll ich ihm schreiben?

Es kommt auf Sie an, ob Sie dem Herzoge diesen Brief zeigen wollen oder nicht. Ich für mich habe Nichts dawider. Im Gegentheil. Denn da ist er gewiß noch nicht, wo man die Wahrheit, die ein treuer Freund sagt, nicht mehr hören mag.

Ihr

Klopstock.

Goethe an Klopstock.

Weimar, den 21. März 76.

Verschonen Sie nur künftig mit solchen Briefen, liebster Klopstock. Sie helfen Nichts und machen uns immer ein Paar böse Stunden. Sie fühlen selbst, daß ich darauf nichts zu antworten habe. Entweder ich muß als Schulknabe ein Pater peccavi anstimmen, oder sophistisch entschuldigen, oder als ein ehrlicher Kerl vertheidigen, und käme vielleicht in der Wahrheit ein Gemisch von allen Dreien heraus und wozu? Also kein Wort mehr zwischen uns über diese Sache. Glauben Sie, daß mir kein Augenblick meiner Existenz überbliebe, wenn ich auf alle solche Briefe, auf all solche Anmahnungen antworten sollte. Dem Herzog that es einen Augenblick weh, daß es von Klopstock wäre. Er liebt und ehrt Sie, von mir wissen Sie eben das. Leben Sie wohl. Stollberg soll immer kommen. Wir sind nicht schlimmer und will es Gott besser, als er uns selbst gesehen hat. G.

---

[1]) Karl August wurde 71 Jahre alt.

[2]) Schiller: »Von dem größten deutschen Sohne, — Von des großen Friedrichs Throne — Ging sie (die deutsche Muse) schutzlos, ungeehrt.« — Dem Markgrafen von Ansbach mußte es erst der Papst sagen, daß er so glücklich sei (in dem Assessor Uz) einen der ersten Dichter (schon 27 Jahre) in seinen Diensten zu haben.

Digitized by Google

Klopstock an Goethe.

Hamburg, den 9. Mai 76.

Sie haben den Beweis meiner Freundschaft so sehr verkannt, als er groß war; groß besonders deßwegen, weil ich unaufgefordert mich höchst ungern in das mische, was Andere thun.

Und da Sie sogar unter all solche Briefe und all solche Anmahnungen (denn so stark drücken Sie sich aus) den Brief werfen, welcher diesen Beweis enthielt, so erkläre ich Ihnen hierdurch, daß Sie nicht werth sind, daß ich ihn gegeben habe.

Stollberg soll nicht kommen, wenn er mich hört, oder vielmehr, wenn er sich selbst hört.

Klopstock.

Von selbstständigen Aufsätzen sind die 46 Gedichte von Herder unter der Ueberschrift: „Alte Fabeln mit neuer Anwendung," und der die Moser'sche Administration betreffende mit Zusätzen des Herausgebers von großem Interesse.

Briefe wurden von folgenden Verfassern mitgetheilt: Bouterweck Friedr.; Brentano Clemens; Büchner Joh. Gottfr. Sigism. Albr.; Bürger Gottfr. Aug.; Eberhard Joh. Aug., der Philosoph; Glück Christ. Friedr. v., der Pandektist; Gmelin Christ. Gottl.; Goethe Joh. Kasp.; Goethe Katharina Elisabeth, geb. Textor, die Frau Räthin oder Frau Aja; Goethe Joh. Wolfg. v.; Grün Albertine v.; Grün Mariane v.; Grolmann, Dr. Carl v.; Herder Joh. Gottfr. v.; Hesse Andr. Peter; Hohenfeld, Frhr. v.; Höpfner Ludw. Jul. Friedr.; Hugo Gustav; Jaup Helwig Bernhard; Klopstock Friedr. Gottl.; Knebel Christian v.; Koch Joh. Christ.; Kranz, Kammermusikus in Weimar; Laroche Sophie v.; Leuchsenring Franz Michael; Lichtenberg Georg Christoph; Medicus Wilh. Ludw.; Merck Joh. Heinrich; Meurer Heinrich, Dr. juris; Nicolai Christoph Friedr.; Runde Justus Friedr.; Senkenberg Renatus Carl Freih.; Strak Ludw.; Tischbein Wilhelm, der Neapolitaner; Wenk Helf. Bernh.; Weber Adolph Dietrich; Wieland Christoph Martin.

Deinhardstein.

Art. XI. Paris, oder die Wissenschaften, öffentlichen Anstalten und die Sitten im neunzehnten Jahrhundert, von Alphons Esquiros. Zwei Bände. Stuttgart, J. B. Müller's Verlagsbuchhandlung, 1848.

Dieses durch Tendenz und Durchführung eigenthümliche Werk ist vorzüglich dadurch ausgezeichnet, daß es, von einem universellen Standpunkte ausgehend, Paris in allen seinen Eigenthümlichkeiten darstellt, und dabei die Entstehung und Verbindung derselben und ihren Einfluß auf die Verhältnisse der Länder angibt.

Digitized by Google

Der Verfasser versucht vor Allem, die innige und nothwendige Verbindung der Geschichte mit der Naturwissenschaft anschaulich zu machen. Eine Universalgeschichte, sagt er, müßte in Zukunft neben der Aufzählung menschlicher Begebenheiten, deren Andenken die Welt aufbewahrt hat, auch die Schilderungen der Vorgänge und Operationen in der Natur enthalten. Man müßte zu allererst jene Vorgänge der Erdbildung prüfen, welche den Schauplatz gebildet hatten, worauf die alten und neueren Menschengesellschaften nach einander ihre Rollen gespielt haben. Dieser Hinblick auf die Urwelten, deren Umwälzungen denen aller bekannten Völker vorangegangen sind, würde aber nicht nur den Vortheil haben, den Horizont der Geschichte zu erweitern, sondern auch noch den Erfolg, uns über die Beziehungen aufzuklären, welche die verschiedenen Reihen von Thatsachen unter einander verknüpfen. Wie die Welt, worauf wir leben, sich gebildet hat, so bildet sich auch die Menschheit. Die Entwickelung derselben Gesetze lenkt von ferne die Offenbarung der Lebens- wie der moralischen Kraft auf dem Erdballe. Der Verfasser eines Buches deutet in der Vorrede gerne den Verlauf an, welchen er dem späteren Inhalt seines Werkes gegeben hat: so kann man auch sagen, Gott habe in der Vorrede zur Welt, in jenen fernen Zeiten, welche der Sündfluth vorangegangen sind, schon durch die Ordnung und Verkettung der Schöpfungsfacta den regelrechten Verlauf der Gemeinverhältnisse und Zwecke bezeichnet, welchen das Menschengeschlecht später auf der ganzen Erde befolgen würde.

Wir wissen wohl, um diese Weltansicht zu bestätigen, müßte man eigentlich dem Leser eine Darstellung der Naturbegebenheiten im Vergleiche mit der der geschichtlichen Ereignisse vorführen. Das gäbe aber Stoff zu einem eigenen Buche; trotz dem wird man in dem vorliegenden Züge genug vorfinden, welche eine derartige moralische Folgerung ahnen lassen. Die erste Reproduktion Gottes im Zeitlichen ist die Schöpfung, die zweite die Menschheit: obwohl diese Manifestationen sich ihrem Wesen nach unterscheiden, so ist doch der aufsteigende Stufengang der Entwicklung bei beiden gleich, und das Menschengeschlecht kommt seiner Bestimmung in derselben Ordnung nach, in welcher sich die Materie zu einer Welt gebildet hat.

Die Schöpfung, die Menschheit sind zwei Glieder, denen man noch ein drittes, die Heimat, beifügen muß. Die Gesellschaften sind das verjüngte Abbild der Menschheit. Wenn sich der Kreis auch verengt, bleiben gleichwohl die Proportionen sich unter einander gleich, und bieten bei der Verkleinerung wenigstens den Vortheil, unserem schwachen Auge verständlicher zu werden. Man kann

Digitized by Google

sagen, der menschliche Geist sei, da er auf der Erdoberfläche erst eine Aera noch unvollendeter Entwicklung durchlaufen habe, fast schüchtern, wenn er geschichtlichen Spuren nachgeht, seinen Verlauf zu beschreiben und ihm Gesetze zu geben. Wie könnte man auch mit den gewöhnlichen Hülfsmitteln die Bewegung der Civilisation von Anbeginn der Welt umfassen, ohne von einem Volke auf das andere Zwischenräume anzutreffen, welche den Gang der Geschichte total aufhalten?

Der Mangel an authentischen Denkmälern in den ältesten Zeiten, die unbestimmten, vom Aberglauben geweihten Erzählungen, welche größtentheils fortwährend die Wahrheit aufhalten, die finstere Nacht und stumme Oede, in welche der menschliche Geist nach dem Zerfalle fertiger Gesellschaften zurückversinkt, — Alles trägt dazu bei, den Denker in seinen Forschungen irre und in seinem Urtheile wankend zu machen. Auch darf man diese gewaltigen Schwierigkeiten nicht Auge in Auge angreifen, die Kenntniß der allgemeinen Gesetze der Philosophie der Geschichte will auf mancherlei Umwegen erlangt seyn, und diese seither fast verachteten Wege sind die der Analogie. Wie das Leben der Menschheit durch seine Ausdehnung dem Kreise unserer Beobachtungen entgeht, so muß man auch die verschiedenen auf einander folgenden Zustände im Leben eines Volkes studiren, um durch ihre Vergleichung die Reihenfolge der Fortschritte der Civilisation auf dem Erdballe herzustellen.

Das ist aber noch nicht einmal Alles: die philosophische Geschichte der Menschen vor und nach seiner Geburt zeichnet im verjüngten Maßstabe auch die Geschichte der Entwicklung der Gesellschaften ab.

Man müßte abermals diesem Grundgesetze die volle Gewähr eines mathematischen Beweises geben, und würde dahin gelangen, indem man die Zeiten des Daseyns beim Menschen und bei den Nationen gegen einander hielte, um eine Reihe homogener Charaktere daraus zu entwickeln. Die Formen sind bei dem Menschen besonders in den ersten Zeitaltern in fortwährender Erneuerung begriffen, so daß in dem Maße, als die alten von Tag zu Tag verschwinden, dafür alsbald neue an deren Stelle treten; eben so die Zustände der Gesellschaft: auch sie verlassen während ihres Wachsthums fortwährend die abgenützten Formen, um neue anzunehmen, die — wie oben bei dem Individuum — mit der bisherigen Lebensentfaltung besser im Einklange stehen.

Ein solches Geschäft der Vergleichung hat der Verfasser vorgenommen. Ueberall fand er die Wiederholung derselben fortgesetzten Erscheinungen, die Aufrechthaltung der nämlichen Gesetze auf's Deutlichste hervortreten; die Kreise erweitern oder verengen

Digitized by Google

sich, das Leben oscillirt unter allen Formen, aber das Verhältniß der Dinge verändert sich nicht — und welch ein schönes Motiv der Bewunderung ist aber dieser Anblick der merkwürdigen Einheit! Dasselbe Prinzip genügt bei seiner fortwährenden Umgestaltung in der Mannigfaltigkeit der Systeme für sämmtliche Bedingungen des physischen wie des geistigen Lebens. Von der Höhe dieses Gesichtspunktes gesehen, erscheint der Fortschritt wie ein universelles Factum, woran der Mensch, die Nation und die Menschheit, zwar nach ungleichem, aber doch nach solchem Maßstabe Theil nehmen, wie die Natur ihrer Beziehungen und die Zeit ihrer Existenz ihn festsetzen, während die Expansionsbewegung dieser drei sich gegenseitig reproducirenden Phasen, wie wir oben gesagt haben, immer noch in den Kreis der schöpferischen Macht eingeschlossen bleibt.

Aus diesen allgemeinen Ideen ergibt sich, daß die Geschichte im engeren Sinne in der Naturgeschichte Wurzel fassen muß. Die Geologie, die uns den Ursprung der Dinge auf der Oberfläche unseres Planeten enthüllt; die Embryogenie, welche das Fortschreiten des menschlichen Organismus während der dunklen Periode seiner Bildung im Mutterleibe erzählt; die vergleichende Anthropologie, die das Daseyn der menschlichen Rassen an das Leben der Erdkugel selbst anknüpft; die Physiologie des Gehirns, welche die materiellen Functionen dieses Organs mit der Entwicklung der Seelenvermögen in Verbindung setzt — all' diese Wissenschaften müssen fortan ihr gewichtiges Licht über das Studium der Civilisation ausströmen.

Von einem gewissen Standpunkte aus betrachtet ist unser Werk bloß die erste Anwendung der Naturwissenschaften und die Philosophie der Geschichte: weit entfernt, eine solche Auslegung zu verwerfen, würden wir uns vielmehr Glück wünschen, wenn wir in diesem Buche eine Reihenfolge von Nachforschungen angebahnt hätten, welche bei gehöriger Leitung — wenn wir uns nicht sehr täuschen — zu den unerwartetsten Entdeckungen führen mußten. Bis jetzt hatten die ernsten Wissenschaften eine andere, die eines Tages zur Vervollständigung ihrer Aller dienen sollte, gänzlich bei Seite gelassen — wir meinen die der Vergleichung der Thatsachen. Schon jetzt glauben wir als Frucht gewissenhafter Studien folgende Wahrheit aussprechen zu dürfen, zwischen dem physischen und geistigen Universum findet eine innige Wechselbeziehung Statt; ein gemeinsamer Plan bezeichnet zum Voraus die Richtung der menschlichen Gesellschaften auf dem Wege der Materie in den organischen Combinationen des Lebens, woraus schon von selbst folgt, daß die, wenn auch unvollständige Kenntniß der Naturgesetze auf die Kenntniß der Gesetze der Geschichte wie der Civilisation ein helles Licht werfen muß.

Digitized by Google

Die Kühnheit dieser Ansichten wird ohne Zweifel mehr als Einen Einwurf herausfordern. Dieser Vorwurf ermangelt jeder ernsten Begründung: die unumstößlichen Wahrheiten der Wissenschaft, der Moral, der Religion wie der Philosophie haben im Anfange gleichfalls als Systeme begonnen, und es bedurfte der Probe der Zeit und der Beistimmung der intelligenten Majorität des Menschengeschlechtes, um ihnen den Rang anzuweisen, den sie heutigen Tages einnehmen. Es gibt noch einen andern anscheinend verwundbaren Fleck, auf den die Kritik ihre Angriffe richten wird: man wird einwerfen, daß die Naturwissenschaften weder in ihren Prinzipien so stabil, noch auf ihrer Bahn so weit vorgedrungen seien, daß man ohne Gefahr einen Gesammtbau moralischer und historischer Gesetze auf sie begründen könne.

Dieß Alles hat vielleicht den äußern Anschein für sich, ist aber dennoch falsch; es ist nicht wahr, daß die Geologie, die Embryogenie, die Physiologie des Gehirns und die philosophische Medicin bis jetzt bloß zweifelhafte Neuerungen darbieten. Die solche Sprache führen, haben jene Disciplinen meist gar nicht studirt, und man muß sich doch — wie überall, so auch in der Wissenschaft — dem Lichte erst nähern, wenn man dadurch erleuchtet seyn will. Nur strenge Auswahl hätte hier vor dem Irrthume bewahren können, denn unter den wissenschaftlichen Errungenschaften unsers Jahrhunderts sind alle diejenigen, die durch ihre Unabhängigkeit oder Bizarrerie mehr oder weniger dem Gebiete der Hypothesen verfielen, in neuerer Zeit wieder aufgegeben worden, und wir haben von den großen Gesetzen der Naturgeschichte bloß diejenigen aufgenommen, die schon bei ihrer Geburt die glänzende Bestätigung der Thatsachen für sich hatten. Man sieht also, daß die Elemente zur Aufklärung der Geschichte der Civilisation durch das philosophische Studium der Wissenschaften wirklich existiren, und daß es sich nur darum handelt, dieselben nun auch in Anwendung zu bringen.

Diese allgemeinen Ideen wurden vom Verfasser in einen bestimmten Rahmen eingeschlossen, in den der Stadt Paris. Die Formation einer großen Stadt gibt uns ein Bild von der Gestaltung jeder menschlichen Gesellschaft: beide bestehen aus Kreisen, die sich mehr und mehr concentriren, ohne daß sie die großen Gesetze der Wechselbezüge innerhalb der Reihenfolge paralleler Thatsachen irgend veränderten, nur daß der Geist in einem verengten Horizont, dessen Grenze er sich selbst festsetzt, um so schärfer entschieden wird. Aus diesem Grunde scheint Paris, dieses Haupt europäischer Civilisation, diese Welt im Kleinen, ein glücklich gewählter Boden, um die Umrisse und Hauptzüge der Idee darin niederzulegen.

Der Verf. macht darauf aufmerksam, wie er die scharf gesonderten Abschnitte, welche in Paris bestehen, nicht weiter verfolgt

Digitized by Google

habe, da er sich lieber eine geistige Geographie entwarf, bei der er mehr die Ordnung und logische Verkettung der Thatsachen, als die Erfordernisse des Municipalregiments im Auge behalten konnte. Wenn er statt von der Cité, dem eigentlichen Centrum von Paris, von dem Jardin des Plantes ausging, so geschah dieß, weil die Civilisation, deren Verlauf man in unsern großen Städten verfolgen kann, mitten in der Natur und im Reiche der Thiere — mit der wilden Menschheit angefangen hat. Aus diesen niedrigen dunklen Lebensregionen ist das Menschengeschlecht im Laufe der Zeit hervorgegangen; durch den raschen Verlauf seiner Fortschritte hat es das Thierreich hinter sich geworfen, um trotz seiner ursprünglichen Gebrechen, von denen es die Civilisation wenigstens theilweise geheilt hat, bei einem größeren, höheren Ziele anzulangen. Indem wir diese Reihe von Instituten, worin die Hauptstadt alles Elend des Leibes und der Seele in der Absicht der Heilung concentrirte, an unsern Augen vorüberziehen lassen, folgen wir zugleich dem Gange des Menschengeschlechts durch die Tiefen des Blödsinnes, die Finsternisse des Irrsinnes, das Schweigen der Taubstummen, die Unbeweglichkeit der blinden Natur, kurz als jene alten Krankheiten, die zwar noch heute, aber nur noch als Ueberreste, als aufgesparte Ueberbleibsel auf dem Erdboden existiren. Sogar bis auf die Begräbnißplätze können wir das Bild des natürlichen Zustandes des Menschen vor der Civilisation, worin er von Geburt an gleichsam von einem Leichentuche umschlossen war, verfolgen. Die Vermischung der Geschlechter, in der Kindheit sich selbst überlassen, gab den Ausgangspunkt für die menschlichen Rassen. So hat der Verf. überall sein Augenmerk auf das Wesentliche und Nothwendige gerichtet, und läßt das Zufällige entweder unbeachtet oder zeigt, wie es jenen Namen mit Unrecht trage und in inniger Verbindung mit dem Nothwendigen stehe.

Ohne den administrativen Theil unserer großen öffentlichen Etablissements zu vernachläßigen, sagt der Verf., haben wir auf diesen Schauplätzen der Thatsachen doch vorzugsweise einen Gegenstand für wissenschaftliche und moralische Studien gesucht, indem wir aus Veranlassung der Irrenhäuser eine Skizze der Geschichte und Behandlung der Geisteskrankheiten entwarfen, beim Taubstummen-Institut den Ursprung der Sprache und bei den Eisenbahnen den Einfluß des Dampfes auf die Beziehungen und die Geschicke der Nationen abhandelten. So betrachtet wird Paris zu einem wahrhaften philosophischen Lehrkurs. Zu diesem Zwecke mußten wir uns mit den Vorstehern unserer hocherleuchteten Institute in Verbindung setzen, denn ein Menschenleben hätte nicht genügt, um aus eigenen Kräften die lange Reihe von Beobachtungen zu schöpfen, auf denen man in der Medizin, in der Physiologie,

Digitized by Google

in der Naturgeschichte wie in der politischen Oekonomie eine, wenn auch nur einigermaßen logische Ordnung von Kenntnissen zu begründen pflegt. Unsere Schritte wurden besonders von Seiten der Aerzte mit einer unerhörten Zuvorkommenheit aufgenommen: Männer, gereift in achtungswerthen Specialitäten, haben sich beeifert, die Schlüssel der Wissenschaft in unsere neugierigen Hände niederzulegen, und es ist uns eine hochwillkommene Pflicht, im Verlaufe dieses Werkes die Namen derjenigen zu verzeichnen, welche die Früchte ihrer emsigen Forschungen uns mitzutheilen nicht verschmäht haben. Während wir aber die Arbeiten unserer Zeitgenossen wiedergeben, waren wir fortwährend bemüht, mit eigenen Augen zu sehen und unsere eigenen von den schon vorhandenen Ideen frei zu machen; eben weil wir von einem anderen Punkte des philosophischen Horizontes ausgingen, ist es eher möglich, daß wir in den abstrakten Beziehungen der Dinge gewisse Naturgesetze entdecken mochten, die seither von den Gelehrten entweder vernachläßigt oder nur flüchtig betrachtet worden waren.

Von den zwei Arten der Geschichtschreibung, der erzählenden und der erklärenden, wählt der Verf. die zweite. Paris wird dabei nicht nur als Schauplatz der Ideen, auch als interessante Bühne für die Sittengeschichte dargestellt, eine Ueberschau der Totalität von Paris wird geliefert. Vermöge ihrer geographischen Lage und ihres weit ausgebreiteten Handels strahlt diese Hauptstadt über den ganzen Erdball: mehr aber noch als durch alles Andere imponirt sie dem Fremden durch ihr geistiges Ansehen, denn Paris ist nicht bloß eine Stadt — es ist der Thermometer der Civilisation. Wollen wir wissen, wie es mit der menschlichen Intelligenz im neunzehnten Jahrhundert steht, so brauchen wir uns bloß umzusehen. Alles was denkt, was glaubt und nachforscht, besitzt in seinen Mauern seine Institute und Monumente: die Intelligenz hat hier ihre Akademien, der Glaube seine Kirchen, das Studium die Bibliotheken, die Kunst ihre Museen und die Schulen sorgen für die Ausbreitung der Intelligenz; was in den höheren Regionen von Paris gedruckt und gesprochen wird, wird alsbald an den vier Enden der Welt wiederholt, und die große Stadt umfaßt als lebendige Encyklopädie sämmtliche Wissenschaften in ihren öffentlichen Instituten. Im Palaste der Thermen repräsentirt sie den Ursprung unserer Geschichte — im Observatorium umarmt sie den Himmel — auf der medizinischen Schule behandelt sie die menschliche Hülle; das Collège de France ist so zu sagen das Laboratorium der die Welt beherrschenden politischen und literarischen Ideen. Von Tag zu Tag erweitert sich der Gesichtskreis für das leibliche wie für das geistige Auge. Paris gibt das Signal zu allen großen Entdeckungen, die das Antlitz der Nationen verändern, und wenn

Digitized by Google

es dieſelben auch nicht erfindet, ſo macht es doch immer den Anfang mit deren Anwendung, und erſt von dieſem Tage an gewinnen jene Entdeckungen einen geiſtigen Werth für die Welt. Durch die Eiſenbahnen wird Paris wie jetzt ſchon Brüſſel, ſo in Kurzem auch Wien, Berlin, Petersburg, Cadix und Rom berühren; die Telegraphen werden eine Idee in kürzerer Zeit durch ganz Europa verbreiten, als früher und noch im ſiebzehnten Jahrhundert ein König von Frankreich bedurfte, um ſich vom Schloſſe der Tuilerien nach ſeinem Parke zu Fontainebleau zu begeben.

Von allen Büchern, die je des Menſchen Hand geſchrieben, iſt Paris für das Studium das allerintereſſanteſte, denn ſeine Geſchichte iſt faſt allein ſchon eine Geſchichte von Frankreich; ſeit den hölzernen Mauern und Hütten, mit denen das Schickſal dieſer Stadt auf der Inſel der Cité begonnen, bis zu den neueren Bauten bietet Paris eine fortlaufende Kette des Niederreißens und des Wachsthums: die barbariſchen Heere ziehen in ſtarrer Verwunderung an dieſer alten hölzernen Stadt vorüber, die ſich allmälig in Stein verwandelt. Paris ſtellt ſich dem erſten Blick als eine compacte homogene Maſſe dar; gleichwie man aber beim Nachgraben in den Eingeweiden der Erde von Schichte zu Schichte die von der Hand der Natur aufbewahrten Ueberreſte immer älterer Formationen entdeckt, eben ſo könnte man bei tiefem, gewiſſenhaftem Studium der verſchiedenen Lagen die Ueberbleibſel mehrerer älterer Geſellſchaften unter der jetzigen Oberfläche des Pariſer Lebens nicht verkennen. Die den einzelnen Einwohnerklaſſen eigenthümlichen phyſiologiſchen Charakterzüge bilden für das geübte Auge eben ſo viele beſtimmte Raſſen, die ſich zwar berühren, aber nicht vermiſchen; jedes Jahrhundert der Civiliſation hat ſo zu ſagen in einem Stadtviertel ſeine Spur und ſeine lebenden Ueberreſte niedergelegt, und das Geſetz der Geburten, der Heiraten, der Sterbefälle, der leiblichen Schwächen, des fehlerhaften Körperbaues und ſonſtiger Urſachen zur Befreiung vom Waffendienſte iſt keineswegs für alle Arrondiſſements das gleiche. Die Nationalökonomen, die durch allgemeine Berechnungen auf ſo heterogene Theile zu wirken verſuchten, ſind ſämmtlich zu völlig nichtigen und irrigen Reſultaten gelangt, denn man muß nothwendig die Elemente der Pariſer Bevölkerung von einander trennen, und ſtatt in Paris eine einige, aus derſelben Klaſſe von Ergebniſſen in Bauſch und Bogen hervorgegangene Stadt zu ſehen, werden wir in den unteren Klaſſen weſentliche Züge anerkennen müſſen, worin ſich der primitive Charakter der Bevölkerung kund gibt. So werden uns dann die verſchiedenen Quartiere in dem Maße, als der moraliſche Zuſtand ihrer Bewohner an's Licht tritt, eben ſo viele Gradationen anzeigen, welche die Pariſer Bevölkerung vor Erreichung ihres Mannesalters

Digitized by Google

durchzumachen hatte, und die relative Gestalt der Behausungen, der Zustand der Sitten und Erkenntnisse in Verbindung mit den Charakteren der menschlichen Organisation, die Ungleichheit der physischen wie der geistigen Entwicklungen sind lauter seither vernachläßigte Denkmale, welche allein die Statistik auf ihre wahren Grundlagen zurückzuführen vermögen.

Die Arbeit des Verfassers besteht darin: das Profil der Pariser Civilisation in seinen Hauptzügen vom religiösen, moralischen, wissenschaftlichen und industriellen Standpunkte in gedrängtem Zusammenhange zu schildern; die Plane der Administration der Prüfung zu unterwerfen, das intellectuelle eben so gut wie das monumentale Paris in dem Rahmen einzuschließen und nöthigen Falles bei der Statistik der Beobachtung und der Physiologie Belehrung zu holen. Das Interesse ähnlicher Forschungen bleibt nicht bei den Mauern der Stadt Paris stehen; ganz Frankreich ist dabei betheiligt, daß Paris stark und aufgeklärt sei und materiell gedeihe, denn von dort kommt ihm seine Macht, und eine Stadt wie die genannte ist überdieß vor der Zukunft verantwortlich. Die Oberfläche von Paris hat sich schon mehrmals erneuert; unter seiner modernen Hülle findet man gleichsam als fossile Ueberreste jene alten Formen, die es allmälig angenommen und wieder abgelegt hat, bis es sich von Jahrhundert zu Jahrhundert fortschreitend, seinem jetzigen glänzenden Zustande nähert.

Für den Verfasser dieses Buches verknüpft sich noch ein nationales Gefühl mit dem Gegenstande, den er behandelt. Als Pariser Kind liebt er die Hauptstadt, weil er Frankreich liebt. Seine Augen waren kaum geöffnet, als er wie im Traume die äußere Majestät der großen Stadt, die er seither nie mehr verließ, aufgehen sah; in der alten Vorstadt Saint-Antoine, mitten unter den Klöstern und Fabriken — dem alten und dem neuen Paris — zur Welt gekommen, hat er sich für die Luft seiner Geburtsstadt eine nie erlöschende Sympathie erhalten. Dieß war im Jahre 14: seine Wiege schwamm auf der Sündfluth, welche Frankreich damals bedeckte, und wie diejenigen Söhne die Mutter am innigsten lieben, welche sie unter Schmerzen geboren hat, eben so hängt sein Herz nur um so inniger an der historischen Stadt und dem Vaterlande.

Die Gegenstände, welche in den vorliegenden zwei Bänden behandelt werden, sind der Jardin des Plantes — das zoologische Museum, die Zukunft der Thiere — das anthropologische Museum — das Fortschreiten der Menschenrassen — die Irrenhäuser, die Findelhäuser und die Taubstummen.

(Der Schluß folgt.)

Digitized by Google

Anzeige-Blatt
für
Wiſſenſchaft und Kunſt.

Nro. CXXI.

Acht ungedruckte Briefe Johann Kepler's.

Nach den in der k. k. Univerſitätsbibliothek zu Gräz befindlichen Originalien herausgegeben vom Bibliothekar Joh. Krausler.

R. D. P. Joanni Gulden, Soc. Jesu Professori Mathematico in Academia Graecensi D. amico meo.

Grätz.

Reverende et doctissime Vir, schedam D. T. inclusam literis R. D. I. Deckerii libenter legi. Et quidem proxenetis ad contrahendam amicitiam non videtur opus esse inter eos, quos Creator deus ad publicum spectaculum motuum coelestium creaturarumque omnium invitatos coegit, in qua panegyri se mutuo contuentur. Dioptricorum exemplar habeo unicum, unde curavi per vestrae soc. homines locum fidei causa excribi. Scriptus est liber anno MDCX Electore Coloniensi Pragae praesente, cui ante discessum oblatus est, impressus anno MDCXI.

Grätium venire opto potius, quam cogito. Nam ultroneus adventus polliceri aliquid videtur, quod mihi in animo non est polliceri. Et superiori anno bis iter feci, diu abfui, non sunt molestandi amplius patroni, sed salarium, quod ab ipsis habeo magni faciendum, quia a Caesarianis contra quidem Caesaris mandata in sol'. . . . deseror, ut per eos mihi meisque fame perire liceat.

Tu si de hac desertione loqueris, meam vicem te dolere significans, salva res est; sin aliud quid subsumendum, in sollicitudine me constituis, quid illud sit.

Sane, si de re nummaria agitur, etiam Grätii deglubitus sum, contra mandata Ser^mi Regis, sed id dudum. Cum omnes meos libros, omnes Brahei, meis comparatos sumptibus, obtulerim; cum saepe audissem, decreta mihi honoraria: favoris Archiducalis testimonia, nihil tamen unquam est mihi numeratum. At contra vicesimae bonorum a discedente exactae, a privignae bonis postliminio repetitae, et frustra annitente P. Deckerio, frustra extortis mandatis revocatoriis ad hanc usque diem sine ulla spe retentae.

Vale et aures praepara audiendae Harmoniae coelesti. Nam valde angor de raritate auditorum, id est lectorum intelligentium. Lincii 16. Martii 1618

R. D. T.
Off.

J. Kepler.

Digitized by Google

Reverendo Viro, D. Paulo Gulden, e Soc. Jesu Sacerdoti etc. Domino observandissimo.

Wien, im Jesuiter-Collegio.

S. P. D.

Reverende vir! In hoc agone computationum laboris continui et taediosissimi non mediocriter sum recreatus lectione Tuarum. Ut igitur Tui et occupationibus parcam, parcus ero verborum; nec enim ignorare me sinit circumstantia temporis, quae nunc Tu construas, quae dissolvas problemata.

Harmonicorum et Mysterii exemplar accipe ex mei tabellarii manu; absit, ut praeter Αγγελεῖον quantulum videbitur, quicquam vel ego a vestratibus, vel meus ille abs R. D. Tª. pretii accipiat. Quinpotius hoc abs Te vicissim officii peto, ut primum atque P. Queco quid literarum transmiseris, ei significes, Te, qui donationis ab illo factae mihi fuisti interpres, nunc etiam mei αντιδωρον sequestrum a me esse exoratum.

Est vero cujus me peropportune commonefacit hujus libelli facta mentio. Dedicatum vides corpori Procerum Styriae; exemplaria dedicationis factae causa, comitiis anni 1623 cum transmisissem offerenda, jam comitia erant dissipata. Suasit igitur amicorum unus, ut dedicationis hujus memoriam ea forma renovarem, quam a me vides attentatam in praefatione Prognostici hujus anni. Consilium hoc male cessit; causa penitus inopinata planeque accidentaria, quam cupio aeterno silentio sepultam. Itaque Mysterii exemplaria nuda sine Calendario praesentata sunt comitiis nuperis, res ad D. D. Ordinarios remissa. Illi, ut e fide dignissimis accepi, decreverunt honorarium luculentissimum, jamque promissio de transmittendo facta est per D. Abbatem de Rein. Ne igitur ὑποκλοπτι lateat fallaci obductum cicatrice, et ut bene cepta suum sortiantur exitum, Illustrissimus Comes Trautmansdorffius epistola brevicula commendatitia ad D Abbatem praedictum facillime efficeret, si abs R. D. Tª. proximo congressu per ocium a gravioribus sollicitationibus ad hoc permoveri posset. Exemplar pro Ill. Gentᵉ Sua expectat eius adventum Graetium apud M. Maulium, mei negocii gestorem ibidem.

De Evangeliis quod consilium suppeditas, in prae ipuae benevolentiae signum accipio. Parebitur. Nec enim hujus temporis consilium fuit illa varietatis affectatio, sed pertingit ex annis superioribus. Etenim cum me quam paucissimis expedire studerem, commisi puero transscriptionem omnium, quae ex Calendariis annorum superiorum jam exoletis manere poterant. In iis igitur fuerunt et Evangelia. Quod affectationem Theologiae notas. Rem tenere Te puta; non satisfaciebant mei 5. Maji, 16. Junii, 18. Augusti. Illos igitur docendos quasi, aut monendos censui. Sed tunc iis solis scribebam, et florentibus, qui tamen, ne nunc quidem humiliati, jam concoquunt illa 14. Jan., 10. Mar., 24. Mar., 14. April, 4. Aug.; 17. Nov. et alibi passim latrant ieti (uti putant) 21. Jan, 3. Mar., 7. Apr., 26. Mai, 24. Jul., 4 Aug., 22. Sept. Quanto aequius est, me vereri Vos, quos Deus tot victoriis omnium arbitros constituit. Redeatur igitur ad Notationes usitatas, quae, si me non extra culpam, quam nullam invenio, certe extra suspicionem culpae constituent.

De Rudolfinis pauca. Si motus medii etc. Apheliorum valere debent illi, qui observationes Braheanas nostri temporis ad unguem, Ptolomaicas vero paucas, quam propinquissime datur, exprimant, jam confectas affirmo Tabulas et ad imprimendum paratas.

Digitized by Google

Earumque effectus est iste, ut ad certum temporis momentum, quod est ante initium Annorum Christi 3992 et quantum de 3993 currit a 24. Julii (die Lunae sole oriente in India) ad finem anni; ad hoc, inquam, momentum exhibeant Ap. ☉ in ♈. Motum ☉ medium in ♋. Ap. ☽ in ♎. Caput Draconis in ♋ et ♂ ☉ ☽ veram in Africa, unde (si tibi licet hoc passionis tempore ingruente videre) datur intelligi, unde Chuso Chamitae posterisque sua nigredo. Motum medium ♄ in primo decano ♎ extimi, intimi ☿ in primo decano ♈ opposito, reliquorum 4 intermediorum in locis intermediis, ♃ in primo dec. ♐, ♂ in primo decano ♋, terrae in principio (ut oppositum in ☉) ♑; Ap.) [1] ♀ in primo decano ♋, Ap. ♄ in fine ♌, ♃ in fine ♋ ♄ [2] in medio ♉, ☿ in ♎ ☿ ♌. Qui potest articulatiorem et simul concinniorem in articulis singulis invenire dispositionem initialem (dico et historia magis consentaneam) faciat. Deest tamen hoc 1. quod ♄ ♃, ♂ ☿ ☿ quinis, denis, senis, octonis gr. puncta cardinalia superant, 2. quod in locis Apheliorum 3 nulla concinnitas, 3. quod observationes fere singulae siugulorum ex quinque. sz tamen ☿ et ♀ plusculae, habitae 400 annis ante Ptolomaeum, non ad votum attinguntur, et in ♂ differentia est $1^{1}/_{4}$ gr. 4 Quod caput est, quaeque hoc ipso tempore mea crux est et flagellatio, ut nulla arbitraria mihi sit opus. Testantur observationes Regiomontani, Waltheri etc. satis copiosae nec incertissimae hanc motuum mediorum aequabilitatem saecularem minime locum habere ante annos 170, 160, 150 etc. 120. Quod est ακροάσμα omnibus Mathematicis, quotquot hactenus fuerunt, auditu absurdissimum. Hic tentare circulos, quibus infinita volvantur saecula, cum habeamus unius solius Waltheriani testimonium, labor est invisus et poenitendus. Ut nesciam profitenda sit haec anomalia propter candorem et posteritatem, an occultanda, ad tuendam existimationem artis contra audaculos imperitiae lenones et popularis inscitiae palpatores scepticos. Et sum ad imperia accipienda de editione paratus in utrumque. Sed hoc scito, si Caesari exhibendum opus, parturiant montes, nascetur ridiculus mus. Ex carro chartis viginti amplius annorum onusto, paucissimae pagellae rem exhibebunt. Facio enim professionem brevitatis Tabularum et laboris computandi, et ad velandum supellectilem tam curtam cogito publice provocare omnes, qui rem eandem brevius, seu perscribere, seu computare possint.

Vale tandem et ignosce promissioni brevis scripturae fallaci. 24. Martii 1624. Lincii.

R. D. T.

(Die Namensfertigung iſt weggeſchnitten.)

S. P. D.

Reverende Pater, fautor observande! Domum reversus 22. Augusti ex itinere suevico, quod eram ingressus 15. Aprilis, literas abs D. T. monitorias inveni, scriptas 24. Junii, quibus mentio fit prioris alicujus epistolae, quae neque ad me, neque ad meos perlata fuit. Petis exemplaria mei Hyperaspistis. Mira mea infoelicitas, qui suasorem libri scribendi, ne petentem quidem, post quatuor jam ab editione menses, juvare non possum. Hanc ego mutuorum officiorum perturbationem tanti facio, ut prolixe censeam excusandam expositione historiae itineris mei, ne quid ex ea neglecta existat offensionis.

---

[1] Ap. fehlt im Original.
[2] Statt ♄ ſollte ſeyn ♂.

Digitized by Google

Nosti, quibus mandatis ad urbes imperiales instructus post Cal. Jan. Vienna discesserim. Caeterum, cum vererer id quod res erat, ne Noriberga tergiversaretur, interventu actionis Principis Eggenbergii cum Legato Noribergico sic conventum fuit, ut ego Lincii responsum Noribergensium exspectarem. Id erat recusatorium, potitusque eo sum mense Februario. E vestigio retuli ad Praesidem Camerae, adque D. Rechpergerum Sed ille nihil, iste primo quidem hoc rescripsit, mirari Principem Eggepergium, quod secus quam sperasset eveniat: itaque dispiciendum esse, ut aliunde mihi de summa Noribergensi satisfiat. Dum igitur novam ego assignationem expecto, Martius abiit: cognitoque D. Praesulem de Crembsmünster Praesidem brevi affuturum Lincii, ejus adventum ratus sum expectandum, interimque pluribus rem meam egi apud D. Rechpergerum. Simul itaque et Praeses affuit, et literae D. Rechpergeri secundae mihi sunt redditae, quibus certiorem me fecit, et Caesarem et Principem Eggepergium respondisse curaturos se, ut Noribergenses petitioni Caesaris de summa mihi commodanda, diutius non refragentur. Igitur collocutus ea super re cum D. Praeside, et negocii cura uni curialium cameralium relicta, iter sum ingressus, Augustam versus. Primam ibi moram injecerunt Officiales Quaesturae Imperialis, qui recusarunt Quitantias ad Campidunos, Memminganos et Noribergenses, uti erat ipsis imperatum mihi tradere. Itaque recurrendum mihi fuit ad Cameram, transmisso libello supplici per eos ipsos Officiales, qui spem responsi fecerunt, intra mensem Augustam transmittendi. Ego interim profectionem ad Campidunenses et Memminganos suscepi: cumque mandatis Caesaris redditis promptos invenirem ad parendum, fretus ejus pecuniae fiducia, cepi cum papyrariis ejus loci agere, deque papyro prospicere Neque tamen confici poterat negocium pecuniarium, nisi Quitantia Augustana expedita. Ut igitur quod reliquum erat temporis bene collocarem et sine magno sumptu: contuli me ad curam corporis et scabiei molestissimae, quam Vienna adduxeram, usus acidulis Göppingensibus apud sororem, quae in illa habitat vicinia. Ex illo loco Francofurtum scripsi petens exemplaria Hyperaspistis et Logarithmorum, et responsum, quisnam Supplementum Chiliadis de usu columnarum singularum et junctarum, quod Viennae et Lincii adornaveram, Tuos in eo secutus hortatus, quis id, inquam, sumpserit excudendum. Scripsi 11. Junii, quippe cum nec Tubingae, nec Stuccardiae exemplaria venalia interim comperissem. Caeterum magno meo dolore factum, ut nullum mihi responsum afferrent celeres; quorum statio vicinissima erat loco commorationis meae. Postquam vidi spem meam responsi Viennensis propediem Augusta recipiendi, eludi: abrupto acidularum usu Erbachium supra Ulmam accurri ad Vicecancellarium Imperii D. ab Ulm; eum narratis impedimentis meis permovi, ut ad D. Praesidem Camerae scriberet, remoras istas intercessione sua amoliretur. Id ita factum: scriptum ad eius intercessionem, alterum mandatum ad Officiales Augustanos die 12. Julii transmissumque ad ipsum Erbachium, qui id mihi tradi curavit Ulmae 24. Julii. Eo recepto, negocium pecuniarium Campiduni et Memmingae confectum fuit, quamvis absente in thermis altero Officialium Augustanorum, nec praesente illa Quitantia. Viderunt enim urbes, se illa potituras ad primum absentis reditum. Ulmae nullum exemplar Hyperaspistis; Augustam igitur scripsi ad Sebastianum Miller, qui unum mihi transmisit Ulmam, nec plura petii, ratus inventurum me exemplaria Noribergae, quorsum me jam statim accinxi quamvis ne ad illum quidem Senatum instructus Quitantia, quippe adhuc absenti Officiali Augustano. Primum id exemplum vidi Hyperaspistis mediocri diligentia excusum, nec adeo multa errata, quantum properanti

Digitized by Google

lustratione consequi potui. Relictum ad Ulmae hospiti et amico viro doctissimo in omni philologia. Noribergam veni 7. Augusti. Ibi reperi alterum mandatum, seu potius petitionem Caesaris ad Noribergenses scriptum 13. Maji quod meum adventum expectabat apud amicum, uti constitueram. Caeterum infoelix et inauspicatus fuit meus adventus et epistolae Caesaris exhibitio, quippe eodem ipso tempore Princeps a Waltstein seu Fridland ad 100 millia, ut ajebant, extorserat, pecuniae partim praesentis, partim promissae, uti se suosque subditos tutos et immunes de caetero praestarent ab exercitibus Caesarianis transeuntibus. Itaque perstant illi in se Caesari excusando. Literas, quas scripserunt ad Caesarem, transmittam, ubi primum comperero, ubi Caesar commoretur et Camera. Noribergae literas Francofurto nullas, fasciculum exemplarium nullum, venale Hyperaspistis unicum 40 cruciferis redemi, mecumque Lincium attuli, quod ipsum tamen ad Te transmitterem, si te nullum penitus Viennae conspexisse autumarem. Ibi venalem typographiam, venalem et operam typographi mariti non maritu deprehendi, parati ad me Lincium descendere, typographiam sarcire, literas colligere, impressorem alere, si noster Lincianus, ut constituit, discessurus est Ita voluntati Caesaris et de loco impressionis plene satisfieret, ut jam porro nihil nisi pecunia desit. Nam suevica in papyrum impenditur: nec transferri jam alio, dividive potest, re semel constituta. spe alterius Noribergensis in caeteros sumptus accessurae. Lincium reversus die supra scripta, tandem Francofurto accepi literas responsorias ad eas, quas $^{1}/_{11}$ Junii eo miseram; sunt autem datae $^{13}/_{23}$ Julii. Ait se primis illis nundinis, quod dolendum, non 100 exemplaria distraxisse nec ab eo quemquam quicquam eorum petiisse sibi transmitti; fasciculum exemplarium Logarithmorum Chiliadis, quod ad me mitti velit Landgravius, sese retinere ob pecunias adjunctas, ne ea periclitentur; habere se et libros ex Anglia ad me spectantes Briggii Arithmeticam logarithmicam fol. et 30. Baisbridge Sphaeram Procli graecolat. in 4to. Ejus literas ad me praemisit. Scriptae sunt 24. Febr. styli veteris Oxonii, ubi medicinae doctorem et astronomiae professorem Savilianum se scribit. Ait, novisse se illam Sphaeram Procli, mihi non notam, has vero (Hypotheses Ptolemaei, librum accessorium) nondum mihi visas putare, Ptolomai scilicet δευτερας φροντιδας Visurum me hic meae Hypotheseos latitudinum πρωτοτυπον et explicat particulatim ex meis commentariis de Marte. Itaque gratulatur mihi de consensu cum Ptolemaeo jam seniore. Magna res, nisi recentior aliquis praestigias mihi offundit, sub nomine Ptolemai jam senioris latitans. Sed ad Francofurtenses literas revertor. Pollicetur, cum primum resciverit, me Lincium esse reversum, se omnia ista una cum 30 exemplis Hyperaspistis convasata ad praesentes jam nundinas Bartholomaeanas transmissurum. Ad eum vero et Ulma et Noriberga scripsi, me in reditu esse. Scit itaque, necdum tamen comparet promissa merces. Adjunxit autem et literas Langravii Philippi, qui promittit Chemlinum Marpurgensem et Supplementum de usu per hanc aestatem impressurum et venale habiturum nundinis autumnalibus, etiam typos numericos apicatos fusurum, sed conditionem addit, si tempori submittatur titulus, dedicatio, appendix, index, infoelici errore, sunt enim istae partes Hyperaspistis, et scripseram ego Vienna ad utrumque typographum de iisdem, eo consilio, ut uter literas meas prior nanciscetur, is alterum admoneret. Ecce fatum. Admonebo illum primo quoque tempore, si forte processerit interim typus. Titulum non habet supplementum Chiliadis, dedicatio nulla erit, nisi ad Philippum Landgravium Hassiae, ut Chiliadis ipsius. Appendix nulla sequitur, sed haec

Digitized by Google

ipsa est appendix ad Chiliada. Index est ipsa Chilias, stupide. Sed ita est, si cui res est cum idiota. Habes, quantum habeo ipse; necdum tamen habes quicquam Toleremus. I[n]terim. hoc moneo, si R. P. Nigronus (cui salutem officiosam adscribo) exemplaria in Italiam mittet, non incommode illum ea, quae Augustae puto reperiri, Mediolanum directurum, ut sumptibus vectoriis et tempori parcatur. Saluto et R. P. Quecum. Sed obsecro omnes ex Vestra Societate, miserrimum Erasmum Starembergium, benefactorum meorum Coryphaeum, qui nunc jactura . . . . . (Das Uebrige fehlt.)

(Dieſer Brief iſt, mit Ausnahme der bemerkten Stellen, nicht eigenhändig von Kepler geſchrieben.)

S. P. D.

Reverende et Clarissime Vir, tandem quarto Decembris accepi exemplaria Hyperaspistis 23, Logarithmorum 10, Supplementi duo sola. Etsi igitur R. D. T. scripsit, se jam emisse mitto tamen Hyperaspistis quinque, de quibus rogo unum transmittat ad D. D. de Stralendorf, duo D. D. Commissariis meis, S. C. M^tis personae medicis D. Gisberto et D. Rechpergero, logarithmorum Chiliada habet Stralendorfius, mitto ergo duo pro dictis medicis, unum pro R. D. T^ae Supplementum, rogo, ne e manibus dimittat, quoad plura fuero nactus exemplaria. Unum Hyperaspistis in plicas confractum, quod dudum Ulma ad me transmissum erat, accepisse Te puto opera societatis. Et solverunt quidem pro eo Lincenses cerevisia mihi sine pretio data.

D. D. Rechpergerus liberalissime pollicetur de 2. Novembris. Rogo R. D. T. currentem incitet. Ad hanc usque diem durant impedimenta typi, quae molior perrumpere etiam cum impendio bonorum tutelarium liberorum meorum ex priori matrimonio. Papyrum tamen rebus ita stantibus Ulmae reliqui si forte Caesar conditionem impressionis hujus Austriam mihi remittat. Sperare me jubent aliqui, si Noribergae locus esset impressionis, habiturum me Senatum illum aequiorem circa 4000 florenos. Etsi ille se quidem excusavit inopia fisci et pactionibus cum exercitu Caesaris. Praeter impedimenta caetera quidam et hoc mihi minitantur, fore ut primo quoque tempore ejiciar rursus e domo Provinciali, quam omnes Proceres, etiam ecclesiastici, communi suffragio mihi concesserunt habitandam. Dici vix potest, quanta hoc conjunctum esset cum jactura temporis propter confusionem bibliothecae chartaceae. Rogo R. D. T., sicubi hujus rei mentio incidat, uti me adjuvet: quod spero facile fieri posse, si vel parum aequis habitatoribus, pars ista domus transcribatur, propter ipsas conclavium conditiones. Advenerunt una Logarithmi Briggii Angli, liber in folio, Is proportionem decuplam metitur numero rotundo, quam ego metior numero 230258 51. Itaque translatio omnium logarithmorum facilis est Nam si mihi 230258.51 fit illi 100000.00 quid mihi 6931472 sequitur 3010300 et ille, cum ad suam unitatem ponat . . . . 0.00000.00000.0000 ad proximum binarium ponit 0.30102.99956.6398, ita crescunt illi logarithmi cum numeris absolutis, sicut et mihi ex chiliade crescunt privativi cum ipsis absolutis semidiametrum excedentibus. Gaudent Neperiani penes me jure praeventionis; nec ullam video commoditatem Briggianorum prae his, praeterquam in capite Supplementi mei octavo: in quo tamen tractantur aliena a Tabulis Rudolphinis. Itaque non est operae novare aliquid in Heptacosiade mea.

Etiam Ptolemaicum graecum libellum, cum caeteris acceptum,

Digitized by Google

pervolvi. Fide dignus est [1]). Instructionem et continet et profitetur, pro mechanices theoriarum fabricatoribus. Profitetur etiam emendationem nonnullorum, quae sunt in opere magno constituta; quae inter licet agnoscere illam Epicyclorum inclinationem fixam, etsi Ptolemaeus de ea in specie nihil moneat lectorem. Inter caetera est etiam hoc, quod inclinationem Martis maximam facit 1.50 cum in opere magno ponitur 1.0, quasi illic unum ν graecum σημαντικὸν excidisset. De hac re vide Epitomes astronomicae librum septimum fol. 930. Cum autem ego prodam inclinationem illam solo semisse scrupuli majorem hodie: hinc ingens momentum accedit argumentis meis contra obliquitatem Eclipticae olim majorem. Jamque paulatim fit aliqua manus suffragantium. Lege Christianum Severini Longimontanum in Astronomia danica; Philippum Landspergium in prima parte Astronomiae restauratae; Willebrordum Snellium in Observationibus Landgravianis et Tychonicis nonnullis, cujus ut et operis ejus Cometici exemplaria bina hic sunt [2]). Sed desino. Valeat R. D. T. Dabam Lincii, 10. Decembris 1625.

R. D. T.

Officiosus
Jo. Keplerus.

Reverendo Patri, Domino Paulo Gulden, Societatis Jesu Theologo, Presbytero etc. Domino fautori honorandissimo.

Wien.

S. P. D.

Reverende D. P. Binas abs R. T. literas accepi per Archigrammateum nostrum, unas 14. alteras 19. Januarii scriptas. Ruborem mihi excitavit mentio operae mihi praestitae in tradendis exemplaribus, dum ea me commonefecit, ausum me id petere abs R. T. ordinis dignioris, quam ut ad ista descendat. Sed recollegi me, nihil hic abs Te tributum personae, sed arti. Gratias tamen ago et artis et meo nomine. Sperō, quos polliceris stimulos apud D. D. Rechpergerum, non fore hac occasione irritos, praesertim, si consensu inter vos inito, Praeses Camerae, Reverendissimus Praesul admoneatur promissionum expressarum, quas hinc discedens testibus praesentibus mihi fecit, de numerandis D. D. Rechpergero 300 florenis de meo salario aulico, pro redimenda mea Quitantia apud illum deposita, ut iis receptis initium typi fieri possit. Utinam Viennae praesens ipse esse possim sine sumtuum et temporis impendio. Praevideo namque pericula, ne D. Praesul, scripto Decreto Camerali ad Pensionarium aulicum, defunctus sibi videatur opera fidemque liberasse, dum interim illud Pensionarii excusationibus patiatur eludi, omnesque, quorum opera mihi absenti utendum est, defatigati, curam extorquendae pecuniae dimittant. Sed insero mentionem hanc, ut praevisa tela minus noceant. Existimo enim, vel Tuis ipsius vel D. Rechpergeri suggestionibus posse D. Praesidem Camerae permoveri, ut aliquid de superfluo faciat ad redimendum tempus, quod caeteris ad Cameram concurrentibus non fit; si nimirum ille D. Pensionario imperet, ut praesente D. Rechpergero, summam hanc deferri curet ad Cameram ipsam aulicam.

---

[1]) Die hieher bezügliche Randbemerkung des Originals: Materia est, quae in Purbachii theoriis, credideris hunc libellum illi lectum, ist von Kepler's Hand.

[2]) Von hier an eigenhändig von Kepler.

Digitized by Google

Quod duos Snellii libros non mitto, causa est, quia Reformationis Commissarii, per D. Decanum et Secretarium ad libros hereticos avocandos subdelegatos, in genere omnium in domo Provinciali habitantium libros obsignarunt, itaque tota mea bibliotheca, exceptis paucissimis libris ad exercitium artis pertinentibus, inde a Prid. Cal. Jan. est obsignata Defertur quidem mihi conditio aperiendi, si ipse velim seligere tradendos, hoc est, si canicula jubeatur unum e catulis prodere. Nam et urit nota servitutis tantae, ut malim astare spectator, et interlocutor seligentibus ipsis, et cum paucos habeam libros, nullus fere est, cum quo non aliquid perdam de studiis meis, propter obeliscos, ungues, manus, flexuras. notas scriptas. Ex Calvinianis vix três habeo, sed contra quos ipse scripsi aut justis libellis aut ad marginem. Quos inter est graeca editio Novi Testamenti in folio, quo nolim pro maximo pretio carere propter varias lectiones. Nam notas et versionem pro paleis habeo, et lituris, ut dixi, Calvinismos expunxi. Sic est de Bibliis germanicis, versione Lutheri, vere meae memoriae promptuario saltem ob chronologica. Unam habeo Postillam Brentii antiquissimam, quam amo ob typos ligneos optimos. Nuper hac de re sum locutus D. Patri Kellero, sperabam ipsum R. Tuae nomine pro me intercessurum, sed praeter spem inveni ipsum asperum et difficilem, et conversationis nostrae navalis in pejorem partem memorem, etsi pacatiorem reliqui, quam adivi. Ajebat, audire se, me docere in occulto. Sentio ergo ipsum suspicionibus forsan et susurronibus variis indulgere. Ego si conditionem docendi ultro offerrem nemo tamen auderet me audire: nemo vellet, cum Tubingenses me publicis typis excommunicaverint, quia Ubiquitista esse recuso, et quia clamoribus ipsorum tribunitiis semper intercessi, odique calumnias et in hostem. Doceo et examino meos liberos, etiam cum Vestra templa frequentant, et doceo ea, quae ad pacem, quae scilicet utrobique communia. Hoc facio ut pater familias, et facerem et sine liberis.

Quam primum resignabitur bibliothecula mea, faxo, ut videas duos Snellii libellos, forsan et habeas. Nam petit eos a me Procerum unus Viennae, ad quem et ipsos et Tuum postulatum perscribam. Briggii vero et Longimontani exemplaria alia non habeo. Etsi Briggii opus ad inspiciendum Tibi commodare sine damno studiorum facile possum, si idoneum nanciscar latorem et relatorem. Sunt ii Logarithmi accommodatissimi multiplicandis in se mutuo numeris absolutis exacte, praestantque vicariam operam Chiliadis meae Supplemento circa finem. Sed nihil in iis tamen invenio, quod commodius inferatur in tabulas, quam sunt ea, quae ego in iis ordinavi.

Utinam brevi nanciscerer observationes eclipsium indicas, aut si quae uspiam extant. Nam fixarum catalogus ultimo imprimetur, fertque moram longiorem supplementis conquirendis. At locorum catalogus praecedit, eaque in parte adhuc mancae sunt Tabulae. Sed nihil me morabuntur promissa eclipsium, si caetera requisita ad typum adsint. Cogito enim, nisi et tibi et cultoribus artis aliter videatur, praeter urbes mediterraneas singulares (quas inter vellem referre omnes academias et omnia et singula Societatis Vestrae collegia) addere ex aliqua mappa universali, periplum partium orbis, aut si consultius et compendiosius videbitur; esto mappula chartacea in angustam contracta, quae sit distincta in meridianos horarios, primum per Huennam, astronomiae Tychonicae sedem et per Romam; coincidunt enim caeteros bipartitos, numerationis versus Orientem adjectoriae, usque ad Japonas et in meridie ultra Novam Guineam, versus Occidentem subtractoriae usque ad fretum Anian, etsi horae

Digitized by Google

ultra 12 exorescunt et hiatum inter Japonas et Anian, interque Novam Guineam et Paxaros insulam. ut sciat computista, sibi non licere transcendere illum hiatum cogitatione itineris continuati, nisi simul mutet numerationem dierum unitate. Quin imo poterit loco talis hiatus servire ipsa ratio explicandi globi in plano, marginesque ejus, sinister quidem versus Occidentem complexus jam antea totam Americam usque ad fretum Anian, dehiscens vero, ubi Guineam Novam et Salomonias antiquitus erat complexus, dexter vero versus Orientem in superiori quidem parte Japonas complexus, versus Meridiem vero procurrens longius ad Orientem, ut complectatur et Manilhas, Salomonias et Novam Guineam. Hoc ideo, ne ulla ex notis Continentibus dividatur inter Orientem et Occidentem, sed ut hoc discrimen potius oceano fluxili permittatur, ut discrimina dierum tenebris noctis interjectae. Jam expecto judicium R. T. et super hac ordinatione superque delectu modorum et quamnam ex chartis geographicis sciat esse omnium optimam.

Si Noribergenses numerassent mihi summam a S. C. M^te^ mihi cessam, jam forte typus talis esset in manibus. Conduxeram enim Tubingae hominem caelandi peritum, et astronomiae cupidissimum. Et is quidem audito Reformationis fervore, imo quod suspicor, audito me spe esse frustratum, me, quod promiserat, Lincium non est secutus: at D. Praesidis nostri D. Comitis ab Herberstorff aequaminitate factum ut D. D. Reformationis Commissarii mihi licentiam impertirentur, alendi homines idoneos, citra religionis respectum usque ad finem operis. Ita nihil nisi sumptus desunt. Sed de Vestra hoc est, de promotorum artis in me benevolentia omnia spero; et cum hoc verbo desino me commendans. Vale 7. Febr. 1626 Lincii.

R. D. T.

Colens

Joannes Keplerus,
Mathematicus.

P. S Etsi Tabularum praecepta non videntur indecore farcienda disputationibus chronologicis propter epocham tamen creationis, quae consentanea occurrit anno ante aeram nostram 3993. 24. Julii H. o. 33. 24. Uraniburgi... eatidem allubescit mihi addere conciliationem numerorum sacrae scripturae. Nam illi 1903, quos anno Nabonassai 124 Callisthenes invenit apud Babylonios incepti ab 104 post diluvium et 4 post terrae divisionem et initia turris conciliantur optime. Est autem prioris illius conciliationis pars ista, in chartis adjectis, quae cum scripturae literam attingat, ut si esset alia aliqua historia, habet tamen aliquid invidiae ex eo, conciliator non theologus. Rogo autem. R. V. legat, censeat, sive ut opinor et opto omittenda. Quin et suppresso authoris nomine tradat Patri Philippo censenda, tantum ut chartae ad me remittantur.

Admodum Reverendo D. P. Paulo Guldin, Societatis Jesu Theologo Presbytero, D. fautori meo colendissimo.

Wien.

S. P. D.

Reverende D. P. Ultimas Tuas, quibus monuisti viderem, quibus libros missos crediderim, accepi, paulo ante conclusionem istam diuturnam urbis nostrae. Ego vero jam tum responsum habui ejus ad quem libros

Digitized by Google

miseram, quo significat, omnes libros in salvo esse. Sic autem disposueram, ut qui ad R. T. spectabant, eos ad manus D. D. Rechpergeri transmitteret, cui R. Tuam familiariter notam sciebam Non est igitur, cur dubitem, quin acceperis. Atque ex iis tres sunt, quibus inscripsi remittendos esse. Sunt autem hi: Logarithmi in folio, Procli de Sphaera et Ptolemaei de Theoriis faciendis, graecolatinus, in 4to, vel 8vo, Landsbergii de Aequinoctiis et cursu solis. Eos igitur expecto. Si R. Tua eos famulo D. D. Rechpergeri tradiderit, eadem via, qua sunt missi, et per easdem personas redibunt ad me.

Ante dies circiter 40 misi libellum supplicem ad Ces. Mtem, ac cum non liceret citra suspicionem praesidii urbani alias scribere literas, libello inscripsi, ut daretur et R. Tae inspiciendus.

Ex ea voluntatis meae significatione intellecturum Te speravi, Tibi quoque patrocinium operis et promotionem postulatorum meorum commendari. Miro fato impedior, aliis super alios casibus ingruentibus, nulla mea propria culpa. Sed caput et origo omnium impedimentorum est hoc, quod cum Sae Cae Mti electionem loci proposuissem, Mtas Sua pro Imperio Austriam, pro Ulma Lincium elegit. Jam enim opus absolutum haberem, si ante 16 menses, cum esset mihi proficiscendum alias Ulmam, assignatae pecuniae causa, statim ibi, vel Francofurti, vel Augustae typum inchoassem. Hoc cum eventus testetur; ne igitur simile quid denuo patiar, et denique, vel ut infoelix, vel ut negligens, vel ut impostor Caesaris offensam incurram, non est mihi idem faciendum, quod feci ante annum, ut scilicet Germaniam pervager operarum Lincii instaurandarum causa, ubi omnia vergunt in interitum, sed simul et semel cum omni apparatu locus is est adeundus, in quo omnia typo necessaria suppetunt, Ulmam dico, ubi jam me expectat papyrus, ubi typographus ingeniosus, promptus et aequum postulans, ubi denique pax. Etsi vero metus me cruciat inopiae, si a Sua Mte deseror (nam nervi pecuniarii salarii mei Supra-Anisani et reditus de propriis, huic corpori Provincialium collocatis, ut et societati ferrariae Stirensi, sunt hoc tempore intercisi) tamen in hunc eventum cogito vel emendicare potius sumptus a summis, infimis, medioxumis, quam diutius typum differe.

Quaeris, quid egerim per hanc diuturnam obsidionem? Quaere primum, quid potuerim inter medios milites. Beneficium videbatur Procerum, quod ante annum in aedes Provinciales commigravi. At infoelicitate temporum factum est, ut mali genii malificium hoc fuisse fere persuadear. Domus caeterae raros excipiebant milites, domus Procerum in muro est; milites omnes toto tempore in propugnaculis erant dispositi; plena cohors vexillaria domum insedit istam, qui aures sclopetorum ejaculatoribus, nasum foetoribus, oculos incendiis oppugnarunt indesinenter, quibus patere jussae sunt omnes januae, qui transcursionibus noctu somnum, interdiu studia turbarent. Et tamen magni beneficii loco fuit, quod D. Praeses Provinciae mihi copiam habitandi fecit in conclavibus, unde in fossam et suburbia prospectus est, unde pugnandum erat, si qua vis ingrueret. Inter hac tamen incommoda hoc egi, ut quod praesidiarii nostri in rusticos, ego in Scaligerum susciperem. Disputationem institui luculentam de Epochis, praeclarissimas ubique notas lectio Scaligeri suppeditabat, et excerpta ex plurimis authoribus laboriosissima rarissime tamen inveni, Scaligerum iis bene utentem. Perpetuus pene Elenchus est Scaligeri disputatio ista, excrevitque in tantum, ut verear partem operis facere, plus enim paginarum occuparet, quam omnia reliqua praecepta. Sed commode titulum habere poterit accessionis vel appendicis. Nam si

Digitized by Google

nullo vinculo Tabulis eum tractatum annecterem plane seorsim editum, imperfectum opus videri posset. Ad Tabulas vero appendicem facere de Epochis et aeris et annorum formis usualibus apud nationes varias, speciem habet necessitatis, quia nisi cognitis temporibus computari motus coelestes non possunt. Itaque facile veniam merebor, etsi non tota Scaligeri opera interpolem. Nam ejus invectivas in Clavium plane tango nuspiam, id non studio devitans, sed quia materia est jejuna et sterilis, et aliena a scopo Tabularum. Uno enim verbo protestor, secundum festa mobilia nullas institui computationes siderum, quippe, cum suppetat nobis fixus annus. Itaque reductio Gregorianorum temporum ad Juliana facili praecepto absolvitur. Secus est cum anno arabico et graeco Hipparchi, qui se ipsos regunt, non reguntur a fixo Juliano, ut nostra festa mobilia. Hoc pugnax scribendi genus multum mihi taedii detersit ab obsidionis incommodis et impedimentis operis. In hoc, si non incidissem, erat, quod agerem aliud, Tabulis perficiendis utilius. In Epitome astronomiae modum tradidi latitudinum Lunae, ex quo nulla sequitur permutatio latitudinum, cum Luna et Nodi in octavis partibus Zodiaci a Sole versantur. Itaque hoc mutandum est, Tychonis asseveratio exprimenda, ut Luna, in gradu 45° à ☉ et simul in ☊ vel circa cum aequali ratione computatur circiter 4′ sc. Sept. possit esse circiter 5 sc. Australis. Id non obtineo, nisi Nodo indulgeam Librationem semimenstruam ut Tycho. Atqui omnia alia, quae ipse facit semimenstrua, ego facio semestralia eodem effectu. Mordet itaque me haec in latitudine singularitas; incipio dubitare, num duae illae observationes ☽ in ☊ vel ☋ in 45° vel 135° ante vel post Solem, quibus Tycho illustravit praeceptum computandi latitudines, num inquam, tam sint fide dignae, ut nulla contra eas valeat exceptio num, mam aliis et vicibus ☽ in hoc situ observata consentiat illis positis a Tychone. Hoc, si per hanc diuturnam obsidionem inquisivissem per omnes observationum libros, adhibito calculo Rudolphino et tractatibus parallaxibus et refractionibus, fuisset equidem, quod agerem. At nunc in Epochas et Scaligerum incidi, nectens aliud ex alio, nec prospiciens animo diuturnitatem temporis, quod eram insumpturus: quippe et obsidio semper tempus prorogabat. Sed de his alias plura. Finiam in praesens consueto. Vale. Lincii 1. Oct. 1626.

R. D. T.ª

Observantiss....

(Das Uebrige der Unterschrift ist weggeschnitten.)

Reverendo Patri D. Paulo Guldin, S. I. Presbytero, Domino colendissimo.

Viennam.

S. P. D.

Gratissimae mihi fuerunt R. D. Tuae literae, cum propter authorem, tum quia intellexi, et Bossium ad R. D. T. venisse, cui exemplar Tabularum pro Bibliotheca Caesarea dederam, et libros meos ante biennium missos salvos mihi esse penes Te. Cuperem eos primo quoque tempore recipere, at, quam Tibi viam monstrem mittendi, anceps haereo. Quod attinet illos, quos concessi in proprietatem: equidem est, quod mihi petam ignosci, memoriam amitto, reminiscentia viget. Dono missos esse, id plane excidit. at, cum post reditum e Suevia me inopia Ratisponae exciperet, recordatus sum, Te pretium pro illis libris et percontatum et pollicitum esse. Quod si de donatione testantur meae literae, donum

Digitized by Google

revocare non potero. Tabulae Rudolphi exemplaria in commune possidemus ego et Braheani haeredes: si quid donarem, semissem haeredibus deberem. In praesens sane neque ad donandum, neque ad vendendum ulla ad manus habeo. Interim utamini exemplaribus Viennam missis. Admonet me mentio Bossiani exemplaris, correctionem in capite de obliquitate Eclipticae exscriptam a Bossio ex meo sed illam supervacuam, tenendus est textus impressus, repudiata correctione per calamum facta. Minuta Paralaxi ☉ omnino minuitur et obl. Eclipticae, si scilicet altitudo Poli sit explorata per circumpolares, exque ea deducatur alt. aequatoris, et comparetur cum ea alt. ☉ in ♈ ♎. Fasciculos exemplarium ad 16 vel 15 vel 14. Ulmae deposui; si mihi constiterit de tanto numero emptorum, dabo negocium nautis Ulmanis, ut unum Viennam asportent. Interim Vos conferte symbolos, quibus redimatis illum exemplar vilioris papyri, ut rescisse te puto ex Bossio, venit 3 florenis, pretium hoc dictum est Francofurti a Commissario libb. Caesareo; mundioris papyri exemplar insuper 40 cruciferos addit. Claramontio non puto respondendum, nisi forte moraliter. Nescivi nimirum, senatorem, legatum, legislatorem esse; putavi juvenculum esse hominem, qui de schola prodeat.

Priusquam edam commentarium de aeris in Tabb. Rud., totus mihi Petavius legendus erit: adeo frequenter eandem pulsamus chordam. Mireris, idem ab utroque responderi Scaligero, nisi perpenderis unum solum esse, quod responderi possit. Sed tamen nimium alicubi detrahit ille Scaligero. Etiamque mihi formam Attici anni Popilianae similem, nullo jure adimit. Jam est illa a me defensa et illustrata amplius. Id auctarium erit mei commentarii, quanquam extra metas Tabularum excurrens. Spero, me in ditionibus M^tis S^ae haereditariis mansurum. Male vero cum pietate mea in Deum hactenus fuerit actum, si nunc demum incipere debeam, fieri catholicus, qui primo statim in vitae limine a parentibus in ecclesiam catholicam illatus, sacro lavacro aspersus, et in eo spiritu adoptionis filiorum Dei donatus sum, nec ab eo tempore unquam ex ecclesia exivi, non aliter, nisi in doctrina ecclesiae propria institutus fui, quam Augustani conventus gloriationem nemo est, qui refutavit unquam. Si vero Tu hoc dicis, ecclesiam coetum hominum sub uno capite congregatorum ad propagandos imperandosque conscientiis abusus, ab Augustanis recusatos; nae Tu ecclesiam mihi a nota tali describis, a qua ecclesiam ego, si solam eam haberet, nequaquam agnoscerem. Itaque miseret me Tui studii praeposteri, qui sanctam putas esse obedientiam, recipere, imitare, probare talia, quae et instructio ecclesiae seu Apostolorum successoribus ad homines ablegatis, est data a Christo et communis sensus Dei beneficio mihi concessus, et maxime omnium το χρίσμα, quod accepi ab eo, quodque in me manet, testantur esse zizania, per somnum saeculorum, a Christo praedictum, interspersa tritico verbi Dei. Ecclesia si quid mihi praecipit, quod non pugnet cum instructione sua, quam ipsa ostentat, obediam illi lubens, honorabo legantem in legato. Absurdum est, ut legato, naevos suorum majorum pallianti, soli credam, interpretationem instructionis suae. Spiritus idem est, qui et hanc illi conscripsit instructionem, et jam mihi datus est in Baptismo, ut non necesse habeam, ut quispiam me doceat aliquid ultra ea, quae in hac instructione et credentialibus lego: sed sicut ipsa unctio docet me, sic verum est, et non est mendacium. Haec enim est fiducia, quam habemus apud Deum; quod si petierimus secundum voluntatem ejus (dirigi in discretione zizaniae a tritico, fermenti a massa sana) audit nos. Quod si nos oppugnamus splendoribus eorum, qui defendunt inveteratos abusus: equidem videmus in iis, sensu

Digitized by Google

communi judice, concupiscentiam carnis, seu abundantiam oculorum, seu opes amplissimas, videmus superbiam vitae, seu pompas, axiom ..., dignitates, praesumptiones: videmus, inquam, illos a.... in his mundanis inhaerescere. Scimus vero, quod mun.... in quantum mundus, spiritum Dei non habeat. Scimus, quod nos ex Deo sumus, et mundus totus in malo constitutus est. Scimus autem, quod filius Dei venit, et dedit nobis mentem, ut cognoscamus verum. Proinde diligenter attendimus ad adhortationem illius, cujus se successores esse dicunt hodierni, obedientiam a nobis requirentes absolutam sic dicentis; sicque concludentis, Filioli (ecce vocem matris ecclesiae), cavete vobis ab idolis: cavemus igitur etiam ab occasione a cultu scilicet latriae exhibendo imagini crucifixi, quae redundet in prototypum Scimus enim, quod cautio optima a malo sit vitatio occasionis ad malum. Cavemus, inquam, et ab hoc, et ab adoratione ejus, quod saecula posteriora Christum esse docent sub specie nudae panis existentem. Nos citra respectum comestionis sacrae, panem esse tenemus; cavemus, ne in cultu Dei visibili litaniarum, juxta Deum invocemus et Sanctos; cavemus, ne gloriam redemptionis nostrae a sacrificio in ara crucis oblato extendamus in oblationem ejus, quod citra respectum comestionis secundum mandatum Christi, panem esse tenemus, denique studemus in celebratione Eucharistiae nos accommodare primae institutioni, quae facta est in utraque specie, quam institutionem nos ex repetitione D. Pauli et usu ecclesiae Corinthiorum pro praecepto Christi veneramur, malumusque in talibus stare cum ecclesia 1200 annorum, quo toto tempore nunquam fuit intermissa a laicis altera species in publicis conventibus, quam cum ecclesia, quae a 400 annis et disputare incipit, praeceptum non esse, et causas commenta est, ob quas altera species prohibenda sit laicis; et denique miserrimos laicos Christi praeceptis hic se obedire perpendentes, exclusione ab ecclesia, et per consequens privatione omnium, quae sunt in vita charissima (ut sunt patria, amici victusque in ea) ulciscitur. Haec paucula sunt, quae mihi remoram injiciunt, quo minus ecclesiae nostri Occidentis metropolitanae et patriarchali plenarie possim obedire, quod recuso, non ex superbia, sed quia Christo, ejus capiti, plus obediendum esse censeo, et quia Christi admonitiones summae severitatis in metu me constituunt, ne forte illa in nonnullis talibus additionibus posteriorum seculorum labatur, erret, ne olim dormierit, ne insidiis hostis circumventa sit, zizania clam spargentis, ut praedixit Christus. Itaque hoc de me habeto, amicorum optime, me sic manere in ecclesia catholica, ut pro recusatione talium, quae non agnosco pro apostolicis, eoque non pro catholicis paratus sim, non tantum praemia, quae mihi nunc ostentantur, et in quibus S. C. M^tas magnificentissime et liberalissime consensit, sed etiam ditiones Austriacas, totum Imperium, et quod omnibus gravius est, astronomiam ipsam dimittere. Adderem et vitam, sed non potest homo sibi quicquam sumere, quod non fuerit illi datum desuper. Animus mihi est optimus, si Deus me voluerit esse testem in diem novissimam contra eos, qui obedientiam ecclesiae debitam ad haec puncta extendunt: age, fiat voluntas ejus per virtutem spiritus ejus. Interim ego ecclesiam catholicam teneo firmiter, ejusque communioni pleno charitatis affectu, et cum saevit et ferit, quantum humana patitur infirmitas consocior; et si quidem toleror, illa paucula recusans, paratus sum, in silentio et patientia artem meam inter medios factionis praedominantis homines excolere et absolvere, abstinens ab omnibus contumeliis, subsannationibus, sinistris interpretationibus, hyperbolicis exaggerationibus, calumniis, depravationibus bonum sensum habentium. Ex

Digitized by Google

sacris concionibus tantum quovis tempore decerpturus, quantum affulserit gratiae divinae; processiones vero et similes actus vitabo, ne cui sim scandalo, non quod damnem eos, qui intersunt, sed quia duo, cum faciunt idem, non est idem. Quin imo, et aliqua conditio, sub qua et interesse Missae et praeces meas precibus ecclesiae reliquae (licet erranti circa pertensum sacrificium) jungere possum: si nimirum recipiatur mea meorumque omnium protestatio, quod non consentiamus in id, quod errorem esse persuasi sumus, sed in illud tantum generale et ultimum intentum missae sanctum et catholicum offerendi Deo preces nostras et sacrificium laudis et bonorum operum in nomine sacrificii illius unici in ara crucis peracti illudque vera fide nobis applicandi, et ecclesiam per actos illos visibiles instruendi de hac applicatione deque commemoratione mortis domini. Equidem dicere Te puto, siquidem me amas, favere meae ingenuitati, cum scias regulam: Qui dijudicat, si ederit, condemnatus est, quoniam non ex fide, etiamsi per se nihil sit commune, nisi ei, qui id commune existimat. Sed haec fusius justo, pro duabus lineis totidem paginas. Intelliges ex iis, quo nunc hic aestu animi coquar. Nec opus est responsione ad ista. Astronomiam repetamus. Vale. Pragae, 24. Febr. 1627.

R. D. T.

Officiosissimus

J. Kepler.

S. P. D.

Reverende D. P. Accepi literas Vestras 29. Martii scriptas. Praevideram ego importunum a me misceri negocium collationibus suavissimis: eoque contestatus sum in fine, non opus esse responso ad illud. Vicit, ut video, Ordinis respectus et existimationis cura, ut ex diligentia responsionis conjecturam caperem magnitudinis mei in Te amoris. Sed quia ingrata erat materia, nec similis caeteris, quas inter nos tractamus, quia molesta conversationis nostrae interturbatio, succenturiatum aliquem placuit Tuo loco adhibere, cujus scriptum et vidisse Te et approbasse asseris: et medullam quadamtenus ipsam ex tota oratione in Tuas literas transsumpsisti. Quod ego vicissim agerem? At non erat ocii Tui, prolixum meum examen legere, novo suscepto labore id prolixius adhuc refutare, non mei pudoris, amicum in hanc necessitatem conjicere, cui quid imponat Ordinis cogitatio in tali casu, ignorare non poteram. Mitteremne responsionem meam, tamquam scriptori illo succenturato tradendam? At ignorabam, an amicus meus meam illam priorum literarum importunitatem ulcisceretur objecto mihi larvato adversario, homine fortasse ejusmodi, quem minime mihi imaginer; et quid si homine non ex collegio Viennensi, sed hic Pragae mihi proximo? Negligerem igitur scriptum duas plenas paginas longum? Contemnerem sumptum mei causa laborem? At hoc et superbum erat in amicum, et impium in Deum, cujus quicunque se legatum profitetur, quicunque jussum illius prae se fert, hortandi me, hunc vel propter ipsius Dei honorem audire hactenus consuevi. Hoc igitur feci, hortationem, cujuscunque illa sit, de verbo ad verbum examinavi, paginas implevi quinque totas scriptura, qualis ista est, etiamque minutiore: ponderavi omnia momenta diligentissime. Hoc tamen quantum quantum est, non putavi mittendum. Scio enim, quantacunque Tu mole negociorum obruaris, non tamen fuisse Tui temperaturum saltem a lectione. Ergo et ego, quod in Te supra suspectavi, faciam contra, miscebo ludos seriis. Et primo, si mihi ludos exhibuisti in persona respondentis, ludo ex contra, sed cum honoris praefatione, ignosce, quod solent provocato-

Digitized by Google

res timidi, pollicem Tibi e mediis digitis prominentem ostendo, sed sub mensa, ne videas, ulciscarisque. Profiteor, inquam, me refutasse, professionis testem sisto D. Curatorem harum; refutationem tamèn non mitto. Veruntamen ne existimato, me cum periculo animae meae ludere: ad seria transeo, sancte Tibi affirmo, me longissime a ludendi animo abfuisse, cum scriberem, et omnino proposuisse transmittere, quod scripsi. Quod autem non mitto, causae sunt istae: parco tuis occupationibus, praesertim hoc tempore, cupio litem non ampliare, sed contrahere. Quid enim? Duobus a lineis Tuis initio facto, reposui ego plenum folium; duplica Tua quattuor dedit, quadruplica mea jam daret decem. Egone hoc abs Te petam, ut tot verba impune profuderim? neque patiar, ut Tuus ille quinquaginta aliis me confodiat? Et quis tandem finis erit? Itaque sufficit exitum scriptionis Rev. T^ae insinuare, quo cognito et testimonium habeas in conscientia Tua, Te officio Tuo functum in amico admonendo et offensione vaces a me, quasi vel Vestrum hoc officium, vel me ipsum negligam. Est aliqua, fateor, instantior causa, mos ingeniosorum hujus temporis pessimus, dicta juris sui tuendi causa rapere in crimen laesi juris alieni. Vestigia nonnulla jam apparent in scripto vestro quantum vis et rebus et professione sua lenissimo: dum quae ego dixi explicandi causa mei animi penetralia, arripiuntur, quasi crimen intentatum publice religioni romanae; quod in hoc mundo publice a me fiet nunquam, in altero sane publice ventilabitur reseratis omnium hominum conscientiis Sed major metus mihi impendet, non a Te, sed a Vobis, si nimirum inter Vos communicetis scripta: ne quoties argumentationis Vestrae majorem propositionem ego enervo per instantiam, haec quanto evidentior, tanto magis rapiatur in invidiam ex comparatione ejus cum subsumpto. Verbi causa. Tot victoriae, tanta felicitas non permittitur a Deo ei, qui errat in fide. Si ego instem (etsi aliter in scripto) primos imperatores fuisse plane infideles et possedisse omnia regna terrarum. Ergo inferret disputator infensus et infestus Caesarem Tu cum infidelibus comparas? Promptum mihi esset respondere, non sequi: at invidia obturatis auribus abit, clamans, et diffamans omnino sequi. Est igitur haec summa responsionis meae: Confutatorem aberrasse a scopo meo. Nullo animi aestu torqueor ex dubitatione vel minima torqueor vero a violentis flagitationibus Consiliariorum Caesaris, seu potius ipsius voti Caesaris mihi ob oculos adducti. Gravissimum enim est, Caesari aliqua a me petenti non posse obsecundare. Aberratum secundo in hoc, quod mihi tribuitur, pudore me cohibere, si nunc demum incipiam fieri catholicus, ego vero non loquebar de metu pudoris ex futuro, sed de admiratione erroris ex praeterito. Aberratum tertio in eo, quod mea promissio patientiae et silentii (quae scriptionis meae primae summa, et praecipuus scopus fuit, longissime ultra et literas et personas meam et Tuam sese efferre gestiens) trahitur in professionem consolationis alicujus, aut pollicitationis de felicitate. Aberratum quarto a scopo literarum mearum, dum ut excusator et pugnator convellor et revellor, qui ut excusator et confessor ingenuus adveneram. Aberratum quinto quod erat mihi dicendum, quod Augustanam confessionem Vobis hac vice pro Achille objecerim, quasi Vobis exprobrans: ego enim hanc ejus gloriationem pro meo affirmato allegavi; quod ea sit protestatio, confessores manere in omnibus primariis articulis doctrinae catholicae, qui sunt fundamentum ecclesiae, certamen de abusibus accessorum. Praeterea multa in me sunt directa, quae in alios competunt. Ego ecclesiam unam et eandem omnibus temporibus agnosco, ejus membra mortalia. Erat ecclesia cum Roma,

Digitized by Google

ejus pars non esset nedum Witeberga. Quomodo inter ejusdem reipublicae cives, vel factiones existunt lites, sic inter ejusdem ecclesiae membra locis, vel temporibus differentia existunt ex humana infirmitate errores. Si illi leges, nos spiritum suadentem optima sequimur, sanantur haec vulnera. Disputate cum illo, qui Romam plane rescindit ab ecclesia, qui nescit distinguere inter templum Dei, et sedentem in illo. Disputate cum illo, qui ecclesiam omnem Augustam concludit. De reliquis, quae disputationem de recipiendis a Romana ecclesia iis, quae pro abusibus habeo, attinent, haec summa est: quam ipsis verbis exscribo: Ego vero non visu assequor, nec manibus contrecto, ullam a Te in tribus primis foliis (usque ad haec verba signata) prolatam deceptionem, in qua haeream. Non hoc dico contentionis causa, ut in disputando: sed tanquam hactenus Tibi nihil e mentis meae penetralibus foras enunciaverim, ex quo tute ipse potueris conjecturam facere, quod recte et candide hoc a me negetur; alia Te via certiorem de hoc faciam; quippe quum dederis tantum amicitiae nostrae, ut laborem subires scribendi; fidem etiam habebis meis, amici, verbis, fidem asseverationibus. Juro igitur Tibi per Deum judicem venturum, qui corda scrutatur: me lecta Tua hucusque epistola, ne minimum quidem deprehendere potuisse σφαλμα, in quo haeream, ut ais, implicatus, excepto unico, quod parum ad rem, an numerus ille 1200 annorum sit plane exactissimus. Juro rursum, Te omnibus Tuis machinis in propositum meum explosis, quantum quidem ad respectum Dei et futuri saeculi, confirmasse me potius, tantum abest, ut quassaveris vel minimum. Quantum vero ad temporalia attinet horrorem mihi incussisti non minimum refricatione eorum, quae dudum ego mecum ipse saepe cogitavi: quod me sit futurum, si Monarcha domi forisque victor non totam tantum Germaniam sub jugum mittat abusuum, quos dudum illius pars magna rejecerat sed etiam me ipsum tandem, aut B. Virginis auxilium implorare species adorare, Deo pro peccatorum expiatione, panem in Missa offerre, sub una communicare . . . . . .

(Das Uebrige fehlt.)

Reverendo Patri D. N. Gulden. Pro Joanne Keplero, Mathematico memoriae mandanda.

1) Illud animal generis neutri non mihi signat aliquam domum celsam, sed ordinem hominum, quibus, cum sint vitiosissimi, bene tamen cupio, ut debeo. Nisi quis afferat talem interpretationem, qua omnia concilientur mea dicta de hac re: illum statim ego refutare potero veritate rei, quae omnia conciliat. Et qua non attinet D. Patrem, nec eos, quibus ipse locuturus est, nihil igitur opus est, plura addere.

2) Sub manibus habeo Tabulas Rudolphi, curandas a successoribus ob honorem familiae.

3) Libros Observationum Brahei accepi ab Imp. Matthia p m. et ab haeredibus Braheanis, quos inter D. Tengnaglius, Arch. Leopoldi Cancellarius.

4) Indigeo salario pro me et familia ad absolvenda opera.

5) Ut cum Austriacis Praelatis supra Anisam agatur, ut retineam salarium, eclipses sub eodem meridiano observare, Tabulas absolvere possim.

6) Quia premuntur illi valde: ut igitur Styriacis commender, ut aliquid ipsi pensionis annuae mihi assignent. Hoc apud Max. de Trautmannstorff. Commendatio Imperatoris omne feret punctum.

Digitized by Google

7) Prima mihi uxor Styriaca fuit; ejus et meis liberis debeo, quam ad me dotem et patrimonium attulit. Ejus partem credidi Superioribus Austriacis, partem compenso meritorum residuis, quae mihi sunt a Rudolpho Imp. devoluta ad Cameram Silesiacam, posteriora a Matthia Imp. ad telonium Lincense.

8) In omnibus indigeo tutela, patrocinio, gratia et favore Imperatoris Ferdinandi, quae quominus hucusque coram petere potuerim tristissimae me causa impediunt: quae me nunc iterato vocant in Wirtembergiam.

Hiſtoriſche Unterſuchungen über die heutigen ſogenannten Cimbern in den Sette-Comuni.

Von Joſeph Bergmann.

(Schluß.)

Literatur und Sprachproben. Das älteſte gedruckte Denkmal iſt der auf Befehl des Paduaner Biſchofs Marco Cornaro zu Vicenza bei Hans Peter Zanini im J. 1602 gedruckte Katechismus (mit XII und 65, reſpect. 67 Seiten in 12mo), den ich im J. 1834 von einem italieniſchen Gelehrten zum Andenken bekommen, und im J. 1838 dem Herrn Cuſtos Schmeller zum Behufe ſeiner gelehrten Abhandlung (ſ. daſelbſt S. 610) zugeſendet habe. Dieſes Büchelchen iſt von ſolcher Seltenheit, daß der hochbetagte Coſta zu Aſiago ſich erinnerte, in ſeiner Jugend einmal ein ſolches Exemplar geſehen zu haben. Mein Exemplar wurde von dieſem Greiſe, der ſich viel mit der Cimberſprache, beſonders mit deren Lexikographie, beſchäftigte, als Juwel geſchätzt und gewünſcht, und von mehreren Geiſtlichen als ſolches geküßt. Wenn es dem ſprachliebenden Publikum gedient iſt, ſo werde ich dieſes cimbriſche Kleinod in demſelben Formate abdrucken laſſen.

Der zweite, ſogenannte cimbriſche Katechismus iſt auf Veranſtaltung des Paduaner Biſchofs Francesco Scipione Dondi dall'Orologio zur Zeit des Königreichs Italien im J. 1813 erſchienen, mit dem Titel: „Dar klóane Catechismo vor dez Béloseland *) vorträghet in z' Gaprecht von siben Perghen. In Seminarien von Padebe 1813.“ Mit der Vorrede 39 Seiten in klein Octav.

Der dritte vom gegenwärtigen Biſchofe Modeſto Farina lautet: „Dar klóane Catechismo vor z' Béloseland vorträghet in z'Gaprécht von siben Kamčün un a viar halghe Gasang. In Seminarien von Pádebe 1842. Auf dem Rücken des Umſchlags: Verth Kreüzer 7.“ Von gleichfalls 39 S. mit größeren Lettern und engerem Satze in etwas größerem Formate. In den beiden letzten ſind dreizehn gleichlautende Schulen oder Lectionen in Fragen und Antworten, nebſt Morgen- und Abendgebet. Der jüngſte Katechismus hat noch vier halghe Gasang in bald gereimten, bald reimloſen, mit Anapäſten gemiſchten Jamben, als: de büartenghe (Geburt) von Jesu Christ; dar Osterntak; andarz Osterngasang; übar in Finkestag (Pfingſten).

*) Bélos. d. i. welſch, Béloseland, Welſchland.

Digitized by Google

Sprachprobe aus den gaistliken Lauden im Katechismus vom J. 1602, S. 57: „Lobonghe IV. Mit belder sik lobet (si loda) de Haileghe Giunfrau.

Giunkfrau birtik aller loben, vnt eren
Giunkfrau hailega Kuneghin von me himelen,
Mak daz du ghedenkest aff daine kinlen.
Giunkfrau deuda ist volla aller liebe,
Pitt dain oneghen sun ime himélen,
Daz er af vz ghedenke daine kinlen.
Mit dainder milke zokdu vnzern heren,
Der da vor alle sunter gheliden hat,
Mak dazar aff vz alle habe ghedakt.

Einige Wort- und Formerklärungen. Vers 2: me, eigentlich aus deme, 'ime, 'me; — 3 daz und 6 uz oder üz, sprich da; oder üz, d. i. uns; — 4 deu statt die, so auch seu statt sie, aus den altdeutschen Formen diu und siu.

Zu deutsch: Lobung (Lobgesang) IV, mit welcher die h. Jungfrau gelobt wird.

Jungfrau, würdig aller Lobe (sic) und Ehren;
Jungfrau, heilige Königin von dem Himmel,
Mach, daß du gedenkest auf deine Kindlein.
Jungfrau, die da ist voll aller Liebe,
Bitt deinen einigen Sohn im Himmel,
Daß er auf uns gedenke, deine Kindlein.
Mit deiner Milch säugtest du unsern Herrn,
Der da für alle Sünder gelitten hat,
Mach, daß er auf uns alle habe gedacht.

Aus dem Katechismus vom J. 1842, S. 33: „De Büartenghe von Jesu Christ.“

Darnaach viartäusong jahr
Az dar Adam hat gavélt,
Ist kemmet af disa belt
Dar ünzar libe Gott.
Ear af dar belte kammet,
Un steet vor hörtan hia,
Büartenten von Maria,
Zo raicheren in mann.
Köt von Engheln in Schafarn
Baz gang in Betlem gamacht,
Seü gheent in de mittenacht
Zo naighen z'halghe Kint.
De vennenz da in an pearnle
Affan an minsche höbe,
In an hüderle gröbe.
Un ist von Gott dar Sun!
Gabüart in bintar-zait
In armakot, un vrise,
Z'öxle allóan, mit plise,
Un z'esele haltenz barm.

Gasegt an stearn in hümmel,
Drai mann von morgond läntar
In könighe gaväntar
Leghensich af an bek.
Un nach von demme marche
Seü vor Sionne känten,
Den Gott gabüartet vänten
Von Betlem in an stall.
Se' naighent alle drai
Ihn, un de libe Vrau,
Un schenkent gaknighet au
Vairoch, Miarn un gold.
Oh Gott ba d'allez möghet!
Von eüch beghen ist hümmel,
D'earda, dar gliz, dar tümmel.
Un Jart gabüart só arm!
Mit disar hoghe schule
Jart liernet, Vater ündar,
Üz andarn armen sündar
Beln bek zo treffen ist.

Erklärungen. Vers 2: az aus daz, daß; der deutsche Leser wird sich leicht zu Recht finden, wann er dieses z wie unser älteres ſ (ſ — ß), und wann er dasselbe wie z aussprechen soll; — 3 kemmet, part. perf. statt gekommen, so V. 21 gasegt statt gesehen und 27 gabüartet, geboren; — 8 in, eigentlich 'n statt den, s. Schmeller's Abhandlung S. 671; — V. 9: köt von köden, s. Bd. CXX. S. 31, und über die ganz italienische Ausdrucksweise sowohl in dieser Stelle, als V. 17 und 21, S. 28; — 13 zo naighen z'halghe Kint, mit dem Accus. nach dem ital. inchinare uno und inchinarsi ad uno; z'halghe Kint, die der deutschen Rechtschreibung wenig kundigen Cimbern setzen das Zeichen des Apostrophs nach z' statt vor 'z, im mhd. daz heilige Kint, z'hâr statt 'z hâr ꝛc.; — 13 vennenz st. finden sie; d und b, wenn noch ein Vokal folgt, assimiliren sich gern den ihnen vorangehenden Liquidis m und n, so auch verkünnen statt verkünden, linnekot aus Lindekeit; — 13 pearnle, demin. vom mhd. bâren, der Barn, Futterkrippe; höbe, vgl. das mhd. höuwe, Heu; — 15 hüderle, von Huder, Hader, d. i. Lumpen; — 18 vrise, Frost, daher vriesen, frieren; — 25 marche, n. die Marke, das Zeichen; — 26 känten aus kemen, kommen, Schmeller S. 690; ba, wa, wo, ein viel gebräuchliches, unabänderliches Relativpronomen für alle drei Geschlechter und beide Zahlen im Nominativ und Accusativ, wie das bekanntere so, welches ich dafür in der Uebertragung setzte; — 35 gliz, m., Lichtglanz, hier Blitz, davon glitzern; tümmel, m., Donner, vgl. Ge—tümmel, hier wohl des Reimes wegen, indem man in jenen Bergen tonder und tondar sagt; — 37 schule, Schule, hier Lehre, Lection, nach den beiden Katechismen von den Jahren 1813 und 1842; — 38 ündar statt ünzar, durch Uebergang des z in d (ð), vgl. Schmeller S. 666; iart, gewöhnlich iar, d. i. ihr, ist nach demselben S. 670 mit dem italienischen höflichen Voi gleichbedeutend; — 40 beln, aus dem mhd. welhen.

Die Geburt Jesu Christi.

Darnach viertausend Jahr,
Als der Adam hat gefehlt,

Digitized by Google

Iſt gekommen auf dieſe Welt
Der unſer liebe Gott.
Er auf die Welt kam
Und ſteht für immer hie,
Geboren von Marie,
Zu bereichern die Menſchen.
Als verkündigt war von Engeln den Schäfern,
Was für ein Vorgang in Bethlehem geſchehen,
Gehen ſie in der Mitternacht,
Zu verneigen ſich vor dem heil'gen Kind.
Die finden da ihn (ſtatt es) in der Krippe
Auf ſchlechtem Heu,
In einem groben Hadern.
Und iſt von Gott der Sohn!
Geboren in der Winterzeit
In Armuth und Froſt,
's Ochslein allein mit Blaſen
Und 's Eſelein halten's warm.
Als geſehen ward ein Stern am Himmel,
Drei Männer von den Morgenländern,
In königlichen Gewändern,
Legen ſich auf den Weg.
Und nach dieſem Zeichen
Sie vor Sion kamen,
Den als Gott Gebornen fanden ſie
Zu Bethlehem in einem Stall.
Sie neigen alle drei
Sich vor ihm und der lieben Frau,
Und ſchenken kniend auch
Weihrauch, Myrrhen und Gold.
O Gott, ſo Alles vermag!
Von Euretwegen iſt Himmel,
Die Erde, der Blitz, der Donner,
Und Ihr waret geboren ſo arm!
Mit dieſer hohen Lehre
Ihr lehret, unſer Vater,
Uns andere armen Sünder,
Welcher Weg zu treffen iſt.

Dieſe Berggemeinden hatten ſtets tüchtige und kircheneifrige Männer aus ihrer Mitte, die in Padua ſtudirten und unter den Ihrigen in der Seelſorge am erſprießlichſten wirkten, aber auch, in Italien erzogen und geſchult, natürlicher Weiſe weſentlich zur Verwelſchung beitrugen und noch beitragen, da ſie den Jargon ihrer Kindheit und erſten Jugend mehr oder weniger vergeſſen haben und leichter italieniſch lehren und verkehren. Die dermalige Cimberſprache, um mich doch ſo auszudrücken, ähnelt der eines hochbetagten Greiſes, der lallend nach dem Worte, dem Ausdrucke ringet. Die Leute denken italieniſch und ſuchen übertragend mit Mühe ihr Cimbro; Nennwörter, beſonders ſolche, welche Dinge des alltäglichen einfachen Lebens bezeichnen, und Zeitwörter der gewöhnlichen Begriffe von Thun, Leiden und Seyn, hört man; Verbindung und Satzordnung aber ſind häufig italieniſch oder fehlen manchmal ganz; fremdes Element hat das Band gelöſt und den alten Sprachbau

Digitized by Google

überwuchert. Es gab wahrscheinlich hier nie einen des Deutschen nur mittelmäßig, geschweige völlig kundigen Lehrer. Wenn auch Venedig einst die Leute unbeirrt bei ihrer alten Sprache ließ, ja sogar für Beamte, welche dieser Mundart praktisch kundig waren, aus dem Volke selbst sorgte, so geschah doch nichts für ihre schulgerechte Aus- und Fortbildung, zumal alle Geschäfte italienisch verhandelt wurden. Noch fand ich den Einen und Andern, besonders ausgediente Militärs *), welche recht vielen Sinn und unvertilgte Vorliebe für unser Deutsches zeigen, das sie natürlicher Weise leichter und besser als die übrigen Italiener erlernen, und die sich bald durch die Kenntniß des deutschen Commando's, als der österreichischen Armeesprache, zu Unterofficieren in den italienischen Regimentern befähigen. Dieser und mancher andere Vortheil hebt den Mann und gibt ihm Lernlust. Einige derlei in den k. k. Regimentsschulen in beiden Sprachen wohl unterrichtete Lehrer mit leichtverständlichen deutschen Büchern könnten wohl viel zur Auffrischung des alten deutschen Elementes daselbst wirken, und es wären deren sicher zu finden, wenn ihnen die Aussicht auf anderweitige Beförderung im vielverzweigten Staatsdienste eröffnet würde. Auf diesen Bergen kann der Freund der Geschichte und des Völkerlebens ein klares Beispiel sehen, wie ein Völkerstamm in einem andern ich will nicht sagen untergeht, sondern vielmehr in den andern übergeht.

Proben, wie es mit der deutschen Schriftsprache selbst unter Gelehrten schon vor mehr als vierzig Jahren aussah, geben ein Paar uns bekannte poetische Versuche des gelehrtesten der Cimbern, Johann Costa's. Er wurde im Mai 1737 zu Asiago geboren und zu Padua im Seminarium (wo ich wie in seinem Geburtsorte bei seinem Neffen — dem alten Costa — dessen Porträt sah) erzogen, und ward bald, da er ausgezeichnete Fortschritte in den Wissenschaften, besonders den humanistischen machte, Professor der griechischen und römischen Literatur. Die lateinische Poesie war das Feld seines Ruhmes, er schuf leicht wie ein Sohn des alten Latiums. Der Band seiner lateinischen Gedichte gehört unter die besten dieser Art, seine Phantasie ist lebhaft und der Ausdruck selbst ernster und schwerer Gedanken leicht. Er übersetzte mit lautem, ungetheiltem Lobe Pindar's Siegesgesänge in's Lateinische, drei Bände in 4to; ferner »den Menschen« von Alexander Pope, dann Jakob Thomson's und Thomas Gray's auserlesene Gedichte aus dem Englischen, mit einigen eigenen Gedichten im Anhange, Padua 1775; desgleichen sind von ihm: Carmina. Patavii 1796 in 8vo, Lusus poetici, Patavii 1812 in 8vo, und eine Ode Francisco I. Austriae Imperatori Longobardiae et Venetiarum Regi. Patavii, in Folio, ohne Jahrzahl (im J. 1815 oder 1816), in dreizehn schönen alcäischen Strophen. Er versuchte die italienische Poesie mit einer neuen Art Dithyrambe Namens »Artemisia« zu bereichern, und schrieb eine gelehrte Memoria, welche man in den Schriften der Akademie von Padua findet. Er starb im December 1816 in dem Seminarium zu Padua, in welchem er voll Unschuld und kindlicher Frömmigkeit durch Beispiel und Wort lange gewirkt hat.

Wie schön und gerundet ist Costa's lateinisches Elegidion bei Gelegenheit, als Se. kaiserliche Hoheit der Erzherzog Johann am 30. Juni 1804 diese Berge besuchte:

---

*) Die Söhne der Sette-Comuni dienen im k. k. Infanterie-Regimente Nr. 16, das vordem seinen Namen von dem allzufrüh verewigten Erzherzoge Friedrich († 5. October 1847) führte, und jetzt Zanini heißt.

Digitized by Google

Quae Te, quae Princeps, Clementia comiter egit
Visere monticolae pauperiem populi?
Non hic adspicies pendentes vitibus uvas,
Invida quas nobis ferre recusat humus;
Non dulces alios ullâ super arbore fetus,
Queis alibi ornari splendida mensa solet;
Non fruges, toto queis victus gaudeat anno,
Non artes, miseris unde parentur opes.
Vellera si desint ovium, si munera pressi
Lactis, spes omnis, vitaque adempta cadit.
Ast armis laetam Gentem, invictamque videbis,
Signantem suam sanguinis imbre fidem.
Augusti nomen Fratris resonare per altos
Gaudebis montes, magnanimumque Tui
Ingenium Cordis, Mentemque ad grandia natam
Vulgari alterum Laudis in obsequium.
At mitis Princeps, nostri tutela decusque,
Cum venies Magni Caesaris ante pedes,
Dic, fido ut Populo semper sua jura tueri
Detur, et hostiles effugere insidias.
Quid timeat Populus, quem Caesaris obtegit umbra,
Illius et tanto Frater amore fovet?

Wie ungelenk und ſchwerfällig ſind dagegen die beiden von demſelben Coſta bei der nämlichen Gelegenheit verfaßten Gedichte in cimbriſcher Mundart, von denen eines Kohl in den Eingangs erwähnten Monatsblättern S. 485 mit wörtlicher Verdeutſchung mitgetheilt hat; das andere wollen wir hier niederlegen. Am ſchönſten ſind die V. 7 bis 24, in welchen der Dichter des lateiniſchen Elegidions die Armuth des Bergländchens und ſeines Volkes malt. Es lautet: Sainten Kan Sleghe Dar Selghe Prinz Hannes Vun Austrich Liber Bruder Vunme Kaiser Vnzer Gutar Vater Franz II z' iar 1804 30 Praghot (Brachmonat) Ghesangh.

Un bela groza gutenghe
Vüart Digh af dise hant,
Af hoghen perghe un schimmen
In arme un bille lant!
Bear boaz an groza linnekot
Zo seghen ünzar armekot?
Alloan in disen manot
Hia spannènsigh de plumen;
Hia sighesto net klanzeghen
De baimera vun pomen;
De hairera vun pomen;
Hia d'erda minsche un kalt,
Jer bürten hat inthalt.
Hia schaughensigh net öffele,
Nogh obaz süze raifen,
Mit beme saint gavertighet
De tischer von den raighen;
Noch ünzer armer tisch
Sighet den vrischen visch.
Net koarn ba tüüt zu jare
Bohüt von durre un scheüre,
Net arbot zu dorbèran

Dez arme vundar teüre.
Üz vundar(sic) kü ghit z'leben
De milgh, un z'hár vun öben
Borrotet af z'gaharnost
Sighesto starghe leüte,
Samo von ünzarn alten,
Vun beln z'pluut tord de raüte
War ghet, un z'lant zu prennen
Zu an vrömden net dorkennen.
Borst hoarn vil gearn vun allen
Dain Pruder groaz vorkünnen
Mit alme herz di höghersten
Tausenk galücke günnen,
Un dain herze un sain maght
Az seghe nie die naght.
Ah hogher Prinz un liber,
Ünzer galücke un ear,
Gasozt unter dain schatom
Bier vörten nightet mear
Barn nur in grozer erghe
Disen armen siben perghe.
Benne in dain raighen Homent
Du palle abider kearst,
In schozen von dain Prudere
Dise armen lant, ganze earst
Sez, Er und Du man screken
Den vaint ba bill üz beken.
Waz haber nogh zu vörten,
O Cimberleüt, baz saüften?
Der Pruder vume Kaiser
Wia stearn vor üz bort leüghten:
Ear bilme bool gannuch
Ear nia vor In ist kluuch.

Erklärungen. Sainten kan Sleghe ꝛc., d. i. als der Prinz gen Schläge (Asiago) kam. V. 1 gutenghe, auch gutekot, Güte; — 2 af dise hant, auf diese Hand, Seite, sopra queste parti; schimme, das ital. cima, Bergspitze; — 5 boaz, praes. von bizzan, mhd. wizzen, wissen; linnekot, Lindigkeit, Milde; — 10 baimera, auch wáimera, Weinbeere; nicht hier nur auf den nahen Hügeln und der Ebene des Landes ranken die traubenreichen Reben an den Bäumen empor; — 11 winsche, wenig, gering, schlecht; — 12 bürten, vgl. das mhd. burt, gen. bürte; Geburt; Sinn: hier hat die karge und kalte Erde keine Schöpferkraft; — 13 schaughensigh (ital. qui non si vedono pomi) statt schaut man; — 14 obaz, alt obez, obz, Obst; — 15 beme, vgl. mhd. welhem; gavertighet (von fertig?), bereitet, besetzt, con cui sono allestite le mense dei ricchi; — 18 da das Gebirge zur Regenzeit wohl schnell anschwellende Gießbäche (im Lateinischen und den Töchtersprachen sinnvoll torrentes — Dürrbäche — genannt), aber keine bedeutenden Wasserquellen hat, so gibt es hier keine oder sehr wenige Fische; — 19 wie kümmerlich der Ausdruck: Nicht Korn, so (es) thut — genügt — für's Jahr; — 20 scheüre, plur. von Schauer, Hagel, in alter Sprache scura, s. Schmeller III. 386; — 21 dorbéran, erwehren, vgl. das österr. derwehrn, dann

Digitized by Google

V. 30 dorkennen; — 23 kua, Kuh, plur. kü; — 24 z' hàr, beſſer 'z har, vgl. Haar, hier Wolle; ſo ſagt man auch im Bregenzerwalde Schafhaar, doch ſagt man auch nach dal Pozzo II. 381 in den Sette-Comuni »wolla; öben, plur. von owa, Schaf; — 25 borrotet, bereitet, bereit; af z' gaharnost, auf das Geharniſch, d. i. alle armi; — 26 raüte, Reute, per le boscagl'e, per le foreste; — 29 ghet ſtatt gegangen, hier gefloſſen; — 35 und 36 Sinn: Dein Herz und ſeine Macht mögen nie die Nacht ſehen, d. h. mögen nie umnachtet, verdunkelt werden; — 40 vörten, mhd. vürhten, fürchten; — 41 barn, 3. plur. impf. von ſain, impf. ich bar etc. se barn, ſie waren; erghe, gleichſam Argheit, böſe, ſchlechte Lage, vom mhd. arc, gen. arges, eigentlich geizig, eigennützig, faul, ſchlecht, ital. peggio; ſchade, daß ſich daraus nicht peggiorità gebildet hat; — 53 bilme, gleichſam bil 'me, will ihme, ihm; — 54 kluuch, klug, in alter Sprache chluoc, prudens, dann genau, karg, ſparſam; vgl. Schmeller II. 355; der Sinn: er iſt nie für (gegen) ihn karg, ſparſam; in dieſer Bedeutung lebt das Wort noch beſonders im oberöſterreichiſchen und ſteiermärkiſchen Gebirge.

Und welche große Güte
Führt Dich auf dieſe Hand,
Auf hohe Berge und Spitzen
In's arme und wilde Land,
Wer weiß die große Milde
Zu ſehen unſere Armuth.
Allein in dieſem Monat
Hier ſprießen die Blumen,
Hier ſiehſt Du nicht glänzen
Die Weinbeere von den Bäumen,
Hier hat die Erde, wenig und kalt,
Ihre Kraft inne gehalten.
Hier ſieht man weder Aepfel
Noch ſüßes Obſt reifen,
Mit welchem ſind beſetzet
Die Tiſche von den Reichen,
Noch unſer armer Tiſch
Sieht den friſchen Fiſch.
Nicht Korn, ſo genügt für's Jahr,
Behütet vor Dürre und Schauer,
Nicht Arbeit zu erwehren
Die Armuth vor der Theurung.
Uns von den Kühen gibt zu leben
Die Milch und die Wolle von den Schafen.
Bereit zu den Waffen
Siehſt du ſtarke Leute,
Samen von unſern Alten,
Von welchen das Blut durch die Reuten (Wälder)
War gefloſſen, und das Land im Brand
Für einen Fremden nicht zu erkennen.
Wirſt hören viel gern von Allen
Deinen Bruder groß verkünden,
Von allem Herzen die höchſten Güter,
Tauſend Glück gönnen.
Und dein Herz und ſeine Macht,
Daß ſie ſehen nie die Nacht!

Digitized by Google

Ach hoher Prinz und lieber,
Unser Glück und Ehr'
Sind gesetzt unter deinen Schatten,
Wir fürchten nichts mehr
Als es wären nur schwer im Argen
Die armen sieben Berge.
Wenn in Deine reiche Heimat
Du bald wieder kehrst,
In den Schooß von Deinem Bruder,
Dieses arme Land ganz zuerst
Setze, Er und Du vermögt zu schrecken
Den Feind, so uns will zerfleischen.
Was habt ihr noch zu fürchten,
O Cimberleut', was zu seufzen?
Der Bruder von dem Kaiser
Wie ein Stern vor uns wird leuchten:
Er will ihm wohl genug,
Er ist nie gegen Ihn klug.

Das jüngste gedruckte Gedicht ist von Herrn Joseph Bonomo aus Asiago, dermals Pfarrer zu St. Angelo di Sala bei Padua (daher er sich Faff *) vom Lante nennt), auf die Primiz dreier neugeweihter Priester, geborner Slegher. Bemerkenswerth ist der Inhalt der Verse 33 bis 45, in welchen der Verfasser, durch Studium wie auch durch mündlichen und schriftlichen Verkehr mit Herrn Custos Schmeller belehrt, sich als von der Cimbromanie geheilt ausspricht. Einen Abdruck dieses Gedichtes verdanke ich dem neugeweihten Priester Christian Bonomo, mit einigen Erklärungen über seine Cimbernsprache, in welcher er sich mühsam verständlich machen konnte.

Haüte acht' Agosten MDCCCXLVII in me kemmen gemacht Faffen di gaehrten D.(on) Cristiano Bonomo, D. Domenico Strazzabosco, D. Marco Mosele, Gasang in 'z gaprecht von siben Komaün von Vicenz vürgapracht mit recht ihren Vater-Lante Slägbe.

Dort Schimmen, un Thäldar
In älte, auz Taüsch' land,
Saynt abar gajucket
In kutten vihl laüte.
'Zben vainte gaschbêarte,
Bear hint varz, bear vörvarz
Dorbischense inschüschen:
De Nöte un der Naid.
Der krig ist in vaüre;
Un Cimbre und Romäne
Hant leghent af 'z krighen,
Un 'z plut ist garunnet.
Vor Di bar dez bierste:
Vihl ôrren boliben
Auf d' earda gatödtet,
Di andarn inkinghen.

*) Das Wort Pfaff wird in den Sette-Comuni in seiner ursprünglichen würdevollen Bedeutung gebraucht.

Digitized by Google

Oh heftegar Laid!
Sait minscher von Disen
Auz trighen ihr lêben,
Un träfen de Perghe.
Drei loadeghe schpize
Vorbunten ihr herze:
Der Toad von ihrn vraünten,
Ihr Scham un ihr Ellend.
In sobelar paine,
Net bêghe, net laüte,
Alloan dicke bäldar,
Ond vigher seü vanten.
Bar diser der Samo
Von Siben un Draiszen
Komaün. Di selben,
Ba gaben üz 'z sayn.
Asò bar gaklòbet,
Un Cimbre genamet
Barn dise Pergmänner
Vor jahrdar draihundart.
De zait un de Briffe,
Der Sinn der vorsüchung
Üz nicht machent Cimbre,
Bul plosz Allemänne.
Von disen biar haben
'Z Gaprecht, de Gabohnkot
Des Christene klôben,
De Gütar, in Hoamond.
Von disen schön prechtet
De halghe Dottrina
Ba neüje ist gadrucket
Vor'n BISCOF FARINA.
Ist Diser der halghe,
Ba libet, ba schbiszet,
Az Alle di Güter
Lang machensich pészor.
Von Ihme hoach prechtet
Der Beg auz vorkünnet
Dort stoane, dort perghe,
Mit Älte gavaszet.
Ihm' paitent de Faffen
De Kêrcha, de sünter,
Mit ältern di junghen,
Zo haben in SEGHEND.
Trag vüar, o main Släghe,
Vor minsche dain gaivar,
Un kränze der Halghe
Di dain liben Sühne.
Der morghend ist Diser,
Ba drain neüjen Faffen
Er küt: Leset Misse,
Auz-pintet un knüffelt.

Asò saynt gadüppelt
Dain ehr un 'z galücke,
Un trohstet mit Dier
Vihl hefteg de Kercha.
Oh tag! über alle
Say hörten gadachet
Von Disen Gabaig'ten,
Laücht hoatar vran Ihnen!
Nach sainer schön lichte
Starch ehret, o Arüne,
Baz lib der Gott-Herre
Hat ghet in Eür'n hänten.
Baz haüte der Bischof
Köt hatach, bohl ächtet:
Un 'z Plut von Eürn ältern
Kaif libet, dorbèart.
'Z Plut hoaghe ist diszen,
Von bannond saynt kemmet
De SELGHEN*), de BRÜCKE**),
Un andere Stearn.
Starch haltet von Ältern
Dez Christene klöben,
'Z Gaprecht, de Gabohnkot
Ehrt Güter un Hoamond.
Asò gheht gagröszert
Von Vatern der namo,
Ihrt schaint af der Belte,
Un vennet in Hümmel.

Zo zoghen sain vraünschof un herzekot an Faff vomme Lante — met 'en Boart — Märchern vomme Semin. — von Padebe 'z Jahr MDCCCXLVII.

Erklärungen: In me kemmen gemacht fassen, ist nach dem ital. venendo fati preti. — V. 1 Schimmen, plur. von cima, S. 23; — 3 gajucket, von jucken, springen, hüpfen, salire, einem noch in Südschwaben und Vorarlberg gebräuchlichen Worte, wo man sagt: juck 'rab, thu' an Juck, d. i. einen Sprung. Dieses und andere Wörter zeugen von schwäbischer Beimischung zum Bojoarischen; seü saynt aber gajucket, desiluerunt, descenderunt. — 4 In Kutten, in Schaaren, s. das Bd. CXX. S. 31 erklärte kutt; — 5 gaschbèarte, regelmäßig st. geschworne, so V. 12 garunnet st. geronnen; 80 ghet st. gegeben, 82 köt, gesagt, 86 kemmet, gekommen; — varz, wärts; — 7 dorbischen, österr. derwischen, erwischen, erhaschen; — 13 bierste, Superlat. wohl vom mhd. wirs, d. i. wirsch (schlimm, schlecht), Compar. wirser, Sutzerl. wirseste, wirste; — 14 örren, schrecklich, vgl. Bd. CXX S. 24; — 22 verbunten, aus verwund'ten; — 32 'z sayn, das Seyn, Daseyn; — 50 schbiszen, schwitzen, sich abmüden, desudare. In diesen Strophen spielt der Dichter auf die festliche Reise des greisen Bischofs Farina aus Padua an, der auch zur Ertheilung der h. Firmung nach Asiago kam. — V. 57 paiten, beiten, warten, harren; — 62 Gaivár, soll Freude bedeuten; — 78 O Arüne, das sind, auf Aaron anspielend, die neugeweiheten Priester; — 82 hatach, enklitisch, hat euch; — 84 kaif, heftig, nachdrücklich, stark, vgl. Schmeller III. 285;

Digitized by Google

dorbèart, österr. derwehrt, erwehret. — V. 87 *) bezieht sich auf die zu Assago am 15. August 1606 geborne und am 1. März 1670 im Herrn entschlafene Nonne zu St. Gerolamo in Bassano, Giovanna Maria Bonomo (eine Tochter Peters Bonomo und der Virginia Ceschi aus Valsugana), welche die Kurfürstin von Bayern, Henriette Maria, geb. Prinzessin von Savoyen, im Jahre 1667 in ihrem Kloster besuchte. Ich fand in der Kirche ihres Geburtsortes an einem Altare auf einer silbernen Tafel in sechs Zeilen die Worte: CRUS — DEXTERUM — B.eatae IOANNAE. M.ariae — BONHOMO — ASYLIACENAE — VIRG.inis. — ** De PRÜCKE ist der S. 21 erwähnte Dichter und gelehrte Professor Johann Costa, der diesen Beinamen von dem an einer Brücke gelegenen Hause seiner Aeltern erhalten hat. Auch hier wie anderwärts sind Ueber- und Spitznamen häufig gebräuchlich, z. B. Geigher, weil einer seiner Ahnen ein Geiger war; Hèrle, weil Vater und Großvater den Herrn spielten.

Heute 8. August 1847, als zu Priestern gemacht wurden die geehrten Herren Christian Bonomo, Herr Dominik Strazzabosco und Herr Marcus Mosele. Gesang in die Sprache von den sieben Comunen von Vicenza gebracht und mit Recht ihrem Vaterlande

Sleghe gewidmet.

Durch Berge und Thäler
Vor Alters, aus Deutschland
Sind herabgestiegen
In Schaaren viel Leute.
Zwei Feinde, geschworne,
Andere rückwärts, andere vorwärts,
Erhaschten sie inzwischen,
Die Noth und der Neid.
Der Krieg ist im Feuer;
Ein Cimber und Römer
Legen die Hand zum Kriegen,
Und das Blut ist geronnen.
Für diese (eigentl. jene) war das böste:
Schrecklich viel blieben
Auf der Erde getödtet,
Die Andern entgingen.
O heftiges Leid!
Nur Wenige von diesen
Trugen davon ihr Leben,
Und erreichten die Berge.
Drei leidige Spitzen
Verwundeten ihre Herzen:
Der Tod ihrer Freunde,
Ihre Scham und ihr Elend.
In so vieler Pein
Nicht Wege, nicht Leute,
Allein dichte Wälder
Und Thiere sie fanden.
Dieses war der Same
Von den sieben und dreizehn
Gemeinden; dieselben,
So gaben uns das Daseyn.

Digitized by Google

Also ward geglaubet;
Und Cimbern genamet
Waren diese Bergmänner
Vor dreihundert Jahren.
Die Zeit und die Briefe,
Der Sinn der Untersuchung
Uns nicht machen zu Cimbern,
Wohl bloß zu Alemannen.
Von diesen wir haben
Die Sprache, die Gewohnheit,
Des Christen Glauben,
Die Güter und Heimat.
Von diesen schön spricht
Die heilige Lehre,
So neu ist gedrucket
Vom Bischof Farina.
Dieser ist der Heilige (Geweihte),
So liebet, so sich mühet,
Daß alle die Güter
Weit besser sich machen.
Von ihm hoch (laut) spricht
Der Weg, er ist verkündet
Durch Steine, durch Berge,
(Er) der vom Alter Erfaßte *).
Ihn erwarten die Priester,
Die Kirche, die Sünder,
Mit den Aeltern die Jungen,
Zu haben den Segen.
Trag' vor, o mein Slâghe (Assago),
Ein wenig deine Freude,
Und es kränze der Heilige (Geweihte)
Deine lieben Söhne.
Dieses ist der Morgen,
Wo dreien neuen Priestern
Er sagt: »Leset Messe,
Bindet los und knüpfet.
So sind gedoppelt
Deine Ehr' und das Glück,
Und es freut sich mit dir
Viel heftig die Kirche.
O Tag! über alle (Tage),
Stets sei (Deiner) gedacht
Von diesen Geweihten,
Leuchte heiter ihnen voran.
Nach seinem schönen Lichte
Stark ehret, o Arone,
Was liebevoll der Herr — Gott
Hat gegeben in Eure Hände.
(Das), was heute der Bischof
Euch gesagt hat, wohl beachtet:
Und das Blut Euerer Aeltern
Fest liebet und vertheidigt.

*) Vgl. Bd CXX. Anzeigebl. S. 28.

Digitized by Google

Hoch (kostbar) ist das Blut hier,
Von wannen sind gekommen
Die Seligen, die Brücke,
Und andere Sterne.
Stark (fest) haltet der Aeltern
Christlichen Glauben,
Sprache, Gewohnheit,
Ehret die Güter und Heimat.
Also gehet vergrößert
Der Väter Name,
Ihr scheinet (leuchtet) auf der Welt,
Und findet den Himmel.

Zu zeigen seine Freundschaft und Herzlichkeit (herzliche Gesinnung) ein Priester vom Lande. — Mit den Buchstaben vom Seminarium zu Padua im Jahre 1847.

Einige Sprichwörter.

1. Bear preghtet horten *), preghtet übel.
   Wer immer redet, redet übel.
2. Bear vil pillet, vüllet den Korp (corpo) mit bint.
   Wer viel bellt (lärmt), füllet den Leib mit Wind.
3. Hunt dar pillet, paiszet minsche.
   Der Hund der bellt, beißet wenig.
4. Bear küt lughe, maesigh nia kloben.
   Wer Lügen spricht, macht (verschafft) sich nie Glauben.
5. Bear küt de barhòt, ist horten amârt (amato).
   Wer die Wahrheit sagt, ist stets geliebt.
6. Bildu bizen bear ist der odar der andar, luch me beme ear ghèt.
   Willst du wissen, wer der oder der andere ist, lug (schau) mit wem er geht.
7. Bear ghèt leise, ghèt bait, iede dinck bil de sein zait.
   Wer geht leise, geht weit, jedes Ding will (die) seine Zeit.
8. Bear stêt au me me maan, dear ist horten an brabar man.
   Wer aufsteht mit dem Mond, der ist immer ein braver Mann.
9. Bildu bizen bear ist der sun, de toghtar, luch der (sic) Vatar un de mutar.
   Willst du wissen, wer (d. i. wie geartet) der Sohn, die Tochter ist, lug' den Vater und die Mutter an.
10. Bildu bizen bear ist der vater on de mutar, ghâin in sine haus, luch sine dienester on sine boart.
    Willst du wissen, wer der Vater und die Mutter ist, geh' hin in sein (ihr) Haus, lug' seine (ihre) Dienste — d. i. Werke — und seine (ihre) Worte an.

*) Horten, immer, stets, scheint mir aus dem ahd. hart, harte verdorben zu seyn (vgl. Graff IV. 1020 f.); hart gilt in der gemeinen Sprache auch vom Raume, z. B. hart (nahe) bei einander, so hier von der Zeit; vgl. dick, das in der ältern Sprache und in Oberschwaben, im Bregenzerwalde auch oft bedeutet; vgl. das ital. spesso, spesse volte, das latein. crebro, die griechischen Wörtchen Ἅμα, πυκνά.

Digitized by Google

11. Gháin horten mi den, ba bizent meror oder du, asò lirnesigh, zenò vorgheçesigh.
Geh' hin (um) immer mit denen, wo (ſo oder die) wiſſen mehr als du; alſo lernt man, wo nicht (ital. seno' oder se non), vergißt man.

12. Gadenk zo ghèn net zovil hoagh,
Brume du vanghest an horran stroagh.
Gedenk nicht zu viel hoch zu gehen,
Weil du einen gewaltigen Streich fangeſt.

13. 'Z gapréght vun baibar ist dizan on dez, bia 'z gasingach vun cigal (cicàla, cicada); az me dizen onloan, ba ist hie; az de cigal singhent imme sumere on denne sterbense, az 'z baip preghtet wil on horten on sclapet nie.
Die Rede (das Geſprecht) der Weiber iſt dieſes und das, wie der der Geſang von den Cicaden, nur mit dieſem (Unterſchiede) allein, der (wo) iſt hier: daß die Cicaden ſingen im Sommer und dann ſterben, daß 's Weib viel und immer ſpricht und nie zerplatzt.

14. Pulten on käse is 'z leben vomme Schaffer; wint on reghen magher net geseghen.
Polente und Käſe iſt das Leben (die Luſt) des Schäfers; Wind und Regen mag er nicht ſehen.

15. Tüe net allez baz du mach; gev net allez baz du hàst; klob net allez baz du hòarst; küt net allez, baz du boaz.
Thue nicht alles was du kannſt (ver— magſt); gib nicht alles was du haſt; glaub' nicht alles was du hörſt; ſag' nicht alles was du weißt.

16. Giunk frau ane liebe venne sigh net, bia en Alter ane smerze lebet net.
(Eine) junge Frau ohne Liebe findet ſich nicht, wie ein Alter ohne Schmerzen nicht lebet.

17. Zeghen jàr on kint, zboançk das bilde dink, draiçk on man, vierçk on stamm, viçk man stan, sechçk abe ghen, sibeçk alter graisz, açk allar baaz, neunçk on spoat, undort da nademe got.
Zehn Jahre ein Kind, zwanzig das wilde Ding, dreißig ein Mann, vierzig ein Stamm, fünfzig mag (noch) ſtehen, ſechzig abwärts gehen, ſiebzig alter Greis, achtzig vor allen weiß, neunzig ein Spott, hundert da g'nade ihm Gott.

18. Bear bil leben in de gesunte, söchele (ſeiche, minge) offte a bia (als wie) de hunte.

19. Habatar eppe boaz çom aiçen? Minsche so 'z leben ti.
Habt ihr etwa was zum eſſen? Wenig ſo (was) dir beliebet.

Der ehrwürdige Herr Coſta in Aſiago verwahrt von ſeinem Oheim, dem ſel. Joh. Coſta, handſchriftliche Collectanea cimbrica, darunter einige religiöſe Lieder, vier aus Petrarca überſetzte Stücke, nebſt einem lang gedehnten „Ghesang vo d' siben Ghemain“ in Knittelverſen. Herr Julius Krone ſchrieb ſich ein Paar Sprichwörter heraus, als: „Homo sine pecunia imago mortis; dar man ba da ist ane ghelt, ist totar man af dise belt.“ — „In mensem Januarium: Oh pösar un langher Ghennar, Night du tüar di ganzen taghe, kol une maz holtz prennar, Sparer night un vrezzar allez.“ d. i. O böſer und langer Jänner, du Nichtsthuer die ganzen Tage, Kohlen- und ohne Maß Holzbrenner, Nichtsſparer und Allesfreſſer. — Nachſtehendes verdanke ich der Güte des Herrn Pfarrers Bonomo:

Digitized by Google

a) Wenn liebewerbende Jünglinge Abends die Mädchen beim Spinnen besuchen, fragen sie:

Ich grüszach schöne diarn,
Spinnet-ar liber gahrn
Veder dünnen zbiarn,
Ködet miar de barhöt?

Ich grüß' Euch schöne Dirne;
Spinnt Ihr lieber Garn
Oder dünnen Zwirn;
Saget mir die Wahrheit?

Die Mädchen antworten, wenn sie zeigen wollen, daß er ohne ihre Zuneigung gehen könne:

Biar, schönar pube,
Spinnen haar, stuppe,
Un raisten zu machen
In draht vor de shughe.

Wir, schöner Bube,
Spinnen Haar (Flachs) und Werg,
Um Reisten zu machen
Zum Draht für die Schuh' (zum Weitergehen).

b) Auf die der Arbeit entwöhnten Mädchen von Graben und auf der Laiten:

Schöne diarn von me Graben
Un af de Laiten, nu ködet méar
Beltarach och borrahten?
Auf steht vrüh, un ghet in garten,
Machet auf, stoant un rechet,
De härte erda denne prechet,
Machet ach seghen starch un beart
Bia der man, ba traghet schbeart,
Ar bellt seghen in minschen taghen
Laszen 'z haus von me Graben!

Schöne Dirne von dem Graben
Und auf der Laiten, nun saget mir,
Wollt Ihr Euch auch verheiraten?
Früh' steht auf und geht in den Garten,
Mach't auf, stehet und rechet,
Die harte Erde von dannen brechet,
Laßt Euch sehen stark und werth,
Wie der Mann, so trägt das Schwert;
Ihr werdet sehen, in wen'gen Tagen
Verlassen sie 's Haus von dem Graben!

c) Von Knaben im Märzen, wenn die Dielen (Böden) heuleer sind:

1) Schella, schella Märzo
Snea de hia,
Gras de her,
Alle de dillen lêr.
2) Benne der kucko kucket
Plühet der balt (Wald),
Bear lang lebet,
Sterbet alt.

Digitized by Google

d) Von Knaben, die auf einer Stange oder einem Stricke sich schaukelnd singen:

Rite rite raita,
Der pero (Bär) ist in de Laita,
De kaza ist in me garten,
Bear (wer) bill sich borrahten (verheiraten)
De kink le von Tomäsen,
Baz schenkens'ar.*) vor dotte?
An kutta käsen.

Am Schlusse singen sie laut und lachen.

Uebersicht dieser Untersuchung. — Die holz- und weidereiche Hochebene der Sette-Comuni im vicentinischen Gebirge war, wie daselbst aufgefundene Grabstätten und Münzen zeigten, in grauer und unbestimmbarer Vorzeit gewiß, wenn auch sehr spärlich, von Menschen bewohnt. Ob diese Bewohner Rasenen, transpadanische Gallier oder Cimber ꝛc. gewesen, vermag Niemand weder aus Denkmälern noch geschichtlichen Ueberlieferungen zu erweisen. Sollten auch cimbrische Ueberbleibsel auf diesen Alpen ihre Zuflucht und Rettung gesucht haben, so möchten sie dem stets wachen Argusauge der alles bezwingenden Roma schwerlich entgangen seyn. Wie sollte dieser Cimbrismus, bald durch fast zweitausend Jahre von fremden Volkselementen umfluthet, sich bis auf unsere Tage erhalten haben. Wie können diese Todfeinde des Marius, Söhne des Nordens, annoch in ihrem Uebergange in welsche Sprache und Lebensweise eine süddeutsche Mundart radebrechen, wie sie etwa im zwölften Jahrhunderte im nahen Tirol gesprochen wurde? Sie zu Cimbern zu machen ist eine Ausgeburt italienischer Gelehrten im vierzehnten Jahrhunderte, welche unsere deutsche Sprache und Geschichte nicht kannten. Da man die Unhaltbarkeit dieser Annahme einsah, so verfiel man auf andere Meinungen, die nach und nach auf sieben angewachsen sind.

Außer deutschen Stämmen während der Völkerwanderung haben sich ohne Zweifel auch nachher einzelne größere und kleinere Familien desselben Blutes, z. B. die gewaltigen Ezelini da Romano um Bassano ꝛc. nach geleisteten Kriegsdiensten friedlich auf den italienischen Ebenen der Brenta niedergelassen und Lehen bekommen; selbst das bayerische Bisthum Freising erhielt durch Kaiser Otto I. im Jahre 972 nicht unbedeutende Besitzungen um Castelfranco im Trevisanischen, in welche wohl deutsche Ansiedler und Knechte aus dem freisingischen Innichen in Tirol kommen mochten, wie die vielen deutschen Namen in Urkunden jener Jahrhunderte bestätigen. Viele Bewohner von der Brenta am Fuße des Bergwalles bis über Malo und Schio hin verrathen heute noch in ihrer Gesichtsbildung und ihrer ganzen Haltung deutsche Abstammung. Noch um das Jahr 1405 war zu Malo auch ein deutsch redender Priester wegen der Leute auf Monte di Malo, und vor nicht langer Zeit erloschdas Deutsche um Schio.

Die ersten bestimmten Nachrichten über diese sieben Bergdörfer, die seit ihrem Auftauchen schon ihrer Lage nach grundherrlich und seelsorglich wie in ihrem ganzen Verkehre an Italien gewiesen sind, fallen in's eilfte und zwölfte Jahrhundert. Im Jahre 1085 ist in einer

*) Statt schenken-se.iar: dotte statt des richtigeren dote. Was für eine Mitgift schenken sie ihr? — kutta ist das Bd. CXX. S. 31 erklärte kutt — eine Menge — da unser gut auch cimbrisch guot heißt.

Digitized by Google

Schenkungsurkunde der Berg Fugia oder Fozza genannt, der mit dem ganzen rechten Brenta-Ufer zum Kloster und zur Pfarre St. Florian hinab gehörte. Auch Ezelin II., der Mönch, hatte daselbst Rechte, die er dem Kloster zu Campese oder Campo Sion im J. 1202 verkaufte. Die Leute von Rozzo, das angeblich die älteste Pfarrkirche in diesen Bergen hat, erscheinen im J. 1175. Hier wie in dessen Tochterkirche Roana hatten die Herren de Poncii zu Breganze Besitzungen, welche schon eine geordnete Gemeinde, eine Gastaldia bildeten und käuflich an Ezelino III. kamen, der 1250 Berthold de Castelletto (Burgstall bei Rozzo) als seinen Gastalden oder Amtmann einsetzte. Nach der baldigen Ausrottung dieses gewaltigen Geschlechtes wurden diese Allodialgüter zur Tilgung ihrer Schulden von der Comune Vicenza im J. 1261 versteigert, sehr viele Höfe, eine Wiese in Enego, das Anfangs nach Arsie jenseits der Brenta eingepfarrt war, und der Berg Marcesina nebst zehn Höfen in Gallio, dessen Kapelle noch 1428 von der Pfarrkirche zu Castrano am Fuße des Gebirges abhängig war; ferner die wald- und triftenreichen Berge im Rücken von Rozzo und Roana. Sollten nicht die Klosterherren von St. Florian, dann die Ezelini, die Poncii, fleißige deutsche Knechte, Mägde und Schaffner, ja ganze Familien, jene deutsche Leute um Pergine, die vor dem tridentinischen Zwingvogte Gundebald im J. 1166 bei den Vicentinern Schutz suchten, auf ihre Berggüter genommen haben, welche unter dem Krummstabe, wie die Appenzeller unter den Aebten von St. Gallen, und unter milder Herrschaft zu beiderseitigem Vortheile hausässig, und in Anbetracht ihrer Lage, ihrer gesunden Kraft und ihrer nie gebrochenen Treue von all den Herren, denen sie nach einander unterstanden, mit manchen Freiheiten bedacht wurden. In diese Zeit zurück und hauptsächlich in's nahe Tirol, wo nach Beda Weber die Leute in Roncegno noch eine ähnliche Mundart haben, weiset die ersterbende deutsche Sprache in den Sette-Comuni. Um diese Zeit findet man noch keine Spur vom Cimbrismus; bald darauf aber erscheinen in den lateinischen Urkunden (leider kennt man keine deutsche) die Teutonici montanearum villarum, die sich zu Comunen bildeten. Die älteren Privilegien, die mit der vicentinischen Herrschaft begonnen haben sollen, und die Verbriefungen der Ezelini, welche den Werth dieses kräftigen Bergvolkes sicherlich zu schätzen wußten, sind durch Feuer und Schwert zu Grund gegangen. Die bekannten, in der Abhandlung besprochenen Freiheitsbriefe fallen in die jüngere Zeit, als Vicenza mit seinem Gebiete von 1297 — 1387 den veronesischen Scaligeri, dann durch siebzehn Jahre den Visconti in Maiſand, darauf von 1404 bis 1797 durch 393 Jahre der Republik Venedig gehorchte, welche die althergebrachten Rechte und Freiheiten dieser stets getreuen grenzhütenden Bergbewohner ungeschmälert ließ.

A. Meine Wanderung in die Sette-Comuni.

Am 19. August verließ ich mit meinem Freunde und Begleiter Herrn Krone, auf einer Timonella *) die nach Vicenza und Verona führende Hauptstraße zu Castelfranco, und fuhr über Godego (S. 9) gegen Bassano hinauf, dem Geburtsorte des Malers Jacob da Ponte, Berri's u. A., dem berühmten Sitz der Remondinischen Buchdruckerei, und von da nördlich hin am malerischen Ufer der wilden Brenta nach

*) Ein einspänniges Deichsel- (timone) oder Gabelwägelchen.

Digitized by Google

Solagna und weiter gegen Carpanè, welches durch eine Brücke vom jenseitigen Valstagna getrennt ist, das zwar keine der Sette-Comuni bildet, aber denselben als Contrada annessa, gleichsam als zugewandter Ort zugetheilt ist, und, wie erwähnt, der k. k. Pretura zu Asiago untersteht. In unserer Nachtstation zu Carpanè rieth man uns, den Weg unserer Wanderung über das hochgelegene Fozza nach Asiago einzuschlagen. Wir entschlossen uns, diese Gemeinde, die man uns in Hinsicht der Bewohner und ihrer Mundart als die interessanteste und wichtigste bezeichnete, zuerst zu sehen, zumal sie weder Schmeller im Herbste 1833, noch Herr Kohl, der von demselben Valstagna in mehr südlicher Richtung sich nach Asiago wendete, im Julius 1847 besuchten. Auf dem zum Theile mit Steinen gepflasterten Saumpfade, auf dem wir durch die Windungen einer wilddurchfurchten Bergschlucht emporstiegen, kamen uns einige rüstige Männer und Knaben mit Pferden und Maulthieren, die ihre schweren Kohlenlasten in's Thal hinunter trugen, in aller Frühe entgegen; andere schleppten an langen Seilen größere Baumstämme der wogenden Brenta zu, um vielleicht als stolze Kiele oder Balken aus Venetia in ferne Meere zu steuern. Auch Mädchen und Burschen zogen hurtig entweder desselben Weges, oder verloren sich seitwärts in die Berghalden zum Heumachen. Nach meiner von meinen Aeltern ererbten Gewohnheit grüßte ich Jeden mit der einfachsten Anrede, bald mit »guten Morgen,« bald mit dem nun auch in den Alpen selteneren »Gelobt sei Jesus Christus,« oder »wär (wohin) geahst Du?«— und erhielt gerade, offene Antwort, und so war die weitere Ansprache angeknüpft. Nach dreistündigem Emporsteigen zwischen mächtigem Gestein und grasreichen Bergwiesen gelangten wir in nordwestlicher Richtung zu Häusern oder vielmehr Hütten, die durch ihr alpenmäßiges Aussehen mich einerseits wohlthuend anheimelten, andererseits aber wegen der Armuth wehmüthig verstimmten. Sie sind ohne Rauchfang, von Stein, die entfernteren im höhern Gebirge und die Sennhütten sind nach deutscher Weise aus Holz. Die Grasgründe und Halden waren hier, wie allenthalben auf diesen steinreichen Bergen, mit oft mannshohen Schieferplatten (laste) [1]) als ewig dauerndem Zaune eingefriedet. Um zehn Uhr kamen wir wohl empfohlen an den Ortsvorstand (agente comunale) Christian Capellari nach Fozza, wo man gerade einen neuen, von der Kirche auf italienische Weise getrennt stehenden Thurm (campanile) baute. Bald war bei uns im schlichten, einzigen Wirthshause der verständige Capellari, der in Padua einige lateinische Schulen mitgemacht hatte, und begriff leicht den wissenschaftlichen Zweck unsers Besuches. Die Mittagsstunde nahete, und bald war die kleine Stube von Maurern, Zimmerleuten und neugierigen Jungen gefüllt, denen wir mit rothem Landweine deutsch Gesundheit zutranken [2]), um die cimbrische Zunge zu lösen. Dieß gelang uns, da mehrere derselben schon außer Land gewesen waren und uns gleich absahen, was wir denn eigentlich wollten. Es war mir höchst interessant, diese Männer und Jungen, die unter sich schnell italienisch kauderten und plauderten, lang-

[1]) Lastra heißt im Italienischen ein Steinplatte, Quaderstein zum Pflastern, und lastricare pflastern. Daher Laste basse, Ort und Berg, hinter welchem der L'Astico (Bd. CXX. S. 1. Anm. 3 entspringt. Dürfte dieser Wildbach nicht von Laste seinen Namen erhalten haben und richtiger Lastico zu schreiben seyn? Dieses Lastico bedeutet etwa Steinbach?

[2]) Von den Worten »i) bring dir's« des zutrinkenden Deutschen hat sich der Italiener vielleicht durch deutsche Landsknechte oder Handwerker sein »brindisi« gebildet.

Digitized by Google

sam, gebrochen und bedächtlich wortsuchend ihr Cimbrisch (denn so nennen sie ihre Sprache) herausarbeiten zu hören. Man fühlte mit die Mühe; der Führer und Leiter des Gedankens, die Seele der Empfindung lag im Italienischen; in dieser Sprache fanden sie sich heimisch, waren sie gesprächig, mundfertig. Nur Kinder brauchen unter sich und mit ihren Müttern, dann um von Fremden nicht verstanden zu werden, den Jargon, und zu Fozza soll die nun allmälig erlöschende Cimbersprache noch am meisten in den sieben Gemeinden im Gebrauche seyn. Herr Matthias Mulle, k. k. Preturs-adjunct in Asiago, versicherte mir, daß er in drittehalb Jahren nur zwei gerichtliche Verhöre in deutscher oder cimbrischer Sprache vorgenommen habe, mit einem siebenjährigen Knaben und einem alten Weibe.

Da der Winter diese Höhen um Fozza früher als die niedriger gelegenen andern sechs Gemeinden besucht und die Hirten ihr Vieh während dessen langer Dauer nicht zu ernähren vermögen, so schließen sie, und wie man mir sagte auch die von Enego, gegen die Mitte des Octobers ihre Thüren, und ziehen altherkömmlich mit ihren Familien und Herden in die Ebenen von Vicenza, Treviso, Padua ꝛc. auf die Weide, wo sie für den Unterhalt des Viehes einen Theil des Nutzens dem Grundherrn lassen. Ob sie gleich unter durchaus italienisch Redenden durch ein halbes Jahr leben und ihre Sprache durch alljährlich wiederholten Verkehr lernen und sprechen, so ziehen sie unter sich dort eigensinnig ihr cimbrisch vor, um nicht verstanden zu werden. Wenn die wärmere Südluft den Brentacanal frühlingbringend durchströmt und die Alpenmatten wieder die Herden nähren, ziehen sie mit Weib und Kind sehnsuchtsvoll an ihren eigenen Herd zurück. Wenn sie auch meistens unter sich heiraten, so knüpft doch die allgewaltige Liebe manchmal mit Fremden ein festes Band, welches der Erhaltung der deutschen Mundart eben nicht förderlich ist.

Die Küche in Fozza bot eine sättigende welsche Reissuppe und ein gutgenährtes Huhn mit rothem Weine, der von der Ebene herauf von Saumthieren getragen war, mit freundlichem Gesichte und billigem Preise. Wir fühlten uns recht heimisch bei diesen armen Leuten.

Abends machten wir einen Spaziergang auf dem Bergrücken, der von Fozza gegen Bassano hinläuft, bis zur Südspitze, auf der ein Kirchlein mit einer Einsiedelei zwischen zwei hochragenden Bäumen prangt. Schon Abends zuvor auf der Fahrt durch's Brentathal herauf fesselte lange dieser Punct unsern Blick und weckte die Lust, von da über die unermeßliche Ebene niederzuschauen. Das Auge schweifte nun in schwelgender Lust über die gesegneten Fluren mit ihren zahlreichen Dörfern und gethürmten Städten bis gegen Venedig hin, das schon allmälig der Abendschleier umzog. Seit langer Zeit hat diese Siedelei ihren Bewohner, und findet, nach unseres alten Führers Versicherung, sobald der Besitzer im Frieden dahingeschieden, alsogleich seinen Nachfolger, der in der schönsten Natur in Wahrheit hier das beschaulichste Leben führen kann. Er lebt von den Gaben, die er von wohlthätigen Leuten einsammelt. Der dermalige Inhaber zeigte uns recht artig seine ganze Wirthschaft in engstem Raume. Dessen Vorgänger baute mit 20,000 Lire, die er allenthalben gesammelt hatte, in einem tiefgelegenen Weiler auf dem Wege nach Gallio eine Kapelle, in welche seit etwa 1840 ein Priester aus letztgenanntem Dorfe Mittwochs und Sonnabends kommt, um Messe zu lesen. Von dieser mir unvergeßlichen Stelle genossen wir die schönste Fernsicht aus den Sette Comuni.

Des andern Morgens besuchten wir die der Himmelfahrt Mariä

Digitized by Google

geweihte alte Pfarrkirche zu Fozza. Das Hochaltarblatt stellt die h. Jungfrau auf dem Throne mit dem Jesuskinde vor, unten rechts ist der h. Johann Evangelist und links der h. Benedict mit zwei anmuthigen Knaben, die auf den Stufen sitzen. Es ist ein Werk der Gebrüder Francesco und Bartolomeo Nasochj aus Bassano, die gewöhnlich bis um 1540 mit einander arbeiteten *).

Nun nahmen wir von unsern ehrlichen, gutmüthigen Leuten Abschied, und wanderten im unabläßigen Gespräche (Gespräche) mit unserm alten cimbrischen Führer Franz Gheller gegen Gallio hinab, das seit längerer Zeit schon ganz welsch ist. Hier zog die geräumige und für diesen Ort sehr schöne Pfarrkirche, die dem h. Bartholomäus geweiht ist, vor allem unsere Aufmerksamkeit auf sich. Auf dem Hochaltare sieht man die h. Jungfrau mit dem Kinde sitzend, unten auf der einen Seite den h. Bartholomäus und M. Magdalena, und auf der andern den h. Apostel Petrus und die h. Lucia mit der lateinischen Unterschrift, daß das Bild die so eben genannten Gebrüder Nasocchj am 20. August 1534 vollendet haben. Es hat sich bei dem dortigen Brande um das Jahr 1764 glücklicher Weise erhalten. — An einer Wand hängt eines der gelungensten Bilder des Johann Baptist da Ponte, eines, aber des kunstschwächsten Sohnes (geb. 1553, gest. 1613) des berühmten Jacob da Ponte aus Bassano, und zwar nach Verci S. 214 das einzige, das man mit seinem Namen kennt. Oben gewahrt man den h. Leonhard mit Fesseln an einer Hand und unten den h. Apostel Johannes, St. Sebastian, St. Rochus mit dem Hunde und den h. Abt Antonius. Mit einer langen Inschrift, welche die Namen derjenigen, die das Bild im J. 1593 malen ließen, enthält. Die Sakristei zieret ein h. Franciscus von Assisi und ein h. Dominicus (?) von Dominik Feder im J. 1657 gemalt, die Ecke zeigt des (deutschen?) Künstlers jugendliches Brustbild mit einer Palette.

Eben daselbst ist ein Gemälde von Luca Martinelli († um 1640) aus Bassano, welches die h. Jungfrau mit dem h. Dominik und der h. Rosa knieend und ringsherum die fünfzehn Mysterien vorstellt. Unten eine Menge andächtigen Volkes mit einer Inschrift der Rosenkranzbruderschaft zu Gallio, welche im J. 1596 dieses Bild malen ließ.

Von Gallio wendeten wir uns nach dem etwa eine Stunde Weges entlegenen Asiago, wo wir Mittags ankamen, und besonders bei dem mehrerwähnten Adjuncten Mulle eine freundliche und für unsere Forschungen förderſame Aufnahme fanden. Nachmittags war nach unserm Wunsche alles, was sich regen konnte, auf der Straße des langgedehnten Ortes, indem man den Bischof von Padua, der zur Ertheilung der h. Firmung hieher kam, erwartete. Ich sah, da noch kein Fahrweg nach Asiago gebahnt ist, den feierlichen Einritt des Kirchenhauptes, von vor- und nachreitenden Geistlichen und festlich geschmückten Männern und dem beweglichen Volke begleitet. Leider stellte sich Abends Regenwetter ein, das während unseres Aufenthaltes fast immer andauerte und uns von den gewünschten Excursionen abhielt.

Kunstwerke in beiden Kirchen zu Asiago. — Besonders schön ist der vom Bildhauer Orazio Marinali aus Bassano im J. 1700 verfertigte Tabernakel des Hochaltars in der Pfarrkirche mit Statuen des h. Matthäus, des Kirchenpatrons, und des h. Johann des Evangelisten, nebst geflügelten Engeln und einem Basreliefe, daß den Gang Jesu auf

*) Notizie intorno alla vita e alle opere de' Pittori, Scultori e Intagliatori della città di Bassano, raccolte da Giambattista Verci. In Venezia 1775. p. 30.

Digitized by Google

den Kalvarienberg vorstellt. Die Mauer der Tribune ziert ein schönes Gemälde von Franz da Ponte († um 1530), dem Vater des berühmten Jacob da Ponte oder Bassano. Es sitzt nämlich die h. Jungfrau mit ihrem Kinde im Arme auf einem erhabenen Sitze, und zu den Seiten der h. Matthäus und der h. Johann der Evangelist; auf der Stufe zu den Füßen Mariens spielt ein schönes Knäblein auf der Zither. Auf dem Altare »zum Namen Jesu« sieht man ein sehr schönes Gemälde voll Geschmack von Jacob da Ponte, mit der Opferung Jesu im Tempel und Simeon im hohenpriesterlichen Gewande (wiewohl unrichtig, da er nie Hoherpriester gewesen), nebst mehreren untenstehenden heiligen Personen *). Ein werthvolles Bild von Franz da Ponte dem Jüngern († 27. Juni 1591) ist das vom h. Antonius, dem Abte. In der Mitte ist der Heilige, auf der einen Seite sieht man die h. Justina, Lucia und den h. Rochus, auf der andern den h. Vitus und Modestus nebst einer h. Jungfrau und Martyrin. Von demselben sind auch zehn Frescogemälde in der Kirche zu Enego, welche Handlungen aus dem Leben Christi darstellen. Die Decke der Kirche ist im J. 1706 in Fresco von Cristoforo Menarola gemalt, den Einige in Asiago geboren seyn lassen.

Die Kirche zu St. Rocco in Asiago ziert die h. Maria von Loreto mit dem h. Aegidius und dem h. Franz von Assisi, vom Künstler Alessandro Maganza.

Zu Canove ist ein durch Licht und Schatten ausgezeichnetes Gemälde des Bassanesen Antonio Scajario († um 1640), das die h. Dreifaltigkeit auf gewöhnliche Weise darstellt, unten rechts ist der h. Marcus mit dem Löwen, links Johann der Täufer, der in der Wüste zahlreichem Volke predigt. Von demselben Meister besitzt Roana zwei Bilder, nämlich den h. Karl mit der Jahrzahl 1619 und die h. Lucia, jedes mit mehreren Heiligen; auf ersterem erscheint auch ein Heiliger in Pilgertracht, gemeiniglich St. Valentin genannt, der nach Verci S. 227 stets in diesem Lande verehrt wurde. Wie der bei den vorarlbergischen Walsern verehrte Bischof Theodul unläugbar auf Wallis hinführt, so dürfte vielleicht auch diese althergebrachte Verehrung des h. Valentin auf das Innere von Tirol hinweisen?! Der Pilgerfahrten und des Predigens um Passau, in Bayern und in den rhätischen Alpen müde, lebte er zuletzt als Einsiedler bei dem später verschütteten Maja (im heutigen St. Valentin bei Obermais) nächst Meran, wo er im J. 470 gottselig entschlief. Dessen Gebeine wurden aber 739 erhoben und nach Trient, dann 769 durch Herzog Tassilo II. nach Passau übertragen. Tief wurzelte dessen Verehrung im Volke, an dreißig Kirchen sind ihm in Tirol geweiht.

Das Altarblatt im Dorfkirchlein zu Ronchi, das nach Gallio pfarrgehörig ist, zeigt oben die h. Dreifaltigkeit, in der Mitte die h. Jungfrau auf der einen und M. Magdalena auf der andern Seite knieend dar, und unten drei andere Heilige.

In der Pfarrkirche zu Rozzo ist von dem vorerwähnten Scojario am Altare des h. Anton von Padua mit diesem Heiligen, dem h. Karl von Borromeo ꝛc. auch der h. Valentin zu sehen.

Dafür konnten wir genauere geschichtliche Erhebungen in diesem Centralpuncte über die sieben Berggemeinden machen, und sahen bei dieser Festlichkeit einen großen Theil der Bevölkerung jegliches Alters auch

*) Notizie intorno alla Vita e alle opere de' Pittori, Scultori etc. della città di Bassano, da Giambatista Verci. Venezia 1775. p. 120

Digitized by Google

aus den entferntern Dörfern und Weilern theils in der Kirche, theils auf der Gasse und im Gasthause, wie man sie sehr selten so zahlreich versammelt findet.

Herr Mulle schildert, mit Herrn Kikinger übereinstimmend, diese Leute als aufrichtige, zutrauliche, gutherzige, gastfreundliche, geradsinnige Leute, nach guter alter deutscher Sitte standhaft in der Freundschaft und treu dem gegebenen Worte. Voll Friedfertigkeit lieben sie weder Streit noch Händel und haben wenig zu rechten, daher sind in Asiago für den ganzen District nur drei Advokaten, von denen besonders nur Einer zu thun hat. Diebstähle sind bei dem armen Volke höchst selten; Waldfrevel sind dessen Hauptvergehen, indem manche sich allzugroße Freiheiten herausnehmen, in Gemeindewaldungen zu holzen. Selbst auf diese rings umschlossenen Berge verlieren sich fremde Bettler.

Das Volk ist im Ganzen arm, da es außer der Viehzucht nur Holzarbeit in den Wäldern und wenig anderes Tagwerk gibt; nur die von Rozzo und Roana ziehen auf den Schnitt in die Ebene. In und um Lusiana ist die Verfertigung von Strohhüten und Strohbändern sehr einträglich, wo aus dem besten Strohe Hüte und Bänder in vollkommenster Schönheit gemacht werden *). Nach einer mündlichen Ueberlieferung lernte ein gewisser Nicolò dal Sasso in Dalmatien oder in der Levante als Galeerensträfling das Verfertigen von Hüten aus einer Sumpfpflanze (gemeiniglich brulo oder grolo genannt), und machte nach seiner Heimkehr um das Jahr 1640 mit wucherndem Glücke den Versuch aus Stroh. Im Jahre 1667 erhielt Lusiana im Vereine mit Conco, St. Luca und Crosara ein Decret, daß diese Manufacturen eben so wie die anderen Erzeugnisse der sieben Gemeinden von jeglicher Abgabe frei seyn sollten. — In Asiago, dem vermöglichsten Orte, sollen wenige Familien ein tägliches Einkommen von zwei Gulden Conventionsmünze haben.

Sie bauen Gerste, Roggen, Hafer, Hülsenfrüchte, dann Patate, d. i. Erdäpfel, die sie tagtäglich essen, und Cappuccj (Kohl), jedoch kaum für ein Drittel des Jahres. Weder Mais noch Obst wachsen um Asiago, Gallio und Fozza wegen des sie umschließenden Gebirges, wohl aber in Rozzo und Roana, wohin die Südluft heraufströmt.

Man hört daselbst selten Sang und Klang, indem das Volk keinen musikalischen Sinn haben soll. Doch hört man bisweilen die Weiber bei ihrer Arbeit cimbrisch singen. Der Gesang besteht in unklaren Sprüchen und Reminiscenzen, deren sie sich größtentheils aus ihrer frühesten Jugend erinnern. Diese Lieder, wenn solche Fragmente je diesen Namen verdienen, wären auch gesammelt sonder Zweifel ohne Belang, da das Volk alldort der poetischen Ader entbehren soll; man könnte daraus nur ersehen, ob auch einige älteren und entfernteren Ursprungs sind.

In der Kirche wird in italienischer Sprache gebetet, gebeichtet und gepredigt, und der cimbrische kleine Katechismus ist ein den guten Leuten gelehrtes und fremdes Curiosum.

Im Gasthause spielen diese vicentinischen Aelpler nach italienischer Weise, und sind keine Freunde von Theatern und Spectakeln, wie die lebhaftern Italiener. Auch haben sie, wie man mich in Asiago versicherte, keine übermäßige Neigung zum Weine; doch lieben sie, nach Kikinger, gastliche Schmausereien; kein Contract, keine Hochzeit, keine Taufe, keine Kirchweih, keine Leiche ohne Schmaus. Was zur Freundschaft gehört

*) Strohhüte- und Strohbänder-Fabrik in den Sette-Comuni, s. Sammler für Geschichte und Statistik von Tirol. Innsbruck 1807. Bd. II. S. 52 ff.; dal Pozzo S 333.

Digitized by Google

wird geladen, und da ist des Essens und Trinkens kein Ende. Selbst Gemeindesachen müssen bei vollen Schüsseln und Krügen verhandelt, nämlich am ersten Tage debattirt und am zweiten abgestimmt werden. Ist das nicht echt germanisch?

Die Kleidung von Mann und Weib ist die des italienischen Bergvolkes. Sie tragen gleichfalls Haarlocken, von denen eine lange an jedem Ohre unmalerisch herabhängt. Zudem haben solche Haare (zazzera), wenn sie nicht sehr rein gehalten werden, nichts Angenehmes; wie nett und säuberlich sind dagegen die um die Schläfe gewundenen Zöpfe der Bregenzerwälderin.

Die Männer heiraten frühe, bald nach dem zwanzigsten Jahre, die Mädchen vom achtzehnten bis ein und zwanzigsten. Kikinger [1]) beschreibt nach dal Pozzo S. 223 die Hochzeitfeier auf folgende Weise. Der Bräutigam holt am Morgen mit seinen Verwandten und Freunden die Braut ab, welche sie mit einem Frühstücke bewirthet. Sofort geht der Zug beider Freundschaften unter fortwährenden Flinten- und Pistolenschüssen in die Kirche. Die Braut wird von ihrer Pathin oder sonst einer betagten Frau zum Altare geleitet, und verehrt dem Priester beim Empfange der geweihten Trauringe ein weißes Schnupftuch. Nach der Messe macht der Bräutigam dem Geistlichen ein kleines Geldgeschenk, und läßt die Braut von seinen Brüdern oder Vettern mit dem ganzen Hochzeitzuge unter dem Donner des kleinen Geschützes in sein Haus führen. Oft ist Musik dabei, da wird von Zeit zu Zeit angehalten und ein Tänzchen gemacht. Der Hochzeitschmaus schließt die Feierlichkeit, wobei es toll und voll zugeht, und oft mehr verzehrt wird, als die Mitgift beträgt. Einige Tage nach der Hochzeit muß die Mutter der Braut dem jungen Ehepaare einen Höflichkeitsbesuch (una visita di formalità) machen, welcher das Insolezant [2]) heißt. Nun gehen, wie ich in Asiago hörte, die Hochzeiten viel stiller vor sich. Die Gemeinen halten sie im Gasthause, die Vermöglicheren in ihrem eigenen.

Der Weihnachtblock (lo zocco di Natale, lo zocco di ogni bene, auch il ceppo di Natale), einst über Italien verbreitet und dem heidnischen Norden als Juel-Fest bekannt, wird nach Herrn Kikingen noch getreulich in zahlreicher Gesellschaft angebrannt, und der heilige Abend dabei unter allerlei Spielen und Unterhaltungen hingebracht. Diese Zocco-Feier dauerte vormals drei bis vier Abende nach einander. Vgl. dal Pozzo S. 136 und 224.

Unvergeßlich bleiben in meiner Erinnerung die Paar regnerischen aber sehr lehrreichen Tage in Asiago, das wir in trüber Frühe des 24. Augusts 1847 verließen, begleitet von Herrn Dr. Bordoli, der in Wien Medicin studiert hatte. Wir besahen in der netten Kirche zu Canove das oben S. 38 erwähnte schöne Altarblatt von Antonio Scajario. Nun sagten wir dem freundlichen Begleiter schuldigen warmen Dank und baten ihn unsere herzlichen Grüße an die biedern Bewohner von Asiago mitzunehmen. Von einer steinigen Anhöhe warfen wir unsern Scheideblick nach den sieben Bergen zurück, voll schmerzlichen Gefühls, einen Zweig des weitgeästeten deutschen Baumes, welchen er vor Jahrhunderten auf fremden Boden hinüberbog, für das große Vaterland allmälig abdorren zu

[1]) In der Zeitschrift Echo. Mailand 1841 (nicht 1831, wie es Bd. CXX. Anzeigebl. S. 3 unten irrig heißt) Nr. 19. S. 6.

[2]) In dal Pozzo Infokezant, wohl irrig; mir scheint das Wort aus heimsuchent verdorben zu seyn, und somit Heimsuchung, Besuch zu bedeuten.

Digitized by Google

sehen! Daß diese Auflösung hier nicht schon längst geschehen, gibt Zeugniß von der innern Lebenskraft des deutschen Wesens und Volkes. Priester, Lehrer und Beamte, nur in welscher Sprache und Weise geschult und gebildet, und mit Ausnahme Weniger der cimbrischen Mundart minder kundig als der gemeine Mann, können unmöglich zur Erhaltung des alten Elementes beitragen; der kleine Katechismus vom Jahre 1842 — das einzige gedruckte Buch — ist zum Lehren und Lernen besserer deutscher Sprache unbrauchbar und als Curiosum selbst Wenigen bekannt. Tüchtige Lehrer deutscher Sprache, etwa ausgediente Unterofficiere (wie ich S. 21 andeutete), oder auf deutschen Schulen brauchbar ausgebildete Söhne jener Berge vermöchten mit zweckmäßigen Büchern vielleicht noch — aber es ist höchste Zeit — zur Auffrischung jenes schwachen Lebensflämmchens beizutragen. Möchten auch wohlmeinende Beamte, gebildete Priester und tüchtige Lehrer an der mittlern Etsch in Tirol dafür wachsam sorgen, daß einst nicht auch von ihnen, wie wir von den Sette-Comuni, der Vaterlandsfreund mit wehmuthsvollem Gefühle scheide! Nun wandten wir den Blick dem blühenden Italien zu, und stiegen über hals- und fußbrechendes Geklippe, wenn ich nicht irre, durch die Valle Campiello gegen Caltrano und Carrè nach Tiene hinab, von wo wir von heftigem Regen ereilt Abends nach Vicenza fuhren.

Herr Professor Karl Ritter aus Berlin, dessen ruhiger und klarer Geist sich am liebsten mit dem Menschen, als dem Schlußgliede der großen Verkettung der Natur, beschäftigt, besuchte nach dem Congresso letterario zu Venedig in den ersten Octobertagen (1847) diese interessanten Siebenberge. Möge Er, der mit den Alpen und ihren Bewohnern so wohl vertraut ist, die Resultate seiner scharfen Beobachtungen auf dieser Wanderung den Freunden der Länder- und Völkerkunde recht bald mittheilen.

B. Namen, Lage und Bevölkerung der XIII Comuni im veronesischen Gebirge.

A. Zum Districte und zur Pretura Verona gehören:

a) Zwischen der Etsch und westlich vom Valle dell' Anguilla, und südlich der Monti Lessini auf dem Gebirgsrücken I. Erbezzo mit 939 Einwohnern im Jahre 1846.

b) Oestlich vom Valle dell' Anguilla und dem Val di Squaranto findet man II. Bosco Frizolane oder Chiesa nova, und östlich von diesem III. Val di Porro [1]), beide mit 2431 Menschen; südlich von ihnen IV. Cerro [2]) mit 632 Bewohnern, zusammen 4002 Seelen.

B. Zum Districte Badia Calavena und zur Pretura Tregnago gehören, und sind zwischen dem Val di Squaranto und dem Flusse oder Gießbache Progno gelegen: V. Rovere di Velo mit San Vitale in Arco, und südlich VI. Porcaro, beide mit 1598 Einwohnern; dann östlich VII. Saline mit 758 Menschen; ferner nordöstlich über Rovere di Velo VIII. Velo, IX. Azzarino und X. Campo Silvano, zusammen mit 930 M.; weiter zwischen dem Progno und dem Gießbache Chiampo im Thalgelände des Progno links unten: XI. Badia Calavena, wo der Sitz der Gerichtsverwaltung, ursprüng-

[1]) Nicht Valdipozzo, wie es im Compartimento territoriale delle Provincie dipendenti dall' I. R. Governo Veneto, 1846, p. 8 irrig genannt wird.

[2]) Cerro, lat. cerrus, Cerreiche, Zirneiche, also Eich.

Digitized by Google

lich Abbadia Calavena, weil ehedem daselbst Canonici waren, mit 1862 M., mitten XII. Selva di Progno mit dem darüber gelegenen Giazza (auch Ghiazza, d. i. Eisgrube), und tiefer östlich hin im Gebirge Campo Fontana, und am meisten östlich XIII. St. Bartolomeo Tedesco, diese beiden Gemeinden zählen zusammen 2267 Bewohner. Somit sämmtliche Tredeci Comuni 11,417 Menschen, und 10,022 M. weniger als die Sette-Comuni, mit fünfzehn Priestern. Nach der Versicherung mehrerer Leute in Asiago redet man in diesen Gemeinden nur noch in Ghiazza und Campo — Fontana cimbrisch.

Diesen Gemeinden war das Recht, die Ihrigen nach eigenen Gesetzen zu richten, zugestanden. Das geschah vermittelst eines Rathes, der aus einem Oberhaupte, Capo (wie einem Ammann), dreizehn Räthen und einem Gerichtschreiber bestand, und eines großen Rathes von 39 Gliedern, worin der allgemeine Statthalter den Vorsitz hatte. Sie hielten ihre Zusammenkünfte und Berathungen in Velo, und zu Abbadia Calavena waren gewöhnlicher Weise die Gerichte des Vicariates *). Auf gleiche Weise hatten die sieben Berggemeinden zu Asiago ihre Gerichte, die aus zwei Richtern für jede Gemeinde und einem Schreiber (Cancelliere) bestanden, und von wo Abgeordnete nach Venedig und andern Städten gingen, um ihr Bestes zu besorgen.

Eine seltene Landkarte mit Bezeichnung der Wach- und Grenzposten dieses Bergstriches ist: 1) Il territorio Veronese e sua diocese nei suoi veri Confini coi posti di publiche guardie, con lungo studio e fatica di D Gregorio Piccoli della Terra di Erbezzo nella Montagna alta Veronese 1747; dann:

2) Le territoire de Verone dressé sur les meilleures Cartes. A Venise par P. Santini. 1776.

3) Carta del Dipartimento dell' Adige e di una parte dei Dipti Limitrofi, disegnata ed incisa da F. Richard de Rouvre. Verona, 1812.

4) Die Karte des k. k. Generalquartiermeisterstabes.

C. Die deutsche Gemeinde Sappada nebst Sauris in der Pretura Tolmezzo in Friaul.

Ungefähr zur selben Zeit, als Oberwalliser in den Wildnissen von Davos und auf den weidereichen Alpen Vorarlbergs, dann tirolische Hirten und Holzarbeiter in den Sette-Comuni sich niederließen, kamen auch Ansiedler aus dem östlichen Tirol über die Grenzscheide und lagerten sich in der innersten Einöde des Hochgebirgs, das seine Wasser südwestlich durch die Piave in's adriatische Meer niedersendet, und machten sie urbar und wohnlich. Sappada ist ein anderthalb Stunden langes und eben so breites Hochthal, das rings von Felsen umschlossen ist. Sein Name ist romanisch und ganz einfach von zappa oder in der weichern venetianischen Mundart sappa (vgl. das franz. sappe oder sape, sapeur etc., dann das mittellat. zappa), d. i. Hacke, Haue, Karst, abzuleiten. Da zappata einen Schlag mit der zappa bezeichnet, so mag der Leser diesen Namen mit Schlag oder Schläge — wie auch Asiago bei den Deutschen heißt — sich verdeutschen.

Um diese deutsche Sporade inmitten welscher Zunge geschichtlich zu begründen, wollen wir bergüber in's Drauthal setzen, in welches sich

*) Dei Cimbri Verenesi e Vicentini di Marco Pezzo, 1763, p. 43.

Digitized by Google

östlich von Sillian das Thal Villgraten unweit des alten Heimfels ausmündet. Schon der letzte bojoarische Herzog Tassilo II. schenkte im letzten Jahre seiner Regierung 788 dem von ihm gestifteten Kloster Innichen (vgl. Bd. CXX. A. Bl. S. 9), wodurch das Thal wie Innichen an die bischöfliche Kirche zu Freising, und später als Lehen derselben an den frommen Grafen Arnold von Greifenstein überging. Unter seiner Herrschaft wurde das weidereiche Alpenthal urbar gemacht und von Menschen bevölkert. Nach dessen Tode kehrte es 1140 wieder an die erwähnte Kirche zurück; aber die gewaltigen Grafen von Görz, welche im Sommer auf dem Schlosse Heimfels, dem Schlüssel zum Thale, Hof hielten, wußten sich in den Besitz dieses ihnen wohlgelegenen Thales zu setzen, und machten daraus einen Thier- und Hetzgarten [1]). Nach Leonhard's, des letzten Grafen von Görz Tode, der am 12. April 1500 auf dem Schlosse Bruck bei Lienz starb, kam Heimfels mit dem Thale an K. Maximilian I., und dieses feste Schloß war eine Niederlage für Pulver und andern Kriegsvorrath in den Kriegen gegen Venedig. Nun zurück nach Sappada, dessen Bewohner aus dem Villgratner-Thale stammen.

Als das Schloß Heimfels, das Einige Heunfels, ja Hunnenfels deuteten, von seinen Zwingherren gebaut wurde, mußten auch die Villgratner Frohndienste leisten und wurden slavisch behandelt, so daß Mehrere auf den italienischen Boden hinüberflohen. Der Uebertritt soll, nach der gefälligen Mittheilung des Herrn Pfarrers Joseph Gallanda in Sappada, etwa vor sieben Jahrhunderten geschehen seyn. Sappada war damals ein nur vom Wilde bewohntes Waldthal. Die Flüchtlinge bauten sich unter dem sogenannten Hochstein hölzerne Hütten, lebten von Wildpret und beschäftigten sich mit dem Graben des dortigen Eisenerzes. So wuchs ihre Anzahl auf sieben und zwanzig Familien, welche beschlossen, daselbst beständig zu verbleiben, und zu gleicher Zeit ihren Aufenthalt dem Patriarchen zu Aquileja anzuzeigen. Dieser nahm sie liebevoll in seinen Schutz, gab ihnen Privilegien und Schenkungen, und gestattete nicht nur den Gegenwärtigen, sondern allen noch Kommenden beliebige Niederlassung.

Es war nämlich vom K. Konrad II. Friaul, wohin schon Karl der Große (deutsche?) Lehensleute gesetzt hatte, dem Patriarchen Popo von Aquileja geschenkt, und ihm auch am 13. Sept. 1028 das Münzrecht verliehen. Seine Nachfolger blieben durch beinahe vier Jahrhunderte in dessen Besitze. Als der Patriarch Ludwig, Herzog von Teck, sich im J. 1418 mit Venedig in Krieg eingelassen hatte, nahm und behielt die Republik dllo. 6. Juni 1420 dieses ihr so wohl gelegene Land um so leichter, da ihr die geldbedürftigen Kaiser große ihnen dargeliehene Summen schuldeten. Demnach war auch das friaulische Carniathal [2]), zu dem auch Sappada gehört, bis zum J. 1420 diesen Kirchenfürsten unterthan.

Diese Ansiedler zu Sappada gehörten, bevor sie eine eigene Kirche hatten, zur Pfarre St. Marien in Carnia, sechsthalb Stunden abwärts gegen Udine, wohin sie zur Messe und zum Empfange der Sakramente kamen und auch ihre Todten begruben, wie man noch gegenwärtig die Grabstätte der Sappadiner in gehauenem Steine daselbst sehen kann.

---

[1]) Vgl. Beda Weber's Land Tirol, Bd. III. S. 471; dann Dr. Staffler's Tirol und Vorarlberg, Bd. II. S. 389 f.

[2]) Carnia heißt die ganze nordwestliche Gebirgslandschaft von Friaul. S. von Spruner's historischen Atlas Nr. 6, wo in Friaul das Gastaldat Carnea eingezeichnet ist, dann Nr. 70. — Das Patriarchat Aquileja wurde mit Genehmigung des Papstes Benedict XIV. im J. 1751 aufgehoben, und daraus für den österreichischen Antheil das Erzbisthum Görz und für den venetianischen das Erzbisthum (jetzt Bisthum) Udine errichtet.

Digitized by Google

Damals war diese Marienkirche die einzige und nächste. Wann die erste Kirche in Sappada erbaut wurde, ist nicht bestimmt. Man will behaupten, etwa hundert Jahre nach der Ansiedelung; sie ging im J. 1770 durch den Blitz zu Grunde, und im J. 1778 ward die heutige große und statliche vollendet. Als Patrone werden besonders die h. Margaretha, dann die Heiligen Hermagoras und Fortunatus, die Patrone der einst berühmten Kirche zu Aquileja, verehrt. Die Priester, welche dieser Pfarre vorstanden, waren theils Italiener, die in Deutschland studirt und sich die deutsche Sprache eigen gemacht hatten, theils geborne Sappadiner. Der dermalige Pfarrer, Herr Gallanda, wurde nach dessen von mir erbetener Mittheilung zu St. Peter in der Schlavania (Slavonien?) geboren, in Cividale, wo seine Aeltern hausäßig waren, erzogen und zu Udine, wo er seine Studien vollendet hatte, zum Priester geweiht. Er war in keiner deutschen Schule, ist aber des Lesens und Schreibens dieser Sprache kundig, wenn er auch letzteres gänzlich außer Uebung gesetzt hat. Als junger Geistlicher verweilte er durch acht Jahre zu Thurn am Hart in Unterkrain bei dem Grafen von Auersperg als Schloßkaplan, und lernte daselbst unsere Sprache. Nach seiner Rückkehr schickte ihn der Bischof von Udine vor 24 Jahren wegen seiner Kenntniß der deutschen Sprache in diese deutsche Berggemeinde. Die beiden Briefe, welche ich aus Sappada erhalten habe, sind in seinem Auftrage vom dortigen Schullehrer Thomas Pichler d'Adamo in ziemlich correctem Deutsch und recht leserlicher deutscher Handschrift geschrieben.

Leider reichen die Tauf- und Sterbebücher zu Sappada nicht über das Jahr 1666 hinauf, in welchem die frühern verbrannt sind. Die Familien führen meistens natürlicher Weise die Namen der Weiler, die sie bewohnen oder von denen sie herstammen, nur manchmal auch mit italienischer Färbung und Vermummung, wie in den Sette-Comuni, z. B. Soldrer, ital. Solero; Pichler, ital. Colle (vom tirolischen Pichel, alemann. Bühel); Quing (in Tirol gibt es noch Kink), Galler, Brunner, ital. Fontana, Hofer, Kratter, Lanner, Obweger, Ecker, Buicher, d. i. Bucher und Benedicter, welche alle tirolischer Abkunft sind; die zwei italienischen Familien heißen Cecon und Pulise; aus Kärnthen sind die Eder und Taffenbacher, welche in neuester Zeit hausäßig geworden sind.

Die Pfarre Sappada zählt dreizehn Dörfchen oder Weiler, und zwar rechts an der Piave hinauf das große Dorf (Granvilla nach der Karte des k. k. Generalquartiermeisterstabes) mit der Kirche, Pichel, Bach, Mühlbach (Milpa auf der Karte), Gattern, Hofe, Brunner (Fontana), Kratten, Weger, Ecke, Buicher, Cretta, und über diesem auf dem linken Ufer der Piave Zupaden oder Cima Sappada.

Auch die Berge, welche Sappada in ausnehmender Schönheit pyramidalisch umschließen, haben deutsche Namen; so der Weißenstein oder Pieralba, mit einem Brunnen auf dem Gipfel gegen Kärnthen, unter welchem in der Alpe Zez die Piave entspringt, in die der Zährenbach, der Mühlbach und Krummbach (auf der Karte R.(ivo) Crum) sich ergießen; auch liegen gegen Norden der Eisenberg (M. Ferro), der Hochstein und Scheibenkofel; der Spitz und Kreuzpichel gegen Mittag; der Eulen- und Eckenkofel gegen Abend. Die vorzüglichen Alpen, auf denen das Vieh weidet, sind Zez oder Zesis (Sesis) und Ecke.

Die Sappadiner sind gesunde und starke Leute, haben wohl-

Digitized by Google

gebaute Körper und schöne, frische Gesichtsfarbe. Sie sind arbeitsam, betragen sich sittlich und ahmen in Allem mehr dem Deutschen als Italiener nach.

Am Fuße der kahlen Felsen, welche Sappada umschließen, stehen die Wälder, von denen man, weil sie unter Administration stehen, wenig Nutzen hat; dann die Wiesen und im Mittelpuncte die Baugründe, die aber wenig fruchtbar sind, und nur Gerste, Hafer, Bohnen und Erbsen erzeugen. Die Wiesen hingegen geben gutes und reichliches Heu, somit finden die Bewohner durch Viehzucht, Milch, Käse und Schmalz ihre Nahrung. Während des Sommers ist Sappada ein niedlicher, angenehmer Aufenthalt. Niemand klagt über allzugroße Hitze, da es bei 4000 Fuß über der Meeresfläche liegt. Es wird gegenwärtig von etwa 1200 Menschen bewohnt; es wären zwar 1400 Einwohner, allein an 200 derselben sind ausgewandert; den Schwalben gleichen viele der jetzigen Einwohner, indem sie bei einbrechendem Herbste ihre Familien verlassen, nach Tirol, Kärnthen, Steiermark, Salzburg, Bayern, ja selbst nach der Schweiz hinausziehen, und im Frühlinge wieder mit ihren Ersparnissen zu den Ihrigen heimkehren. Besonders seit zwei Jahren leidet dieses Bergdorf grosse Noth wegen Fäulniß der Erdäpfel, der Hauptnahrung der Sappadiner.

Ihre Kleidung ist einfach und ehrbar. Die Männer tragen wollene und leinene Halbröcke, die Jugend lange und die Alten kurze Beinkleider; gleichfalls trägt das Frauenzimmer wollene und leinene Spenser und dergleichen schwarze und bunte Röcke.

Die Wohnungen der Sappadiner sind, mit Ausnahme von zwölf Häusern, sämmtlich aus Holz gebaut, mit zwei Stockwerken über der Erde, und haben ohne Keller acht bis zehn Zimmer, in denen auch bisweilen zwei bis drei Familien wohnen. Die Zahl der Häuser beläuft sich auf 130 mit 200 Familien. Von außen fallen sie nicht sehr angenehm in's Auge, weil sie uralt sind; ihr Inneres aber zeugt von deutscher Reinlichkeit. Jede Küche so wie jeder Ofen hat seinen Rauchfang, der über das Dach emporragt.

Die allgemeine Mundart ist die deutsche, und hat seit den drei und zwanzig Jahren, durch welche Herr Gallanda daselbst Pfarrer ist, durch das Auswandern in deutsche Landschaften und Wiederheimkehren sich merklich verbessert. Die Predigt nebst Christenlehre und Beichte wird deutsch, der Schulunterricht aber deutsch und italienisch gehalten. Das männliche Geschlecht spricht auch italienisch, selten hingegen das weibliche.

Da unser Sappada in dem Schooße seiner Kalkberge Eisen-, Blei- und Kupfererz, wie auch Steinkohlen birgt, so würde die Eröffnung dieser Minen das Loos der armen und fleißigen Leute gewiß erträglicher machen. Der mehrerwähnte Herr Pfarrer hat zu seiner großen Freude in seiner Gemeinde einen Marmorbruch von so ungeheurer Größe entdeckt, daß er nach seinem Berichte Europa damit versehen könnte. Dieser Marmor ist weiß und makellos, und wurde in Venedig und Mailand von Sachkennern für besser als der Statuario von Carrara befunden. Dessen Ruf erschallet durch ganz Italien, und viele Kenner haben ihn mit größter Verwunderung besichtigt.

Ueber die kleine Bergpfarre Sauris.

Südlich von Sappada, gleichfalls im Hochgebirge im nämlichen Districte Tolmezzo, liegt Sauris (Sauris di sopra und Sauris di sotto) mit 573 Menschen. Diese armen Sauraner, zu denen —

Digitized by Google

wie Herr Pfarrer Gallanda mir berichtet — nicht einmal ein Fahrweg angebracht werden kann, gleichen nach dessen Mittheilung weder an Körperbau und Gesichtsfarbe, noch an Bildung und Kleidung den Sappadinern, sondern vielmehr den Bergbewohnern Friauls, wo einige Orte lange deutsche Namen führten. Sollten diese Sauraner ihr letzter Rest seyn? Sie sprechen eine gedehnte, verdorbene deutsche Mundart, die mit italienischen und unverständlichen Wörtern untermischt ist, so daß auch hier die deutsche Zunge bald abgestorben seyn wird. Ihre Häuser sind meist von Holz gebaut; ihre Nahrung gleicht der der Sappadiner. Heu ist das Haupterzeugniß, ihr Vieh gibt ihnen Milch, Käse und Schmalz.

Wie im nordwestlichen Winkel Friauls zu Sappada und Sauris sich deutsche Ansiedler niedergelassen haben, so finden wir auf ähnliche Weise gegen Nordosten derselben Landschaft im Resia-Thale eine slavische Sporade, welche über die karnischen Alpen eingewandert ist. Wir nehmen uns die Freiheit, unsere deutschen Leser auf sie aufmerksam zu machen und zu zeigen, daß dieselben Erscheinungen, wie ich sie in diesen Jahrbüchern Bd. CVI. S. 54 (und S. 29 f. in den Separatabdrücken) darstellte, nach den gleichen Naturgesetzen sich hier wiederholen, nur daß die beiden Elemente slavisch und italienisch sind. Besonnene und kritische Untersuchungen über die Uebergänge, Mischungen und Schattirungen der slavischen — deutschen — und italienischen Volkselemente in den karnischen und julischen Alpen von landsprachen- und volkskundigen Männern würden gewiß überraschende Resultate geben.

D. Das Thal Resia und die Resianer in Friaul.

Nach der Karte des k. k. Generalquartiermeisterstabes zieht sich von Risiutta, einer Poststation auf der Straße von Ponteba nach Udine, östlich gegen das görzische Flitsch hin das Canale della Resia, das von einem gleichnamigen Wildbache durchströmt ist. Auf der linken Seite dieses Resia-Baches liegen thaleinwärts Gniva und Oseacco, auf der rechten St. Giorgio, Resia, Stolvizza, welche alle zusammen nach dem mehr erwähnten Compartimento Territoriale etc. dell' I. R. Governo Veneto, 1846, p. 29, mit einer Bevölkerung von 2739 Menschen die Pfarre Resia in dem Districte und in der Pretura Moggio der Provinz Udine bilden.

In dieses Bergthal wanderten in unbekannter Zeit — am natürlichsten über den hohen Gebirgsrücken, wie die Karte zeigt, aus dem Flitscherboden, hauptsächlich von Raibl und Saaga her — in günstiger Jahreszeit auf die Weide Hirten und in die Wälder Holzarbeiter slavischer Zunge, von denen Höhen, Felsen, Berge, Gräben, Bäche, Thäler, Wälder, Aecker u. s. w. zum Theile heute noch ihre Namen, wenn auch mehr oder minder entstellt, behalten haben. Wir finden auf der genannten Karte in und um das Resiathal viele derlei Namen, von welchen mehrere unser gelehrter Slavist, Herr Dr. Miklosich, Beamter an der k. k. Hofbibliothek, auf bessere Schreibweise gebracht und wie folgt erklärt hat, z. B.:

R.(ivo) Poloch soll wahrscheinlich Potok, siccus, Bach, heißen; R. Suipotoch, d. i. suhi potok. siccus, rivus, das lat. torrens, unser deutsches Dürrenbach, welches Wort ich in den Alpen öfter hörte; R. Cernipotoch, d. i. erni potok, Schwarzenbach; R. Slofigni potoch, d. i. Slovénji potok, Wendenbach; R.

Bila, richtig béla, weiß, vgl. Belgrad, Biela, Bielitz; Zapotoco, slav. za potokom, hinter dem Bache; R. duol = Thalbach, von dol, Thal; dolina, Thälchen, daher der Name Dolliner, pradolino, wahrscheinlich aus dem ital prato, pra, und dem slav. dolina, daher etwa Wiesenthal. Da die Italiener und die Verfertiger der Karte das slavische Potok nicht mehr verstanden, setzten sie pleonastisch Rivo voran.

Berdo, gegen den Monte Babba (d. i. baba, vetula), slav. richtig brdo, Berg, daher die dunkeln Zusammensetzungen Tonperdo, Toperdo.

Pechinie, slav. pečinje, Felsen; cernapeg, d. i. černa peč, Schwarzenfels.

Pianina, slav. planina, Alpe; Planinizza, slav. planinica, dasselbe.

Podjauer, pl. podjavor, etwa Unterahorn (acer), vgl. Jauer in Schlesien, Jabornigg ꝛc. M.(onte) Tasajavoram, aus dem dunkeln ta- und sajavoram = za javoram, hinter dem Ahorn?

Gniva, slav. njiva, Acker, Feld.

Goriuda, von gora, oben; goregnavas, gorenja vas (Dorf), Oberdorf, Podgora, slav. podgora, Unterberg; vgl. Podgorze bei Krakau.

Jame, Graben, podjama, slav. pod-jama, Untergraben; za jama, slav. zajama, Hintergraben.

Jelina, Tanne.

Las, Wald, daher R.(ivo) Lasnik, d. i. Waldbach, der unweit des Monte Babba in die Resia stürzt; vgl. Lassing-Bach mit seinem schönen Wasserfalle in Niederösterreich.

Laschi cole, laški; Italus, Welsch; cole ist dunkel; laschi plas, d. i. laški plaz, welscher Schneeberg.

Nischivarche, slav. niski vrh, Niederberg.

Oseacco, d. i. Osek; vgl. Offiach in Kärnthen, Offegg in Böhmen ꝛc.

Scale, slav. skale, Felsen.

Slatioa, Sauerbrunnen.

Slebe, slav. žleb (?), Rinne.

Sriedni bosch, slav. srédniji und ital. bosco, Mittewald.

Staremlin, slav. stari mlin, alte Mühle, Altmühl.

Starmaz, slav. strmec und starmizza, strmica, steile Höhe.

Ueber diese Slaven im Thale Resia enthalten die vaterländischen Blätter für den österr. Kaiserstaat, Wien 1816, S. 176—180, einige Notizen, welche der selige Kopitar († 1844) aus den in französischer Sprache geschriebenen Papieren des berühmten polnischen Reisenden (um 1790), Johann Grafen von Potocki, die sich in der gräflich Ossolinskischen Bibliothek befinden, zur Vergleichung mit einem ähnlichen Aufsatze von dem dort gewesenen Feldpater Anton Pišely, einem Böhmen, ddto. 14. April 1801 in Dobrowsky's Slavin, Prag 1808, S. 129—127 (dann von Wenzel Hanka, Prag 1834, S. 118—124) zu dem Zwecke mitgetheilt hat, daß dortige Forscher die Untersuchung über diese, lange unter Venedigs Herrschaft isolirten Slaven sich angelegen seyn lassen. Seitdem ist eine »Nachricht über die Resianer« aus einem Schreiben J. Srezniewski's, Professors zu Charkow, an Herrn Custos Wenzel Hanka in Prag, ddto. Cividale 2. Mai 1841, in den Časopis českého Museum 1841, p. 341 niedergelegt. Eine theilweise Uebersetzung aus der böhmischen Časopis verdanke ich der freundlichen Güte

Digitized by Google

des Herrn Doctors Beck, Erziehers Sr. Durchlaucht des jungen Fürsten Adolf von Schwarzenberg, nach welcher Herr Professor Srezniewski vier Dörfer nennt, welche die Resianer bewohnen, als: Bjila, Njiva, Osean, Solbica, und vier Marktflecken (?!): Rawenetz, Lipowetz, Kuritis, Učei (sprich Utschej), und außerdem in einzelnen Gehöften, als: na Krizecich, za Mlinom, u Kolistji, u Martina, na Lazu, u Hözdi, u Listjace, na starim mlinu, na černim potoci, pod Rustji, na Gospodnici. In diesem letzten Hofe soll der gemeinsame Ahnherr aller Resianer gewohnt haben, der nach dem hochwürdigen Herrn Odorico Buttolo aus Rusia, d. i. Rußland gekommen ist (?). In Rawenz, das wohl der heimische Name für Resia ist, steht nach dem Grafen von Potocki die Hauptkirche auf einer Anhöhe, Prato genannt, ungefähr gleichweit von den vier Dörfern entfernt, in deren jedem nach Srezniewski ein Kirchlein ist. Die Pfarr-Register gehen nach dem Herrn Grafen nur bis zum J. 1590 zurück. Vor 1390 hatte ein benachbartes Kloster die Seelsorge in diesem Thale. Diese Angabe scheint mir, wenn sie sich bestätigt, ein Haltpunct zu weiterer Forschung zu seyn. Dürfte nicht dieses Gotteshaus slavische Dienstleute, Arbeiter und Hirten in diese seine Berge genommen haben, wie sie z. B. St. Gallen in Appenzell, die Mehrerau im Bregenzerwalde und andere anderswo hatten, und so den Grund zur Beurbarung dieser blühenden Berglandschaften legten? Die Familien, die in diesen alten Kirchenbüchern vorkommen, bestanden noch (um 1790) alle. Ihre Namen sind Butul, Folador, Cucus, an einer andern Stelle richtiger Kus (Amsel), Brida, Hrug, Bilina. Quaja, Mosnik; Modot, Longhino, Leonardi, Bobätz, Clement, Letich, Paletto, Tranchon, Piclich und Andere.

Die Resianer nennen, nach dem Grafen von Potocki, in ihrer Mundart einen Priester Jero oder Jerun. Diese Benennung ist griechischen Ursprungs (ἱερεύς) und scheint zu zeigen, daß sie zu einem der slavischen Zweige gehören, die ihren Glauben von den Griechen und nicht von den Lateinern erhalten haben. Jedoch ist ihre Sprache nur eine Unterart vom Dialekte der Nachbarn.

Die Einwohner leben in der mittlern Region des Thales; unten sind steinige Flächen ohne ein Blättchen Gras, über das Gestein fließt die Resia und drei Bäche, die in sie fallen; oben sind nackte, kaum zugängliche Höhen. Daher nichts als Armuth; das Volk hilft sich so gut es kann. Die Männer ziehen nach Krain und weiter als Taglöhner, und nach Potocki auf den Handel, die Weiber sind nach demselben zu harten und schweren Arbeiten verdammt, nach Srezn. verkaufen sie in der Nachbarschaft ihre Handarbeit (welche?) oder betteln. Die Häuser sind nach Ersterem ohne Rauchfänge und ihre Zimmer gewölbt. Sie machen das Feuer in einem Winkel, und der Rauch geht zur Thüre oder zum Fenster hinaus. Nach Letzterem, etwa fünfzig Jahre später, sind die Häuschen von italienischer Bauart, manche recht hübsch mit zwei oder drei Stockwerken und mit Stuccatur, geweißt, von Mauern eingefaßt, innerlich geputzt. Wenn die Häuschen seit den Neunziger Jahren sich so sehr verschönert haben, so ist das ein Zeichen erhöhten Wohlstandes und bessern Geschmacks. Aber höchst auffallend ist die Verminderung der Bevölkerung. Anton Pisely zählte 7000 (?) von Viehzucht und Ackerbau (?) lebende Menschen im J. 1801 und Prof. Srezniewski vierzig Jahre später 2067 (?), das wäre eine unerhörte Abnahme von 4933 Menschen; fünf Jahre später, im J. 1846, hatte nach beglaubigter Angabe das ganze Thal 2739 Einwohner, das wäre seit 1801 eine jährliche Abnahme von 94 bis 95 Personen.

Digitized by Google

Die Gäßchen in Resia sind nach Srezniewski schmal, desgleichen die Wege. Sie breiter zu machen ist keine Ursache, weil es im ganzen Thale keinen Wagen, kein Pferd und keinen Ochsen (bei einiger Viehzucht?) gibt. Die Leute gehen zu Fuß und die Aecker sind so klein und schlecht, daß man sie durchaus nur mit der Hand bearbeiten kann. Es gibt auch Gärten und Weingärten. Ihre Hauptnahrung ist Polenta, Käse, Eier und Gemüse; Schweine- und Rindfleisch ist eine Seltenheit. Die Tracht der Männer ist die deutsch-furlanische *); die Weiber tragen einen schwarzen „t'úmazat" mit einem schwarzen Gürtel und ein farbiges Tuch oder eine weiße „péta" am Kopfe, eine einfache aber angenehme Tracht, besonders gefällig ist die seitwärts gebundene pé t'a, welche den Kopf halb deckt, während an der halbentblößten rechten Seite die breiten Bandenden herabhängen und dem Gesichte etwas Leichtes und Keckes geben.

Die Resianer sind lustige Leute. Ihr Hauptfest ist der Maibaum am ersten Mai in Rawenz bei der Pfarrkirche, und deshalb ohne Tanz und Gesang. Dafür werden aber andere Feste (St. Veit, St. Georg, St. Karl — ein aus Italien eingeführter Heiliger — und St. Florian) und überhaupt alle Sonntage nicht ohne Sang und Klang gefeiert. Die Resianka ist ein schöner Tanz. Die Männer stellen sich in eine Reihe den Mädchen gegenüber, die beiden Reihen nähern und entfernen sich wieder; dann tanzen die Paare auf dem Platze, hierauf bildet sich ein Kreis und bewegt sich rechts und links, endlich schreiten die Paare hinter einander wie bei der Polonaise; dazu wird gesungen. Sie singen verschiedene Lieder, auch viele furlanische.

Daß auch in dem südlich von Resia gelegenen Gebirge, in dem die Landkarte noch viele slavische Namen von Bergen, Bächen und Ortschaften nachweiset, sich noch heut zu Tage slavische Bewohner erhalten haben, erhellet aus einem Schreiben desselben Professors Srezniewski aus Görz am 3. Mai 1841 (s. Časopis S. 34). Von Resia, berichtet derselbe, ging ich nach Venzone, Gemona, Tracento (richtiger Tarcento) und von da links in die Berge. Der Fußpfad führte längs dem Bache Ter in die Höhe über Gestein sehr mühsam empor. Als wir saßen und schwatzten, kam ein Mann aus dem Gebirge, führte eine Kuh und sagte: „Laudato sei'l nomo di Cristo — sei laudato, antwortete ich und fragte; A vy nejste truden, d. i. Ihr seyd nicht müde? Der Mann machte große Augen und wollte nicht glauben, daß ich nicht furlanisch spreche. Das Furlanische (friaulische Volkssprache) herrscht hier so mächtig, daß die Slaven furlanisch beten, die Predigt hören und in der Schule lernen. In zwei Stunden kam ich nach Ter (furlanisch Lozewaw), wo ich in dem Kaplan einen gebornen Slaven zu finden vermuthete. Dieser war nicht weniger als jener Mann aus dem Gebirge erstaunt, nahm mich so gut als möglich

*) Demnach scheint das deutsche Element einst auch in Friaul eingedrungen zu seyn. Ueber deutsche und welsche Ortsnamen in diesem Lande, z. B. Udine und Weiden, Timau und Tischlerswang, vgl. Bd. CXX. A. Bl. S. 23 *). Vielleicht sind die Bewohner von Sauris noch ein deutsches Ueberbleibsel. Der Friauler Thomasin von Zirclaere (auch Tirkelære) und Thomasin von Clär, aus dem Geschlechte derer von Circlaria, wie v. Karajan in Haupt's Zeitschrift Bd. V. 241 nachweiset, dichtete um 1215 in deutscher Sprache »den welschen Gast,« ein umfangreiches Lehrgedicht voll tiefer, wahrhaft philosophischer Gedanken. Möge Hr. Dr. Georg Karl Frommann in Koburg recht bald mit einer kritischen Ausgabe dieses Gedichtes unsere Literatur bereichern.

Digitized by Google

auf und erzählte mir von seinen Landsleuten alles was er wußte. Nun ging ich nach seinem Rathe und seiner Marschroute weiter in's Gebirge, und fand einen Slaven in dem Geistlichen zu Nimise (wohl Nimis, dessen Gemeinde 3371 Bewohner zählt). Nur diese zwei Priester sind Slaven, alle übrigen Furlaner und verstehen kein Wort slavisch. Die Zahl der Slaven, die in diesem Gebirge leben, beträgt wenigstens 19,000 Menschen, die arm sind. Die Häuser sind wie bei den Resianern aus Stein nach furlanischem Muster, nur schlechter und nicht so reinlich. Nahrung und Tracht sind dieselben. Die Männer kleiden sich furlanisch. Die Aermeren und die Weiber tragen den Cimczot ähnlich dem resianischen Tjumazat mit einem breiten weißen Gürtel und am Kopfe ein Tuch fast wie in Böhmen. St. Georg ist ihr Hauptfest, an welchem Tage (24. April) die Slaven das Frühlingsfest feiern. Ihr Nationaltanz heißt Douhi (oder dougi) ples, d. i. der lange Tanz, oder auch Kolo (der Reigen); bei den Furlanern laschiava, d. i. der Slaventanz. Die Tänzer fassen sich dabei an den Händen und schreiten singend im Kreise rechts und links. Nicht weit von Mekota ist ein schönes Feld, wo sich am Tage des h. Johanns des Täufers eine Menge Volkes versammelt und um das Feuer tanzend ein bestimmtes Lied singt.

Rechenschaft über meine handschriftlichen Studien auf meiner wissenschaftlichen Reise von 1840 bis 1844.

Von Professor Dr. Tischendorf zu Leipzig.

Arbeiten über die alte lateinische Uebersetzung des neuen Testaments.

II. Die Bobbienser Evangelienfragmente zu Turin.

(Fortsetzung.)

Fol. IX. vereo
fatum fuer· in quod [1]) illut condis
tis habetis [2]) in vobis panem· paca
X, 1. ti estote in illa [3]) invicem et inde pro
fectus venit ad fines judaeae·
trans iordanen et convenit tur
ba iterum ad illum et secundum
consuetudinem docebat illos
v. 2. et interrogabant illum· si licet·
viro docuitimittere [4]) uxorem tenp
v. 5. tantes [5]) eum ille autem respo–

---

[1]) So heißt's, nicht wie Fleck hat: fuerint quod. Von 3. Hand ist jedoch fuerit in quod hergestellt.

[2]) ••• corrigirt habete und sodann salem für panem.

[3]) ••• corrigirt paeem avete (oder vielmehr, da nur ti es durchstrichen ist, avetote). illa ist ausgestrichen.

[4]) Durch die Punkte über ocuit ist dimittere hergestellt, wohl von der 1. Hand selber. Die 3. Hand bemerkt noch zum Ueberflusse de über oc

[5]) tenptantes (sonst gewöhnlich temptantes) heißt's, nicht temtantes.

Digitized by Google

dit [1]) et dixit quid vobis mandavit
v. 4. moses· illi autem dixerunt·
jussit mosei [2]) libellum repudi scri
v. 5. bere et sic dimittere respon

* * *

fuerit: in quo illud condietis? Habete in vobis sal, et pacem habete inter vos.

X, 1. Et inde exsurgens venit in fines Judaeae ultra Jordanem: et conveniunt iterum turbae ad eum: et sicut consueverat, iterum docebat illos.

v. 2. Et accedentes Pharisaei interrogabant eum: si

v. 3. licet viro uxorem dimittere? tentantes eum. At ille respondens dixit eis: Quid vobis praecepit Moyses?

v. 4. Qui dixerunt: Moyses permisit libellum repudii scri-

v. 5. bere et dimittere. Quibus respon

Fol, X. recto

dit autem hs· et dixit illis ad duri
tiam cordis vestri scripsit moses·
v. 6. mandatum istut· ab initio au
tem credimusturae [3]) masculu
v. 7. et feminam fecit di [4]) et propterea
relinquet homo patrem suum
et matrem· et inprobitas [5]) mu
v. 8. lierem· et erunt in una carne·
itaque non erunt duo set una
v. 9. caro quot dom [6]) conjuncxit· ho
v. 10. mo non separet· et in domo in
terrogaverunt eum iterum dis
v. 11. cipuli secreto de isto sermone et
dicit illis· quicumque remiserit·

* * *

dens Jesus ait: Ad duritiam cordis vestri scripsit

v. 6. vobis praeceptum istud. Ab initio autem creaturae

v. 7. masculum et foeminam fecit eos Deus. Propter hoc relinquet homo patrem suum et matrem, et adhaerebit

v. 8. ad uxorem suam. Et erunt duo in carne una. Itaque

v. 9. jam non sunt duo, sed una caro Quod ergo Deus

v. 10. conjunxit, homo non separet. Et in domo iterum discipuli

v. 11. ejus de eodem interrogaverunt eum. Et ait illis: Quicumque dimiserit.

---

[1]) Aus dit iſt von *** corrigirt des (alſo respondens), doch ohne Tilgung des folgenden et.

[2]) So, nicht Moses, hat das Mſ.

[3]) Ueber dimus ſtehen Punkte und über d noch a, ſo daß vollſtändig creaturae corrigirt iſt, von ** oder *.

[4]) Die 3. Hand macht daraus ds und ſetzt noch davor eos.

[5]) Das s iſt von viel kleinerer Schrift. Eine Correctur liegt nicht vor.

[6]) Aus dom (d. i dominus) hat die 3. Hand ds (d. i. deus) gemacht und nach quot noch ergo hinzugeſetzt. Irrig Fleck: »deus (corr. ex deum).«

Digitized by Google

Fol. X. verso

uxorem suam et dixerit [1]) aliam moe
v. 12. chatur super eam et quae relinquit
mulier virum· et alii nubet moe
v. 13. chatur super illo· [2]) et offere
bant illi infantes ut tangeret
illos· discipuli autem corripi
v. 14. ebant eos· cum vidisset autem
hs indignatus est et dixit illi·s·
inite [3]) pueros venire ad me et
nolite eos vetare saluum [4]) est
v. 15. enim regnum dom· [5]) amen di
co vobis quicumque non ne [6])
ceperit regnum dom [7]) quasi pu
v. 16. er non introivit in illut et

* * *

uxorem suam et aliam duxerit, adulterium committit
v. 12. super eam. Et si uxor dimiserit virum suum et alii
v. 13. nupserit, moechatur. Et offerebant illi parvulos, ut tangeret illos. Discipuli autem comminabantur offerenti-
v. 14. bus. Quoscum videret Jesus, indigne tulit, et ait illis: Sinite parvulos venire ad me, et ne prohibueritis eos:
v. 15. talium enim est regnum Dei. Amen dico vobis: Quisquis non receperit regnum Dei velut parvulus, non intrabit in illud
v. 16. Et

Fol. XI. recto

complexus illos superponebat
manus super illos et benedice
v. 17. bat eos· et cum prodisset genib·
obsecrans illum quidam· inter
rogabat dicens· magister optu [8])
me quit faciam· ut victam [9]) aeter
v. 18. nam consequar hs autem
ait illi quid me vocas optimum
nemo optimus nisi unus· dom [10])
v. 19. Custodi mandatum· ne adulte
rium ammiseris· ne fornicatus

---

1) ** corrigirt doxerit (hier wie öfter o für u).

2) Hier ſcheint s ausradirt zu ſeyn.

3) *** corrigirt sinte (wohl compendiös für sinite). Vorher ſteht illi·s· mit dieſer verkehrten Interpunktion.

4) Für s corrigirt *** t, ſo daß es nun taluum heißt. Fl. edirt willkürlich talium.

5) Dieß heißt domini (Fl. edirt dei); *** corrigirt dei.

6) *** macht r aus n.

7) Hier iſt der gleiche Fall wie unter 5).

8) *** ſchreibt optemo. So edirt Fleck.

9) *** macht daraus vitam (ſo edirt Fleck) oder vielmehr, wie es ſcheint, vietam.

10) Die dritte Hand corrigirt deus. Fl. gibt nur die Correctur an.

Digitized by Google

fueris· ne furatus fueris· [1]) ne fal
sum testimonium dixeris· 'il'
'le autem respondens dixit' [2])

* * *

complexans eos et imponens manus super illos, bene-
v. 17. dicebat eos. Et cum egressus esset in viam, procurrens quidam
genu flexo ante eum, rogabat eum: Magister bone,
v. 18. quid faciam ut vitam aeternam percipiam? Jesus autem dixit ei:
Quid me dicis bonum? Nemo bonus nisi u-
v. 19. nus Deus. Praecepta nosti: Ne adulteres, Ne occidas, Ne fure-
ris, Ne falsum testimonium dixeris,

Fol. XI. verso

ne abnegaveris· honora patre-
v. 20. tuum et matrem ille autem
respondens dixit magister
omnia ista observavi a juve-
ta [3]) mea.
v. 21. Hs autem inuitus [4]) illum dilexit
illum et dixit illi unum tibi de
est vade quaecumque habes·
vende et distribue pauperibus·
et habebis thensaurum in cae
v. 22. lo et veni sequere me ille au
tem constristatus [5]) super illum
sermonem abit [6]) tristis fuit eni-
habens multae divitias et agros

* * *

Ne fraudem feceris, Honora patrem tuum et matrem.
v. 20. At ille respondens ait illi: Magister, haec omnia ob-
v. 21. servavi a juventute mea. Jesus autem intuitus eum dilexit eum,
et dixit ei: Unum tibi deest: vade, quaecumque habes vende et da
pauperibus, et habe-
v. 22. bis thesaurum in coelo: et veni, sequere me. Qui contristatus
in verbo, abiit moerens: erat enim habens multas possessiones.

Fol. XII. recto

v. 34. et circumspexit XII· hs et dixit
discipulis suis· quomodo dedif
ficulter· qui divitias habent in
v. 24. regnum dī intrabunt disci
puli autem ejus admirabantur

---

[1]) Die Worte ne furatus fueris hat Fleck überſehen.

[2]) ille bis dixit (was Fl. ohne Weiteres edirt) ſteht in Klammern, wodurch es vielleicht ſchon von * getilgt iſt.

[3]) Die zweite Hand notirt te über der Linie, wodurch juventate corrigirt wird.

[4]) Iſt intuitus, nur iſt das erſte t durch Verſehen ausgefallen.

[5]) Constristatus iſt ohne Correctur geblieben, ſo wie auch multae vor divitias.

[6]) abit hat das Mſ., nicht abiit, wie Fl. angibt.

Digitized by Google

super sermonem ejus·
Hs autem iterum respondens di
cit quam discolum est in regnu
v. 25. di introire· facilius est camel
lum per cavernam acus intro
ire quam divitem in regnum
v. 26. di· illi autem vehementius
admirabantur· ad invicem di
centes et quis poterit salvarii.

* * *

v. 23. et circumspiciens Jesus, ait discipulis suis: Quam difficile
v. 24. qui pecunias habent, in regnum Dei introibunt! Discipuli autem obstupescebant in verbis ejus. At Jesus rursus respondens ait illis: Filioli, quam difficile est, confidentes in pecuniis in regnum Dei
v. 25. introire! Facilius est, camelum per foramen acus transire,
v. 26. quam divitem intrare in regnum Dei. Qui magis admirabantur, dicentes ad semetipsos: Et quis potest salvus fieri?

Fol. XIi. verso

v. 27. contemplatus autem illos hs di
xit aput homines inpossibile
est aput dominum [1]) possibile est·
v. 28. et coepit petrus dicere illi ec
ce nos reliquimus omnia et se
v. 29 cuti sumus te respondit aute
hs dixit amen dico vobis· nemo
est qui reliquerit domum aut
fratres· aut sororem et matre
et filios causa mei et evangeli·
v. 30. et non relinquet [2]) centumplicia
cum persecutionibus in isto sae
culo· in saeculi autem ven
turo vitam aeternam conseque

* * *

v. 27. Et intuens illos Jesus ait: Apud homines impossibile est, sed non apud Deum: omnia enim possibilia sunt apud Deum.
v. 28. Et coepit ei Petrus dicere: Ecce nos dimisimus omnia, et
v. 29. secuti sumus te. Respondens Jesus ait: Amen dico vobis: Nemo est, qui reliquerit domum, aut fratres, aut sorores, aut patrem, aut matrem, aut filios, aut agros, propter
v. 30. me, et propter evangelium, Qui non accipiat centies tantum, nunc in tempore hoc: domos, et fratres, et sorores, et matres, et filios, et agros, cum persecutionibus, et in saeculo futuro vitam aeternam.

---

[1]) Ueber dominum ſteht von dritter Hand ein langer Querſtrich; wahrſcheinlich wollte der Corrector dm (d. i. deum) dafür geleſen wiſſen.

[2]) *** corrigirt dafür recipiat und ſetzt noch zu Anfang der Linie (wohl anſtatt et) qui. Darnach heißt es alſo: qui non recipiat.

Digitized by Google

Fol. XIII. recto

v. 31. tur· multi autem erunt no
vissimi primi et primo et primi [1])
novissimi·
v. 32. Fuerunt autem in via ascende⁻
tes hierosolima· [2]) et admiraban
tur qui sequebantur illum et
adsumpsit duodecim [3]) coepit
illis iterum dicere quae ven
v. 33. tura [4]) essent· dicens ecce as
cendimus hierosolima et filli
us hominis tradetur pontifici
bus [5]) et scribis et damnabunt illu⁻
morte et tradent eum nationib· [6])
v. 34. ad [7]) inridendum et crucifigent

* * *

v. 31. Multi autem erunt primi novissimi, et novissimi primi.
v. 32. Erant autem in via ascendentes Jerosolymam: et praecedebat
illos Jesus, et stupebant: et sequentes timebant. Et assumens iterum
v. 33. duodecim, coepit illis dicere quae essent ei eventura. Quia ecce
ascendimus Jerosolymam, et Filius hominis tradetur principibus
sacerdotum et scribis et senioribus, et dam-
v. 34. nabunt eum morte, et tradent eum gentibus: Et illudent ei, et
conspuent eum, et flagellabunt eum, et interficient.

Fol. XIII. verso

eum et prostriduum resurgebit·
v. 35. et accedunt ad eum jacobus
et johannes filii zepdaei [8]) dicen
tes magister quot [9]) petierimus·
v. 37. dona nobis· et dixerunt illi
da nobis ut unus a dextram [10])
v. 38. et unus a sinistra· hs autem
respondens dixit illis· nescitis
quit petatis potestis bibere ca
licem quem ego bibio aut bap
tiziationi [11]) baptiziari quo ego

---

1) So ſteht im Mſ. Dagegen läßt Fleck et primo weg und ſchreibt dann et primi erunt novissimi.

2) Sowohl hier als auch im folgenden Verſe ſteht hierosolima; Fl. Hierosolyma.

3) Hier fügt *** noch et ein.

4) Für ventura hat Fl eventura

5) Für pontificibus hat Fl principibus gelesen.

6) eum iſt durch die dritte Hand aus einer verfehlten Schreibart hergeſtellt. Für nationib. hat Fleck latronib. geleſen.

7) ad iſt durchſtrichen, wohl von zweiter Hand.

8) Für filii zepdaei ſteht bei Fl. filii Zebedaei.

9) Hier führt *** e ein; es ſollte wohl quot te heißen.

10) a dextram heißt es. Fleck: ad dextram.

11) Für baptiziationi hat Fl. baptistationi.

Digitized by Google

v. 39. baptizior illi autem dixerunt
possumus· hs autem dixit [1])
illis calicem quidem quem ego

* * *

v. 35. eum: et tertia die resurget. Et accedunt ad eum Jacobus et
Joannes, filii Zebedaei, dicentes: Magister, volumus ut quod-
v. 36. cumque petierimus, facias nobis. At ille dixit eis; Quid vultis
v. 37. ut faciam vobis? Et dixerunt: Da nobis, ut unus ad dexteram
tuam, et alius ad sinistram tuam, sedeamus in gloria tua.
v. 38. Jesus autem ait eis: Nescitis quid petatis: potestis bibere cali-
cem, quem ego bibo; aut baptismo, quo ego baptizor,
v. 39. baptizari? At illi dixerunt ei: Possumus. Jesus autem ait eis:
Calicem quidem, quem ego

Fol. XIV. recto
bibiturus sum bibetis· et baptis
v. 40. ma baptiziamini· sedere aute
ad dextera mea· et a sinistra no
est meum dare nobis aliis para
v. 41. tum est et cum audissent de
cem coeperunt indignare [2]) de
v. 42. jacobo et johanne et convoca
tis eis hs dicit illis scitis quia qui
videntur imperare nationib·
dominantur earum et majores
v. 43. potentatur eorum· non est
autem ita in vobis set qui volet
in vobis etse magnus· erit ves
v. 44. ter diaconos et qui volet in vobis·

* * *

bibo, bibetis, et baptismo, quo ego baptizor, baptizabimini:
v. 40. Sedere autem ad dexteram meam, vel ad sinistram, non est
v. 41. meum dare vobis, sed quibus paratum est. Et audientes decem, coe-
v. 42. perunt indignari de Jacobo et Joanne. Jesus autem vocans eos,
ait illis: Scitis quia hi, qui videntur principari gentibus, domi-
nantur eis: et principes eorum potestatem habent ipsorum.
v. 43. Non ita est autem in vobis, sed quicumque voluerit fieri
v. 44. major, erit vester minister: Et quicumque voluerit in vobis

Fol. XIV. verso
primus esse· erit omnium ser
v. 45. vus· nam et filius hominis·
non venit ministrari· set mi
nistrare et dare animam sua
v. 46. prolium pro multis et veniunt
jerocho [3]) cum turba magna cae

---

[1]) Nach dixit fügt *** bei ilis und tilgt das folgende illis.

[2]) ** corrigirt indignari.

[3]) ** corrigirt jericho, was Fl. ohne Weiteres edirt.

Digitized by Google

cus mendicus sedebat ad viam
v. 47. et cum audisset quia hs nazare
nus est coepit clamare et dice
v. 48. re fili david miserere mei hsu et
comperiebant illum ut taceret
ille autem mulge [1]) magis clama
v. 49. bat fili david miserere mei et
stetit hs et dixit clamate illum

* * *

v. 45. primus esse, erit omnium servus. Nam et filius hominis non
venit ut ministraretur ei, sed ut ministraret, et daret animam
v. 46. suam redemptionem pro multis. Et veniunt Jericho, et profi-
ciscente eo de Jericho, et discipulis ejus, et plurima multitudine,
filius Timaei Bartimaeus caecus sedebat juxta viam mendicans.
v. 47. Qui cum audisset, quia Jesus Nazarenus est, coepit clamare et
v. 48. dicere: Jesu fili David, miserere mei. Et comminabantur ei multi
ut taceret. At ille multo magis clamabat: Fili
v. 49. David, miserere mei. Et stans Jesus praecepit illum vocari.

Fol. XV. recto
et clamaverunt dicentes bono
v. 50. animo esta clammat [2]) te· ille au
tem abjecto vestimento suo
v. 51. exivit et venit ad illum [3]) et respo-
dens hs dixit illi quid vis tibi
faciam· caecus antem [4]) edixit [5]) il
v. 52. li rabbi ut videam hs aute-
dixit vade fides tua te salva
vit et continuo vidit et seque
XI, 1. batur illum in via· et cum ad
propinquaret hierosolima· [6])
in bethania ad montem eleon [7])
mittit [8]) duo ex discentibus suis· [9])
v. 2. et dicit illis ite in castellum illut·

* * *

Et vocant caecum dicentes ei: Animaequior esto: surge, vocat te.
v. 50. Qui projecto vestimento suo exiliens venit ad eum.

---

1) Von *** iſt dafür multo geſtrichen.

2) So: esta und clammat; F I. gibt an: »(a?) sta clamat.«

3) ad illum heißt's, nicht »ad Ihesum,« wie F I. hat.

4) ** ſetzt über n ein u, corrigirt alſo autem.

5) edixit, nicht edicit, wie F I. hat.

6) Unrichtig iſt F l e ck's Angabe: Hierosolyma.

7) Zu on in eleon notirt *** »ti.« Darnach ſcheint es, daß der Corrector eleonti nach der Analogie von oliveti (wie z. B. der Veroneſer Codex hat) leſen wollte.

8) *** corrigirt misit.

9) Für suis referirt F I. ejus.

Digitized by Google

v. 51. Et respondens Jesus dixit illi: Quid tibi vis faciam? Caecus autem
v. 52. dixit ei: Rabboni, ut videam. Jesus autem ait illi: Vade, fides
tua te salvum fecit. Et confestim vidit, et sequebatur eum in via.
XI, 1. Et cum appropinquarent Jerosolymae et Bethaniae ad Mon-
tem Olivarum, mittit duos ex discipulis suis. Et ait illis: Ite
in castellum,

Fol. XV. verso

contra et introeuntesibus [1]) vobis
in illud invenietis pullum al
ligatum super quem nemo ho
minum sedit solvite eum et
v. 3. adducite et si qui vobis dixerit
quit [2]) facitis dicite dom necessa
rius est et continuo eum dimit
v. 4. v. 6. sit [3]) et abierunt et dixerunt· sic
ut illis dixit [4]) ds [5]) et dimiserunt
v. 7. eos· pullum ad hs^{m} et miserunt
super eum vestimentum et
v. 8. sedit super illum et multi ves
timenta sua sternebant in
via· alii autem frondia con
* * *

quod contra vos est, et statim introeuntes illuc invenietis pullum
ligatum, super quem nemo adhuc hominum sedit: solvite illum et
v. 3. adducite. Et si quis vobis dixerit: Quid facitis? dicite quia
Domino
v. 4. necessarius est: et continuo illam dimittet huc. Et abeuntes in-
venerunt pullum ligatum ante januam foris in bivio: et solvunt
v. 5. eum. Et quidam de illic stantibus dicebant illis: Quid facitis sol-
v. 6. ventes pullum? Qui dixerunt eis sicut praeceperat illis Jesus,
v. 7. et dimiserunt eis. Et duxerunt pullum ad Jesum: et imponunt
v. 8. illi vestimenta sua, et sedit super eum. Multi autem vestimenta
sua straverunt in via: alii autem frondes

Fol. XVI. recto

cidebant de arboribus· et ster
v. 9. nebant et qui praecedebant eu
et quo [6]) sequebantur clamabant
v. 10. ossana eminentissimo bene
dictus qui venit in regnum pa
tri nostri david ossanna n
v. 11. excelsis et introiverunt

---

[1]) So hat die erſte Hand ſelbſt aus introeuntes corrigirt introeuntibus.
[2]) quit iſt's, nicht quid, wie bei Fl. ſteht.
[3]) So ſteht in der Handſchrift. Fleck: dimittet, abierunt.
[4]) So: illis dixit; Fleck: dixit illis.
[5]) ds (d. i. deus) läßt ſich nicht, wie Fl. thut, durch dominus auflöſen.
[6]) quo, und zwar ohne Correctur. Fleck: quos.

Digitized by Google

hierosolima [1]) in templum· et
cum circumspexisset omnia·
cum jam hora serotina esset
v. 12. exivit bethanian cum ·XII· et in
crastinum· cum exirent a be
v. 13. thania· esurivit hs et cum vi
disset fici arborem [2]) de longinquo

* * *

caedebant de arboribus et sternebant in via.
v. 9. Et qui praeibant, et qui sequebantur clamabant dicentes:
v. 10. Hosanna: Benedictus qui venit in nomine Domini Benedictum
quod venit regnum patris nostri David: Hosanna in excelsis.
v. 11. Et introivit Jerosolymam in templum: et circumspectis omnibus,
cum jam vespera esset hora, exiit in Bethaniam
v. 12. cum duodecim. Et alia die cum exirent a Bethania,
v. 13. esuriit. Cumque vidisset a longe ficum

Fol. XVI. verso

habent filia [3]) venit videre si quit
estet [4]) in illa ut nihil invenit ni
si filia [5]) nomen [6]) erat tempus ficu
v. 14. et maladixit dicens ad eam nu
quam in sempiternum quequa [7])
fructum ex te manducet et au
v. 15. dierunt discipuli ejus· et veni
unt hierosolyma et cum intro
isset in templum coepit exclu
dere eos qui vendebant qui eme
bant in templo .. m menses· [8]) nu
mulariorum et cathedra eoru
v. 16. qui vendebant columbas et
non sinebat ut qui circumfer·

* * *

habentem folia, venit si quid forte inveniret in ea, et cum venisset
ad eam, nihil invenit praeter folia: non enim erat tempus
v. 14. ficorum. Et respondens dixit ei: Jam non amplius in aeternum
ex te fructum quisquam manducet. Et audiebant discipuli ejus.

---

1) Fl. edirt Hierosolyma.

2) fici arbo iſt von der zweiten Hand reſcribirt.

3) Ueber t iſt t und über li iſt o von dritter Hand notirt; ſie hat alſo habentem folia corrigirt.

4) Für estet, was wohl esset zu corrigiren iſt, edirt Fleck est.

5) Auch hier corrigirt die dritte Hand folia.

6) Zwiſchen no und men ſteht von *** über der Linie n; doch iſt die Correctur non enim nicht weiter vollzogen.

7) *** ſetzt s über quo und qua, ſo daß es nun quesquam heißt.

8) Nach templo hat *** über zwei ausradirte Buchſtaben et geſetzt, ſo wie über e in ses ein a, während das müßige m durchſtrichen iſt. Corrigirt iſt alſo et mensas.

Digitized by Google

v. 15. Et veniunt Jerosolymam. Et cum introisset in templum, coepit
ejicere vendentes et ementes in templo: et mensas nummu-
v. 16. lariorum et cathedras vendentium columbas evertit. Et non sine-
bat ut quisquam transfer

Fol. XVII. recto

v. 17. ret vas per templum et dicebat· [1])
et dicebat illis scriptum est do
mus mea domus adorationis vo
cabitur· vos autem fecistis eam
v. 18. speluncam latronum et audi
erunt pontifices et scribae et
quaerebant quomodo eum per
derent timebant enim eum
quoniam totut [2]) populus admira
v. 19. batur· super docentiam ejus· et
cum serum factum esset veni
v. 20. ebat de civitate et praetereun
tes illi qui cum eo erant viderunt
arborem fici arefactam a radicib·

* * *

v. 17. ret vas per templum: Et docebat dicens eis: Nonne scriptum
est: Quia domus mea, domus orationis vocabitur omnibus gentibus?
v. 18. Vos autem fecistis eam speluncam latronum. Quo audito prin-
cipes sacerdotum et scribae quaerebant quomodo eum perderent:
timebant enim eum, quoniam universa turba admirabatur su-
v. 19. per doctrina ejus. Et cum vespera facta esset, egrediebatur de
v. 20. civitate. Et cum mane transirent, viderunt ficum aridam factam
a radicibus.

Fol. XVII. verso

v. 21. et commonefactus petrus· dixit
illi rabbi ecce arbor fici quam·
v. 22. devocasti aruit et respondit hs
v. 23. dixit illis habete fidem amen
dico vobis· qui dixerit monti hu
ic tollere et mittere in mare·
et non dubitaverit in corde
suo si crediderit quotcumq·
locutus fuerit· et fiet et erit quot
V. 24. dixerit· propterea dico vobis
omnia· quaecumque adoratis
et petitis· credite quia accipie
v. 25. tis et erunt vobis· et cum stete
ritis adorare remittite si quis quit

* * *

v. 21. Et recordatus Petrus dixit ei: Rabbi, ecce ficus, cui male-
v. 22. dixisti, aruit. Et respondens Jesus, ait illis: Habete fidem Dei.

---

[1]) Ueber i ſteht o, vielleicht ſchon von erſter Hand; alſo heißt's: docebat.
[2]) Daraus hat ** totus corrigirt.

Digitized by Google

v. 23. Amen dico vobis, quia quicumque dixerit huic monti: Tollere et mittere in mare; et non haesitaverit in corde suo, sed crediderit quia quodcumque dixerit fiat, fiet ei.
v. 24. Propterea dico vobis, omnia quaecumque orantes petitis,
v. 25. credite quia accipietis, et evenient vobis. Et cum stabitis ad orandum, dimittite si quid

Fol. XVIII. recto

habet adversus aliquem ut et
pater vester qui in caelis est di
mittat peccata vestra·
v. 27. Et exiit iterum hierosoluma [1]) et
cum in templo ambularet veni
unt at [2]) eum pontifices et scribae
v. 28. et seniores et dicunt in qua po
v. 29. testate facis haec hs autem di
cit illis interrogo [3]) vos unum ser
monem respondite mihi et di
cam vobis in qua potestate ista
v. 30. faciam unde fuit baptizma jo
hannis de caelo aut de hominib·
v. 31. dicite mihi et cogitaruntbant [4])

* * *

habetis adversus aliquem: ut et Pater vester, qui in coelis est,
v. 26. dimittat vobis peccata vestra. Quod si vos non dimiseritis: nec Pater vester, qui in coelis est, dimittet vobis peccata vestra.
v. 27. Et veniunt rursus Jerosolymam. Et cum ambularet in templo, accedunt ad eum summi sacerdotes et scribae et seniores:
v. 28. Et dicunt ei: In qua potestate haec facis? et quis dedit tibi
v. 29. hanc potestatem ut ista facias? Jesus autem respondens, ait illis: Interrogabo vos et ego unum verbum: et respondete
v. 30. mihi: et dicam vobis in qua potestate haec faciam. Baptismus
v. 31. Joannis de coelo erat, an ex hominibus? Respondete mihi. At illi cogitabant

Fol. XVIII. verso

aput se dicentes quid illi dicemus
de caelo [5]) quare non credidimus
v. 32. illi set [6]) dicemus ex hominibus·
metuebant populum omnes e
nim sciebant johannen quo
v. 33. niam profeta fuit et respondens [7])

---

[1]) Hier hat das Mſ. hierosoluma. Fleck edirt y für u. Zeile 2 ſteht bei Fleck, wohl aus Druckverſehen, verster.

[2]) at; dafür Fleck ad.

[3]) *** corrigirt interrogo und fügt noch et ego hinzu.

[4]) So iſt, wohl ſchon von erſter Hand, cogitabant aus cogitarunt corrigirt.

[5]) *** ſetzt zu Anfang der Zeile hinzu: si dixerimus, und nach caelo: dicto (ſollte wohl dicet ſeyn) novis.

[6]) Für set lieſt Fleck et. Die dritte Hand ſetzt nach set hinzu si.

[7]) Ueber dens ſteht von *** te, wodurch respondentes (ſo edirt Fl.) corrigirt werden ſollte, doch iſt das folgende et unberührt geblieben.

Digitized by Google

et dixerunt ad [1]) johannen non
scimus et hs dixit neq· ego dico
vobis in qua potestate ista fac.. [2])
XII. 1. coepit autem illi [3]) in similitudini
bus dicere
Vineam novellavit homo et cir
cumdedit vallo et fidis [4]) torcular
et aedificavit turrem et loca
* * *

secum, dicentes: Si dixerimus, De coelo, dicet: Quare ergo non
v. 32. credidistis ei? Si dixerimus, Ex hominibus, timemus populum:
omnes enim habebant Joannem quia vere propheta esset.
v. 33. Et respondentes dicunt Jesu: Nescimus Et respondens Jesus ait
illis: Neque ego dico vobis in qua potestate haec faciam.
XII. 1. Et coepit illis in parabolis loqui: Vineam pastinavit homo, et
circumdedit sepem, et fodit lacum, et aedificavit turrim, et loca

Fol. XIX. recto
vit rusticis et peregrinatus est
v. 2. et misit in tempore servum at
rusticos ut darent illi fructus
v. 3. et appraehenderunt eum et oc
ciderunt et dimiserunt inane-
v. 4. et iterum· misit ad illos alium ser
v. 5. vum et illum decollaverunt et
alium misit et occiderunt et ali
v. 6. um et alius [5]) multos novissimum
misit filium dicens revertun
v. 7. tur filium meum· rustici au
tem dixerunt ad invicem· hic
est heres venite occidamus il
lum et nostra erit hereditas·
* * *

v. 2. vit eam agricolis, et peregre profectus est. Et misit ad agricolas
in tempore servum, ut ab agricolis acciperet de fructu vineae.
v. 3. Qui apprehensum eum caeciderunt, et dimiserunt vacuum.
v. 4. Et iterum misit ad illos alium servum: et illum in capite vulne-
v. 5. raverunt et contumeliis affecerunt. Et rursum alium misit et il-
lum occiderunt: et plures alios: quosdam caedentes, alios vero
v. 6. occidentes. Adhuc ergo unum habens filium charissimum, et
illum misit ad eos novissimum, dicens: Quia reverebuntur
v. 7. filium meum. Coloni autem dixerunt ad invicem: Hic est heres:
venite, occidamus eum: et nostra erit hereditas.

---

[1]) ad (von F I. übergangen) iſt ausradirt
[2]) Auf einer Rasur ſteht io von ***.
[3]) Die dritte Hand corrigirt illis.
[4]) Die zweite Hand corrigirt fodit.
[5]) Die dritte Hand lieſ't alios. Das folgende revertuntur blieb unverbeſſert.

Digitized by Google

Fol. XIX. verso

v. 8. et acceperunt et occiderunt
illum· et abjecerunt extra
v. 9. viniam· tunc dom[s] indig
natus veniet et perdet rusticos
v. 10. et dabit vineam aliis· aut num
quit nec scripturam ipsam le
gitis lapidem quem reprobave
runt aedificantes in factums [1])
v. 11. est in caput anguli a domino·
factu est hic est admirabilis in
v. 12. oculis nostris et quaerebant
eum detinere timuerunt au
tem populum· scierunt enim·
quia ad se similitudinem istam

* * *

v. 8. Et apprehendentes eum occiderunt, et ejecerunt extra vineam.
v. 9. Quid ergo faciet dominus vineae? Veniet, et perdet colonos:
v. 10. et dabit vineam aliis. Nec scripturam hanc *legistis*: Lapidem
quem reprobaverunt aedificantes, hic factus est in caput
v. 11. anguli: A Domino factum est istud, et est mirabile in oculis
v. 12. nostris? Et quaerebant eum tenere, et timuerunt turbam: cognoverunt enim quoniam ad eos parabolam hanc

Fol. XX. recto

dixit· et dimiserunt eum et abi
v. 13. erunt et miserunt quosdam de
farisaeis et herodianis ut eum
v. 14. circumveniens sermone et in
terrogabant eum farisaei dice
tes magister scimus quia verax
es et non pertines ad te [2]) de ne
mine non enim vides in facie
hominum set in veritatem via
dom dices [3]) dic nobis quit tibi vi
detur· licet dare capitularium
v. 15. caesari dabimus aut non ille au
tem sciens eorum sictam [4]) pronu
tiationem· dicit illis· quid me temptas [5])

* * *

v. 13. dixerit. Et relicto eo abierunt. Et mittunt ad eum quosdam ex
v. 14. Pharisaeis et Herodianis, ut eum caperent in verbo. Qui ve-

---

[1]) m iſt, wohl von der erſten Hand ſelber, durchſtrichen, in vorher blieb unberührt.

[2]) t in te ſteht auf einer Raſur. Vorher corrigirt *** pertinet.

[3]) Die zweite Hand verbeſſert doces.

[4]) tam iſt durchſtrichen von ***; vielleicht ſollte damit das ganze Wort getilgt ſeyn.

[5]) So hat das Mſ. (aufzulöſen: temptans).

Digitized by Google

nientes dicunt ei: Magister, scimus quia verax es, et non curas quemquam: nec enim vides in faciem hominum, sed in veritate viam Dei doces: licet dari tributum

v. 15. Caesari, an non dabimus? Qui sciens versutiam illorum, ait illis: Quid me ten

Fol. XX. verso

v. 16. tatis adferte mihi denarium il
le [1]) autem attulerunt· illi et dicit
illis cujus imago est ista et intri
bus illi autem dixerunt caesa
v. 17. ris dicit illis· redditae quae runt [2])
caesaris caesari e que sunt di
do et admirati sunt super eum·
v. 18. Et veniunt sadducaei ad illum qui
dicunt resurrectionem non
esse· et intorrogabant [3]) illu
v. 19. dicentes moses scripsit nobis ut
si cujus frater decesserit et habu
erit uxorem et filium non reliq·
rit accipiat frater ejus· illam mu

* * *

v. 16. tatis? afferte mihi denarium ut videam. At illi attulerunt ei. Et ait illis, Cujus est imago haec et in-
v. 17. scriptio? Dicunt ei: Caesaris. Respondens autem Jesus dixit illis: Reddite igitur quae sunt Caesaris Caesari:
v. 18. et quae sunt Dei Deo. Et mirabantur super eo. Et venerunt ad eum Sadducaei, qui dicunt resurrectionem
v. 19. non esse: et interrogabant eum dicentes: Magister, Moyses nobis scripsit, ut si cujus frater mortuus fuerit, et dimiserit uxorem, et filios non reliquerit, accipiat frater ejus

Fol. XXI. recto

lierem et resuscitet semen fra
v. 20. tri suo· Septem fratres fuer
et primus accepit· uxorem· et pri
usquam generaret filium deces
v. 21. sit et non remisit semen et ac
cepit eam secundus resuscitare
semen fratri suo et ipse mortuus
v. 22. est· et tertius simili modo et om
nes septem· si mulier mortua
est et mulier sine filis [4]) cui rema
v. 23. net mulier munda· omnes e
nim septem illam habuerunt in
v. 24. anastasim cujus erit· respondit
illis propter hoc erratis nonscientes

* * *

[1]) Ueber e in ille ſteht i, vielleicht ſchon von *.

[2]) Die zweite Hand corrigirt sunt.

[3]) So: intorrogabant. Fleck: interrogabant.

[4]) filis hat der Codex, mit der Contraction, nicht filiis, wie bei Fleck ſteht.

Digitized by Google

v. 20. uxorem ipsius, et resuscitet semen fratri suo. Septem ergo
fratres erant· et primus accepit uxorem, et mortuus est, non
v. 21. relicto semine. Et secundus accipit eam, et mortuus est: et nec
v. 22. iste reliquit semen. Et tertius similiter. Et acceperunt eam simi-
liter septem, et non reliquerunt semen. Novissima omnium
v. 23. defuncta est et mulier. In resurrectione ergo cum resurrexerint,
cujus de his erit uxor? septem enim habuerunt eam uxorem.
v. 24. Et respondens Jesus ait illis: Nonne ideo erratis, non scientes

Fol. XXI. verso
Scripturas neque [1]) neque virtu
v. 25. tem dī cum enim resurrexerint
a mortuis [2]) neque nubunt ne
quae nuptiantur· [3]) set sunt qua
v. 26. si angelis [4]) caelorum de mor
tuis autem quoniam resurgunt
non legistis in libro moseos
super· rubum quomodo ait illi
dom^{s}. dicens ego sum ds abraha
v. 27. et ds isac· et ds [5]) jacob· non est ds
mortuorum set vivorum· mul
v. 28. tum erratis· et accessit unus ex
scribis· cum audiset [6]) quia· bene
illis respondit et interrogavit

* * *

v. 25. Scripturas neque virtutem Dei? Cum enim a mortuis
resurrexerint, neque nubent neque nubentur, sed sunt sicut
v. 26. Angeli in coelis. De mortuis autem quod resurgant, non legistis
in libro Moysi, super rubum quomodo dixerit illi Deus, inquiens:
Ego sum Deus Abraham et Deus Isaac et Deus Jacob?
v. 27. Non est Deus mortuorum, sed vivorum. Vos ergo multum
v. 28. erratis. Et accessit unus de scribis, qui audierat illos conqui-
rentes, et videns quoniam bene illis responderit, interrogavit

Fol. XXII. recto
illum dicens· magister quod est
mandatum primum·
v. 29. Hs autem dixit illi audi isdrahel·
dom ds noster unus est et dili
git dom^{n} dm. etsum [7]) de toto cor

---

[1]) Das erſte neque iſt ausradirt.

[2]) uis iſt von zweiter Hand. Darunter ſcheint em (alſo mortem) geſtanden zu haben.

[3]) ptia iſt von zweiter Hand. Die erſte Hand hatte, wie es ſcheint, nubuantur geſchrieben.

[4]) Das s hat einen Punkt, wornach angeli zu leſen iſt.

[5]) Die Abbreviatur heißt an dieſen vier Stellen nicht ſowohl ds (deus) als dī (dei).

[6]) audiset hat die Handſchrift; Fleck audisset.

[7]) e und s in etsum ſind ausradirt, alſo bleibt tum (für tuum) übrig.

Digitized by Google

de tuo et de totis viribus tuis
v. 31. haec prima est deinde secun
da similis huic diliges proximu
tibi eam [1]) quam te· majus his a
v. 32. alius mandatum non est· ut [2]) dixit
illis scriba· in veritatem magister
dixitsti [3]) quia nnus [4]) est dom· et no
v. 33. est praescriptum tamquam te me
liora sunt omnib scrificiis [5]) et hilo

* * *

v. 29. eum quod esset primum omnium mandatum. Jesus autem respondit ei: Quia primum omnium mandatum est: Audi Israel,
v. 30. Dominus Deus tuus, Deus unus est: Et diliges Dominum Deum tuum ex toto corde tuo, et ex tota anima tua, et ex tota mente tua; et ex tota virtute tua. Hoc est primum mandatum.
v. 31. Secundum autem simile est illi: Diliges proximum tuum tamquam teipsum. Majus horum aliud mandatum non est.
v. 32. Et ait illi scriba: Bene Magister, in veritate dixisti, quia
v. 33. unus est Deus, et non est alius praeter eum. Et ut diligatur ex toto corde, et ex toto intellectu, et ex tota anima, et ex tota fortitudine: et diligere proximum tamquam seipsum, majus et omnibus holo

Fol. XXII. verso

v. 34. caustomatis· cum vidisset autem
hs quoniam sensater [6]) respondit
dixit illi non longe et [7]) a regno
di et jam nemo audiebat [8]) illum·
v. 35. interrogare et respondens
hs et dixit docens in templo quo
modo dicunt scribae quia· xps
v. 36. filius david est ipse david· dicit
in spiritu sancto dicit dom[o] dom[o] [9])
meo sede ad dextera mea· quo
adusq· ponam inimicos tuos·
suppedaneum pedum tuorum
v. 37. ipse david dom· illum esse dixit·
et unde et ejus filius· et multa

* * *

---

1) eam iſt wohl mit tam verwechſelt worden.

2) Die dritte Hand corrigirt et.

3) t in der Mitte hat einen Punkt über ſich; alſo bleibt dixisti ſtehen.

4) nnus hat das Mſ. für unus (wie Fleck edirt hat).

5) omnib, nicht omnibus ſteht im Mſ., wobei b von zweiter Hand über einen andern Buchſtaben reſcribirt iſt. Dieſelbe Hand hat auch sacrificiis corrigirt.

6) sensater wird geleſen, nicht (wie Fl. hat) sensato.

7) Die dritte Hand corrigirt es.

8) i in audiebat iſt durchſtrichen.

9) So, zweimal die Abbreviatur für dominus, obſchon es das zweite Mal dom[o] ſeyn ſollte.

Digitized by Google

v 34. cautomatibus et sacrificiis. Jesus autem videns quod sapienter respondisset, dixit illi: Non es longe a regno Dei.
v. 35. Et nemo jam audebat eum interrogare. Et respondens Jesus dicebat, docens in templo: Quomodo dicunt scribae
v. 36. Christum filium esse David? Ipse enim David dicit in Spiritu sancto: Dixit Dominus Domino meo, Sede a dextris meis, donec ponam inimicos tuos scabellum
v. 37. pedum tuorum. Ipso ergo David dicit eum Dominum, et unde est filius ejus? Et multa

Fol. XXIII. recto

turba auditebat illum libenter.
v. 38. et in docendo dicebat cavite
ab scribit qui volunt in stolis
ambulare et salutari in foro
v. 39. ei sessionem primam locum.
v. 40. qui comedunt domo *) viduaru
ista faciunt in excusatione lo
ga. hi accipient abinundantius
v. 41. judicium. et cum sederet
contra gazosolacium videbat.
quomodo turba mittit aes. et ho
v. 42. nesti mittebant multa. cum
venisset autem una vidua misit
minata duo quod est quadrans.

* * *

v. 38 turba eum libenter audivit. Et dicebat eis in doctrina sua: Cavete a scribis, qui volunt in stolis ambulare, et salutari
v. 39. in foro, Et in primis cathedris sedere in synagogis, et primos
v. 40. discubitus in coenis: Qui devorant domos viduarum sub obtentu prolixae orationis: hi accipient prolixius judicium.
v 41. Et sedens Jesus contra gazophylacium, aspiciebat quomodo turba jactaret aes in gazophylacium, et multi divites
v. 42. jactabant multa Cum venisset autem vidua una pauper, misit duo minuta, quod est quadrans.

Fol. XXIII. verso

v. 43. et convocavit hs discipulos su
os. et dixit illis. amen dico vobis.
quia vidua haec plus. misit in ga
zophylachinos omnibus qui
v. 44. miserunt. unusquisque eni
de eo quod illi abundavit misit
haec autem de inopia. sua misit
totum quem habuit victum suu
XIII, 1. et cum proderet de templo dicit
illi unus ex discentibus illius
magister. vide quales lapides.
v. 2. et qualia aedificia templi et

*) Die dritte Hand hat domos hergeſtellt.

Digitized by Google

respondens hs dicit illis non· [1])
videtis omnia· illa magna ame¯

* * *

v. 43. Et convocans discipulos suos, ait illis: Amen dico vobis, quoniam vidua haec pauper plus omnibus misit, qui
v. 44. miserunt in gazophylacium. Omnes enim ex eo quod abundabat illis, miserunt: haec vero de penuria sua omnia
XIII, 1. quae habuit, misit totum victum suum. Et cum egrederetur de templo, ait illi unus ex discipulis suis: Magister, aspice
v. 2. quales lapides, et quales structurae. Et respondens Jesus ait illi: Vides has omnes magnas aedificationes?

Fol. XXIV. recto

dico vobis quia non reliquen
tur· in templo qui non resolva
tur· et post triduum alium
ut excitabitur sine manibus·
v. 3. et cum sederet in montem eleo¯
contra templum interroga
bunt illum secreto petrus et ja
cobus et johannes et andreas
v. 4. dic nobis quando ista erunt et
quo signa haec incipiunt perfici·
v. 5. et spondens [2]) dixit illis vide
v. 6. te ne quis vos decipiat multi e
nim venient in nomine meo
pseudi profetae [3]) dicentes ego su¯

* * *

v. 3. Non relinquetur lapis super lapidem, qui non destruatur. Et cum sederet in Monte Olivarum contra templum, interrogabant eum
v. 4. separatim Petrus, et Jacobus, et Joannes, et Andreas: Dic nobis, quando ista fient? et quod signum erit, quando haec omnia
v. 5. incipient consummari? Et respondens Jesus coepit dicere
v 6. illis: Videte ne quis vos seducat: Multi enim venient in nomine meo dicentes, quia ego sum:

Fol. XXIV. verso

et multos in errore promittent [4])
v. 7. cum audieritis autem bella [5]) et
opiniones de bellorum· nolite
timere oportet enim fieri set·
v 8. nondum finis surget autem gens
super gentem et regnum super
regnum et erunt terrae motus·

---

[1]) Dieſes non iſt ausradirt.

[2]) Die zweite Hand verbeſſert respondens.

[3]) Das Mſ. hat pseudiprofetae; Flecf pseudoprofetae.

[4]) Für errore hat Fl. geleſen terrore. In promittent iſt pro ausradirt.

[5]) bella iſt von zweiter Hand. Vorher ſtand etwa praa, was auf praelia führen würde.

Digitized by Google

per loca· et fames initium partu
v. 9. ritionis· haec videte· deinde vos [1])
.....ipsos [2]) tradent in concili
abula et in sinagogis· et ante po
testates· et reges stabitis propter
v. 10. me at testimonium illos [3]) et in om
nes gentes· set confortamini prius·

* * *

v. 7. et multos seducent. Cum audieritis autem bella et opiniones bellorum, ne timueritis: oportet enim haec fieri:
v. 8. sed nondum finis. Exsurget enim gens contra gentem, et regnum super regnum, et erunt terrae motus per loca.
v. 9. et fames. Initium dolorum haec. Videte autem vosmet ipsos. Tradent enim vos in conciliis, et in synagogis vapulabitis, et ante praesides et reges stabitis
v. 10. propter me, in testimonium illis. Et in omnes gentes primum

Fol. XXV. recto

enim oportet praedicari evan
v. 11. gelium et cum optulerunt· [4])
vos tradentes· nolite satagare
quid loquamini set quot datum
vobis fuerit illa hora illut loqui
mini non enim estis vos· qui lo
v. 12. quimini set spiritus sanctus· et
tradet frater· fratrem· ad morte¯
et pater filium· et exsurgebit fi
li super parentes· et necabunt
v. 13. illos et exitis [5]) odibiles omnibus
propter nomen meum qui aute¯
sustinuerit· usque ad finem hoc [6])
v. 14. salvabitur· cum autem videritis·

* * *

v. 11. oportet praedicari Evangelium. Et cum duxerint vos tradentes, nolite praecogitare quid loquamini: sed quod datum vobis fuerit in illa hora, id loquimini: non enim
v. 12. vos estis loquentes, sed Spiritus sanctus. Tradet autem frater fratrem, et pater filium: et consurgent
v. 13. filii in parentes, et morte afficient eos. Et eritis odio omnibus propter nomen meum. Qui autem sustinuerit in
v. 14. finem, hic salvus erit. Cum autem videritis

---

1) Unter o in vos, was die zweite Hand corrigirt hat, schimmert a von erster Hand hervor.

2) Auf der Rasur stand etwas Verkehrtes; auch der Raum von ip, was die zweite Hand geschrieben, gehörte dazu.

3) Aus illos ist illis corrigirt von zweiter Hand. In der nächsten Zeile ist von derselben forta. Die Buchstaben darunter begannen mit p.

4) Für obtulerunt, wie das Mf. hat, gibt Fl. an optui erunt.

5) *** corrigirt eritis.

6) Aus dem o ist ein i gemacht, von der zweiten, wenn nicht schon von erster Hand.

Digitized by Google

Fol. XXV. verso

tis· exsecrationem· desolutionis
quod dictum est ante [1]) profeta
stans ubi non oportet quod [2]) legit
intellegat tunc· tunc qui in ju
daea sunt fugiant in montibus
v. 15. et qui in tecto est non descendat
v. 16. aufere aliquit· de domo et qui in
agro est non revertatur retro
tollere vestimentum suum·
v. 17. vae autem illis quas [3]) in ventre
viventi [4]) habent· et quae lactant
v. 18. in illis diebus· adunate [5]) autem
ne fiat fuga vestra hieme aut·
sabbato erunt enim in diebus

* * *

abominationem desolationis, stantem ubi non debet: qui legit, intelligat: tunc qui in Judaea sunt, fugiant in montes:
v. 15. Et qui super tectum, ne descendat in domum, nec introeat ut
v. 16. tollat quid de domo sua: Et qui in agro erit, non revertatur
v. 17. retro tollere vestimentum suum. Vae autem praegnan-
v. 18. tibus et nutrientibus in illis diebus. Orate vero ut
v. 19. hieme non fiant. Erunt enim dies

Fol. XXVI. recto

illis tribulationes quales non
fuerunt ab initio creaturae
usque nunc et non erit num
v. 20. quam· et si non breviasset
deus ds [6]) dies numquam salvata
esset omnis caro et propter e
v. 21. lectos breviavit illos· et tunc·
sii [7]) qui vobis dixerit· ecce hic· xps
v. 22. ecce illic nolite credere· sur
gent enim pseudoprofetae et
dabunt signa et potentia [8]) ad er
rorem faciendum si fieri possit

---

1) Aus nte iſt dani gemacht und über der Linie noch elo hinzugefügt, ſo daß für ante corrigirt iſt a danielo, und zwar von zweiter Hand.

2) •• lieſ't qui für quod.

3) •• corrigirt quae für quas.

4) vivente hat nicht nur die angegebenen Punkte über ſich, ſondern iſt auch ausradirt.

5) Für adunate corrigirt •• orate; das o der zweiten Hand hat die dritte der Auffriſchung halber überzogen.

6) ds iſt ausradirt.

7) s in sii ſteht außer der Linie; es iſt von erſter oder zweiter Hand hinzugefügt, jedoch ohne Tilgung des überflüſſigen i.

8) Zwiſchen o und t ſteht r, während i durchſtrichen iſt: die zweite Hand hat portenta corrigirt. Falſch gibt Fleck an: portentia.

Digitized by Google

v. 23. et electis· vos autem videte
v. 24. ecce praedici [1]) vobis omnia· in illis dieb·

* * *

illi tribulationes tales, quales non fuerunt ab initio creaturae,
v. 20. quam condidit Deus, usque nunc, neque fient. Et nisi breviasset Dominus dies, non fuisset salva omnis caro: sed propter electos,
v. 21. quos elegit, breviavit dies. Et tunc si quis vobis dixerit: Ecce
v. 22. hic est Christus, ecce illic, ne credideritis. Exsurgent enim pseudochristi et pseudoprophetae, et dabunt signa et portenta ad seducendos, si fieri potest, etiam electos.
v. 23. 24. Vos ergo videte: ecce praedixi vobis omnia. Sed in illis diebus,

Fol. XXVI. verso
post triblationem [2]) sol tenebrica
vit et luna non dabit fulgu
v. 25. rem [3]) suum et stellae cadentis·
fortitudines in caelis· commo
v. 26. vebuntur· et tunc videbunt fi
lium hominis· venientem in
nube cum virtute magna· et cla
v. 27. ritate et tunc mittet angelos·
et colligit electos· [4]) a quattuor ve
tis· [5]) a summo terrae usque ad
v. 28. suum caelörum ab arbore au
tem fici dicite [6]) similitudinem·
cum lat [7]) ramus ejus fuerit neq·
et germinaverit talia [8]) dgnosci

* * *

post tribulationem illam, sol contenebrabitur, et luna non
v. 25. dabit splendorem suum: Et stellae coeli erunt decidentes, et
v. 26. virtutes, quae in coelis sunt, movebuntur. Et tunc videbunt Filium hominis venientem in nubibus cum virtute multa et
v. 27. gloria. Et tunc mittet Angelos suos, et congregabit electos suos a quatuor ventis, a summo terrae usque ad summum coeli.
v. 28. A ficu autem discite parabolam. Cum jam ramus ejus tener fuerit, et nata fuerint folia cognosci

---

1) ** corrigirt praedixi.

2) Für triblationem referirt Fl. iribiationem.

3) ** corrigirt fulgorem. Am Ende der Zeile ſetzt *** noch et hinzu.

4) Fl, gibt an: angelos eletos, und hat dabei et colligit gänzlich überſehen.

5) Für ventis las Fl. velis.

6) ** corrigirt discite.

7) Aus lat iſt, wohl ſchon von erſter Hand, jam corrigirt, indem t durchſtrichen und neben a ein Querſtrich angebracht wurde. Fleck referirt: »jam e (?).«

8) f in folia iſt über einen ausradirten Buchſtaben, etwa p, geſchrieben. Das folgende Wort hat die beſſernde Hand nicht erfahren.

Digitized by Google

Fol. XXVII. recto

v. 29. tis quia proximat messis· ut et vos
cum videretis· [1]) ista fieri scitote
quia in proximo et in foreibus
v. 30. est finis· amen dico vobis· non
transibit saeculum· istut quod
v. 31. adusque omnia [2]) fiant· caelum
et terra transiet verba autem
verba mea non transibunt·
v. 32. de die autem illo· et hora nemo
scit· neque· angeli in caelis· ne
v. 33. que filius nisi pater solus vi
dete et pervigilate nescitis e
v. 34. nim quando tempus veniet quo
modo homo peregrinans reliquit·

* * *

v. 29. tis quia in proximo sit aestas: Sic et vos cum videritis haec fieri,
v. 30. scitote quod in proximo sit in ostiis. Amen dico vobis, quoniam non
v. 31. transibit generatio haec, donec omnia ista fiant. Coelum et
v. 32. terra transibunt, verba autem mea non transibunt. De die autem illo vel hora nemo scit, neque Angeli in coelo, neque Filius,
v. 33. nisi pater. Videte, vigilate, et orate: nescitis enim quando
v. 34. tempus sit. Sicut homo, qui peregre profectus reliquit

(Die Fortsetzung folgt.)

---

1) So heißt's, nicht wie Fleck angibt videritis.

2) Hier fügt die zweite Hand noch ista ein.

Digitized by Google